11

XIII 10. 11.
1909
15
Coburger Landes-Bücherei

Coburger
Landes
Bibliothek

D. Chodowiecki del.

Johann Martin Millers

Beytrag zur Geſchichte

der

Zärtlichkeit.

Aus den Briefen zweyer Liebenden.

Zwote, rechtmäſſige, durchgeſehene, und mit einem Anhang vermehrte Auflage.

Coburger Landes-Bücherei

Frankfurt und Leipzig,
1780.

Vorbericht
des Herausgebers dieſer Briefe,
zu der erſten Auflage.

Ich freue mich, meinen bekannten oder unbekannten Freunden und Freundinnen aus dem Nachlaß meines **Wilhelms** etwas mittheilen zu können, das ſie rühren wird. Denn ſo viel kann ich hoffentlich von dieſen Briefen ſagen, ohne ihnen eine Lobrede zu halten, die parteyiſch ſcheinen könnte. — Sie ſind aus dem Herzen gefloſſen, oft in einer ſehr traurigen Lage; Sollten ſie nun nicht rühren?

Es würde mir leid thun, wenn einigen Leſern das anſtöſſig ſeyn könnte, daß die Liebe hier von einer ſo ernſthaften Seite, in Verbindung mit der Religion, oder — daß ichs mit Einem Wort ausdrücke! — ſo heilig behandelt wird.

Iſt nicht Liebe die allgemeine Empfindung der Menſchen? Kann ſie nicht die traurigſten und glücklichſten Folgen haben? Muß

ſie

ſie alſo nicht ernſthaft behandelt werden? — Ein edles, frommes Weib iſt unſtreitig, (dieß ſagt auch die Bibel,) eine Gabe Gottes. Muß ich Ihn um eine ſolche Gabe nicht anrufen? Ihm nicht herzlich dafür danken, wenn ſie mir gewährt iſt?

Mann und Weib wandeln gemeinſchaftlich mit einander durchs Leben in die Ewigkeit. Muß nicht Religion ihre Leiterinn, ihre Tröſterinn in den Widerwärtigkeiten dieſes Lebens ſeyn? Und wenn zwey Liebende, noch eh das engre Band der Ehe ſie umſchlungen hat, ſich dieſe Tochter Gottes ſchon zur Freundinn, zur Geſellſchafterinn in ihren einſamen Stunden wählen, ſich durch ſie zum Guten, zur Hofnung, zur Geduld, zum Glauben an die Vorſehung aufmuntern laſſen, das iſt doch wohl mehr nachahmungswürdig, als tadelhaft?

Wilhelm hat darüber ſelbſt manches im **neunten** Brief, und auch anderswo geſagt.

Sollte aber die Bekanntmachung dieſer Briefe in den Herzen meiner Leſer und Leſerinnen auch keine andere Wirkung hervorbringen, als daß ſie zuweilen gerührt, erweicht und zu Thränen aufgefodert würden,

ſo

ſo würd ich mich ſchon darüber glücklich ſchäzen; Denn ich weiß, daß jede mitleidige Empfindung, jede Rührung und Erweichung des Herzens ſchon an ſich gut iſt, und daß eine Perſon in dem Augenblicke, da ſie aus Mitleiden oder Zärtlichkeit weint, nichts Böſes, wohl aber viel Gutes, Edles und Groſſes zu thun im Stande iſt; und jede Empfindung läſſt einen Eindruck — ſchwächer oder ſtärker — in der Seele zurück.

Es ſind nicht ganz alle Briefe, die die beyden Liebenden gewechſelt haben, hier mit abgedruckt. Einem Liebenden kann manches ſehr wichtig ſeyn, was einer dritten Perſon unwichtig oder gleichgültig vorkömmt. Doch würde vielleicht dem, der, indem er dieſe Briefe lieſt, gerad auch verliebt iſt, auch dieſes unwichtig ſcheinende wichtig dünken.

Vorbericht
zu der zwoten Auflage.

Nachſtehende Briefe ſind vor drey Jahren das erſtemal öffentlich erſchienen. Man las ſie ſo, wie ichs wünſchte: Mit herzlicher Theilnehmung an den Schickſalen und Empfindungen der beyden Liebenden, von denen ſie geſchrieben ſind. Sie können ſich darüber nicht mehr freuen; Aber ich, der ich ſie kannte, liebte, ſah oft mit freudiger Rührung das Mitleid und die Thränen, die manches fühlende Herz ihrem Andenken widmete.

Die rechtmäſſige Auflage dieſes Büchleins iſt ſchon eine ziemliche Zeit vergriffen; Nur ein paar ſchlechte, durch Druckfehler verunſtaltete Nachdrücke ſchleichen hie und da im Publikum herum. Ich fand mich alſo verpflichtet, dieſen Beytrag wieder in ſeiner wahren Geſtalt dem Publikum in die Hände liefern zu müſſen. Ich thue dieſes jezt mit deſto gröſſerm Vergnügen, da ich mich im Stande ſehe, dieſer zwoten Auflage verſchiedne nicht unwichtige Vorzüge vor der erſten geben zu können. Chodowiecki, der meines Lobes nicht bedarf, hat ein Titelkupfer dazu gezeichnet und geſtochen. Die Briefe ſelbſt waren vorher nur nach einer flüchtig gemachten Abſchrift gedruckt; Und alſo hatten ſich verſchiedene Fehler eingeſchlichen, die in dieſer, nach einer Originalhandſchrift verfertigten Auflage durchaus auf das ſorgfältigſte verbeſſert worden ſind. Und endlich folgt hier noch ein Anhang, der alle Nachrichten von Sophiens fernerm Schickſal, die der Leſer, der bisher an ihrem Schickſal Antheil nahm, ſich wünſchen mag, enthält, die wohl jeder Leſer von Gefühl mit Rührung leſen wird.

Ulm, im März 1780.

J. M. Miller.

I.

Wilhelm an Sophien.

den 4. Jan.

Dein Vorſchlag, meine Liebe, ob wir uns nicht auch zuweilen zuſchreiben wollten, war mir ſehr willkommen. Oft, wenn ich bey Dir bin, hätt ich Dir ſo viel zu ſagen, und ſage nichts; Die Zeit wird mir immer ſo kurz, und der Abſchied überraſcht mich allemal zu früh, wie der Tod einen Menſchen, der nun eben erſt anfieng, glücklich zu werden, und ſchon wieder davon ſoll.

Hör Mädchen! ich dächte, Du ſchaffteſt Deine Wanduhr aus dem Zimmer; Jeder Viertelſchlag dringt mir durch die Seele. Die Trennung iſt ja doch ſchon hart genug, ſoll man auch noch die unfreundliche Erinnerung daran jede Viertelſtunde hören?

Sobald ich etliche Minuten von Geſchäften frey bin, iſt meine ganze Seele bey Dir. Da ſiz ich Deinem Bild gegenüber, ſeh es unbeweglich an, und zulezt kommt mirs vor, als ob es ſich bewegte und lebendig würde, und mich mit Deiner ganzen liebevollen Zärtlichkeit anlächelte. Dann wird mir das Herz ſo voll, und ich rede mit Dir, daß ich oft erſchrecke, wenn mein Bedienter ſchnell aufs Zimmer kömmt und meine lezten Worte hört. Auch deßwegen iſt mirs lieb, daß wir künftig an einan-

der ſchreiben. Alle meine einzelne Gedanken, alle meine Selbſtgeſpräche richt ich nun an Dich, und ſchreibe ſie Dir auf, zumal Abends, wenn ich von Dir zurück komme und noch voll bin von der Seligkeit der Liebe.

O du liebe Seele, welchen herrlichen Abend haſt Du mir heut wieder gemacht! Ich kam halb hypochondriſch zu Dir. Das beſtändige Sizen im Winter, die verdrüßlichen Geſchäfte, beſonders das Rechnungsweſen, und der einſchläfernde Umgang mit meinen Kollegen, die zur Hälfte dumm, zur Hälfte boshaft ſind, ziehen Wolken auf meiner Stirne zuſammen, die nur Du mit Deinem lieben blauen Auge weglächeln kannſt. Du haſt eine Gewalt über mich, wie ſonſt kein Menſch ſie hat. Selbſt die Freundſchaft, ſelbſt die Bücher, die ich ſonſt ſo ſehr liebe, ſind oft nicht im Stande, meine Seele aus der Dunkelheit, in die ſie ſich ſelbſt hineingräbt, herauszureiſſen. Du muſſt es ſelbſt bemerken, wie mein Auge ſo ſchnell wieder hell und heiter wird, wenn ich Dir nur kurze Zeit im Arm liege. Dieß iſt Eine mit von den tauſend Seligkeiten, die mir Gott durch Deine Liebe ſchenkte.

Du gefielſt mir heut in Deinem weiſſen Anzug mit den rothen Bändern auſſerordentlich; Er hat ſo viel Frühlingsmäßiges und ſchäferliches, und im Winter ſollte man beſonders ſolche Kleider tragen, die uns in die frohere Jahrszeit einen Blick thun laſſen.

Wenn ich an dieſe Jahrszeit denke, Mädchen! was mir der vergangne Frühling war, und was der künftige mir ſeyn wird, o dann wein ich helle Freu-

Freudenzähren, und meine Seele fliegt, mit meinem Blick, zum Himmel.

Gott, was litt ich im vergangnen Frühling, als ich mit ſo ganzer, ſo zerriſſner Seele an Dir hieng, ſo viel Deinetwegen ausſtand, und Du mich nicht kannteſt, nichts von einem Herzen wuſſteſt, das ſich Deinetwegen ſo verblutete! Wenn ich ſo an unſerm Strom hinabgieng, ganz in ängſtenden Gedanken vertieft, daß ich oft am Abhang des Ufers ſtand, und nur noch ein paar Schritte fehlten, daß ich nicht hinabgeſtürzt wäre! Ach, und wie mir alles rings umher ſo feyerlich und heilig war, weil ich Dich ein paarmal da erblickt hatte! — Wie ich dann wieder auf einmal in ein Labyrinth von Zweifeln hineingerieth, daß Du ewig mich nicht lieben, daß ich ewig Deinetwegen leiden werde! — Mädchen, Mädchen, wie ſo anders wirds nun bald ſeyn, wenn ich ſtolz und triumphirend Dich am Ufer hinabführen werde, an dem Ufer, das mich ſonſt ſo elend ſah! — O du Engel, daß Du mein biſt, das überſteigt alle meine Sinne, hebt mich über Alles. Schlaf wohl, Unvergleichliche!

den 5. Jan.

Geſtern hab ich, wie ich ſeh, geſchwärmt, liebe Seele! Aber kann man anders, wenn man ſo ein Glück, wie meines iſt, überdenkt? — In zwo Stunden ſeh ich Dich, Du Theure! Ach, den ganzen Tag hab ich darnach geſchmachtet, denn mein Herz iſt heut ſo todt und froſtig. Deine Liebe, Deine Zärtlichkeit, Dein Kuß ſoll mir wieder Lebenswärme eingieſſen! — Es iſt unbegreiflich, wie man kalt ſeyn kann, mitten im Genuß ſo vieler Seligkeit! — Alſo heut drück ich

Dir den erſten Brief in die Hand. Leb wohl, Engel!

* * *

2.

Sophie an Wilhelm.

den 8. Jan.

Ich hab es Dir geſtern und heute wohl angeſehen, lieber herrlicher Wilhelm, daß Du verdrüßlich, wenigſtens traurig warſt, weil ich Dir auf Deinen Brief keine Antwort gegeben habe. Aber hör, ich verſichre Dich, daß die Schuld nicht an meinem Willen, ſondern blos an dem Mangel der Zeit und ſchicklichen Gelegenheit lag. Meine Mutter war nicht ausgegangen, und da ſie beſtändig auf dem Zimmer ſaß, ſo konnt ich nicht ſchreiben; Denn in ihrer Gegenwart gehts nicht. Alſo ſag ichs Dir zum voraus, — damit Du nicht ſogleich den Kopf hängſt, wenn die Briefe nicht ſo richtig eingehen —: Ich kann Dir nicht ſchreiben wenn ich will, und Du muſſt mein Schweigen nicht ſogleich für Mangel an Zärtlichkeit, ſondern für das halten, was das natürlichſte iſt, für ein Zeichen, daß ich Dir nicht habe ſchreiben können. Aber ihr halb eiferſüchtige Herren blickt immer weit übers Ziel hinaus, oder ſeitwärts, und wollt das was natürlich iſt und vor euch liegt, nicht ſehen.

Ich ſage Dir recht vielen herzlichen Dank für Deinen lieben zärtlichen Brief. Doch ich denke, Du ſollteſt es heut und geſtern und vorgeſtern an meinen Küſſen wohl gemerkt haben, daß ſie noch feuriger waren, als ſonſt, und alſo ſchon von meinem Danke zeugten. —

Lieber

Lieber **Wilhelm**, da hab ich eben Deinen Brief wieder geleſen, und er hat mich aufs Neue ſo gerührt, daß ich Dir nun doch die Wahrheit geſtehen muß. Es waren keine Hinderniſſe von Seiten meiner Mutter, die Dir meine frühere Antwort vorenthielten, ſondern es war — gerade heraus zu ſagen — Furchtſamkeit, und wie ich jezt nun einſehe, auch ein bischen Eigenſinn oder Eigenheit, wie Du's nennen willſt.

Ich hatte mich noch denſelben Abend hingeſezt, als Du mir Deinen Brief gegeben hatteſt, und wollte Dir antworten. Aber ſobald ich die Feder anſezte, überfiel mich eine ſolche Aengſtlichkeit, daß ich kaum etliche Zeilen zu Stande brachte. Ihr lieben hochgelahrten Herren ſeyd, ſobald es aufs Schreiben ankommt, ſo krittlich, und bekommt von einem Mädchen das nicht ſprachrichtig ſchreiben kann, ſogleich eine ſo üble Meynung, daß man nicht ohne Zittern, und nur in der höchſten Noth an Euch ſchreiben kann. Ich habe ſchon ſo manchen jungen Herrn darüber ſpötteln hören, und das deucht mir doch, die Wahrheit zu geſtehen, ſehr unartig. Lachen wir doch nicht, wenn Ihr nicht nähen, kochen, und Filet ſtricken könnt.

Nun ſeh ich freylich, wie Du groſſe Augen machen und ſagen wirſt: Hältſt du mich denn auch für einen ſolchen Kleingeiſt und Sylbenzähler? Nein, lieber **Wilhelm**! Aber damals kam mirs nur ſo vor, als ob ich ans ganze männliche Geſchlecht ſchreiben müſſte; Denn ich ſah alle die gerümpften Naſen und das hämiſche Lächeln auf Einmal vor mir, das ich ſo oft bemerkt hatte, wenn von Frauenzimmerbriefen die Rede war. Ich habe mir nun ein- vor allemal eine Verthei-

digung geſchrieben, an die alle die Fehler, die in meinen Briefen künftig vorkommen, appelliren werden. Fürcht alſo nicht, daß ich künftig bey ſolchen Kleinigkeiten wieder ſo geſchwäzig ſeyn werde!

Und doch ſeh ich mich genöthigt, wegen meines künftigen Briefſchreibens noch ein Wörtchen zu ſagen. Ich hatte den andern Tag ein Briefchen bey mir; Aber als ich Dir im Arm lag, und ſo unausſprechlich viel fühlte, und dann an den kalten Ausdruck meines Briefs dachte, dem ich doch unmöglich mehr Wärme hätte geben können, da konnt ich mich des Gedankens nicht entſchlagen: daß man gar nicht an einander ſchreiben ſollte, und beſchloß alſo den Brief wieder zu zerreiſſen. Denn geſtehs nur, Du kannſt auch nicht ſo viel ſchreiben als Du fühlſt! Und ein Brief ſoll doch Ausdruck der Geſinnung und Empfindung ſeyn.

Und doch, Wilhelm, wenn Du nur zween Tage lang von mir entfernt wärſt, dann müſſt ich Dir ja doch ſchreiben. Wo wollt ich ſonſt Troſt und Unterhaltung für mein krankes und verlaſſenes Herz finden?

Laß uns alſo immer an einander ſchreiben! Todtes Geſpräch iſt doch beſſer als gar keines. Vielleicht bekomm ich auch nach und nach den Ausdruck mehr in meine Gewalt, der mir noch ſo oft fehlt; Denn Du biſt der erſte Mann, an den ich ſchreibe.

Haſt Du auch geſehen, wie ich ſo gehorſam bin, und daß die Uhr fort iſt? Meine Mutter nannte mich ein närriſches Mädchen; Ich ſagte ihr,

ihr, das beſtändige Schlagen wecke mich im Schlafzimmer auf, und da lachte ſie. Vielleicht mag ſie wohl ſo etwas gemerkt haben.

Mit Deinem Bild geht mirs eben ſo, wie Dir mit dem meinigen. Bey Tag, wenn ich ſo ungefähr dran hinblicke, ſcheint mirs immer ſo unähnlich. Aber wenn ich ihm Abends in der Dämmerung gegenüber ſize und mich mit meinen Gedanken ſo ganz zu Dir hinphantaſire, dann bekommts Leben, ſieht bald wehmüthig aus, bald lächelts, und neigt ſich zu mir herunter. Inzwiſchen bleibt doch Bild immer Bild! Selbſt Dein Bild in meinem Herzen iſt ſo unvollkommen und dunkel, daß ich oft auf meine todte Einbildungskraft böſe bin. Wenn Du ſelber kömmſt, dann weicht aller Schatten weg.

Schwärm Du immer, lieber **Wilhelm**! Du wirſt auch zuweilen finden, daß ich eine kleine Schwärmerin bin. Schwärmerey iſt Nahrung für die Seele, wenn ihr die Gegenwart, und das was um uns her iſt, keine geben kann.

Auf den Frühling freu ich mich wie Du. Unſer erſter Spaziergang ſoll am Strom hinab ſeyn. Dieſe Gegend war mir ſonſt ſchon ſo lieb, weil ich jeden Fluß liebe. Er bringt Leben und Bewegung in die Landſchaft. Nun weis ich, daß dieß Deine Lieblingsgegend iſt. Sollte ſie mir nun nicht noch zehnmal lieber ſeyn? —

Kennſt Du den Apfelbaum, der kleinen Inſel gegen über, und die Raſenbank drunter? Da hab ich Dich zum Erſtenmal geſehen, ſeit Du wieder hier biſt, und mir ward ſo wunderlich zu Muth, daß ich nicht wuſſte, ſollt ich bleiben oder gehen?

gehen? O Wilhelm! die Liebe iſt nichts willkühr⸗kührliches; Sie ſtammt von einer höhern Macht her, ſtrömt vom Himmel in die Seele. Aus den Blicken allein kann ſie nicht herkommen. Hieng doch ſchon mein Herz an Dir, als ich nur Deinen halben Blick geſehen hatte, und ich zitter⸗te bey Deinem Namen, wenn man ihn von un⸗gefähr nannte. — Sey mir nicht bös, und ſchreib mir fein bald wieder einen ſo herrlichen und ſüſ⸗ſen Brief! Heute kommſt Du doch recht bald? Ganz Deine

Sophie.

* * *

3.

Wilhelm an Sophien.

den 8. Jan.

Freylich, liebes Mädchen, war ich unruhig, daß Du mir ſo lang nicht ſchriebeſt, und ich hatte allerley wunderliche Gedanken; wie man denn bey der Liebe leicht argwöhniſch wird. Aber nun iſt alles wieder gut; Du haſt mich mehr, als ich verlangen konnte, für mein Warten belohnt.

Du muthwilliges Mädchen, daß Du mich ſo hintergehen wollteſt, Deine Mutter ſey an Dei⸗nem Schweigen ſchuld. Auf den Abend ſollſt Du Deine Lüge mit zwanzig Küſſen abbüſſen. — Und um einiger Gecken willen, die in einem Mädchenbrief auf kleine Schreibfehler ausgehen und darüber wizeln, hätteſt Du mir nicht ſchrei⸗ben wollen? Mädchen, ich glaube, Du wollteſt

da

da mehr eine Satyre auf unſer Geſchlecht machen, als daß es Dir Ernſt geweſen war. Schöne Geiſter, oder Stuzer können wohl ſo läppiſch ſeyn, und Sylben ſtechen; Aber ein Herz, das aufs Weſentliche ſieht, und Empfindung und Gefühle hat, kanns gewiß nicht ſeyn. Ich verſichre Dich, die kleinen Nachläſſigkeiten in der Schreibart eines Mädchens gefallen mir, und ich kann das Abgezirkelte und Orthographiſche in einem Frauenzimmerbriefe nicht gut ausſtehn; Ich ſag es Dir auch frey heraus, Du ſchreibſt mir faſt zu orthographiſch.

Was hilft uns unſre ſteife Regelmäßigkeit, wenn die Empfindung ſo wenig Abwechslung und Bewegung hineinbringt? Sie ſieht aus wie ein Regiment Soldaten, das nach einer maſchinenmäſſigen Bewegung fortſchreitet. Könnten wir dafür von Euch das richtige Gefühl, das jeder Sache den rechten Namen giebt, die natürliche, der Erzählung angemeſſne Stellung der Wörter, die Lebendigkeit des Ausdrucks, und die Biegſamkeit, die Ihr hineinzubringen wiſſt, lernen!

Deine Schreibart mag ich gar nicht loben; Ich weis, wie wenig Du jedes Lob, das auch noch ſo wahr und noch ſo gut gemeynt iſt, leiden kannſt.

Aber für die Liebe, die in Deinem Brief athmet, und für die Zärtlichkeit, die darinnen ſpricht, dank ich Dir aus voller Seele, und möchte Dich dafür ſogleich ans Herz drücken.

Morgen gleich, ſo kalt's auch iſt, werd ich zu dem Apfelbaum gehn, und mich auf die Raſenbank ſezen, auf der Du mich das erſtemal geſehen

ſehen haſt. O Mädchen, auf eben dieſer Stelle ſaß ich oft, ſah mit Thränen zum Himmel und bat Gott, mir Dein Herz zu ſchenken! Morgen will ich Ihm da danken, daß Er mirs geſchenket hat. In die Eſpe, die zur Linken hinter der Bank ſteht, hab ich Deinen Namen eingeſchnitten, und ſo viel hundertmal gewünſcht, daß Du ihn doch ſehen möchteſt! Ich weis noch den Tag, an dem Du auf der Bank ſaſſeſt; Es war der neunte Junius. Ich gieng allein, mit Kleiſts Frühling in der Hand, ſtellte mich, als ob ich leſe, und konnte doch kaum das Buch vor Zittern in die Hand halten. Ich gieng dann weiter hinunter ins kleine Wäldchen; Da ergoß ſich mein Schmerz in tauſend Thränen, und ich ſprach laut mit mir ſelber. Hätt ichs wohl damals gedacht, daß dieſer Tag der Anfang meines Glücks ſeyn, und eine Glut in Dir anfachen werde, die mir nun ewig Wonn' und Lebenswärme mittheilt, und mich zu jeder guten That anfeuert? O du Liebe, ich hatte lange ſchon vorher, aber unbemerkt, nach Dir geſchmachtet.

Mit jedem Tage machſt Du mich glücklicher. Was hab ich heute nicht gefühlt, als Du das herrliche Lied von Klopſtock! Im Frühlingsſchatten fand ich ſie ꝛc. nach der ſüſſen ſchmelzenden Melodie des D. Weiß auf der Laute ſpielteſt; Als jeder Ton Deines Geſangs aus der Seele in die Seele ſtrömte, und ich Dir ſo gegenüber ſaß, und dachte: Dieſer Engel mit der reinen himmliſchen gefühlvollen Seele iſt mein! Alle Wonne der Liebe goß ſich auf Einmal durch mich hin, daß ich ſchaudern muſſte. Und der Blick, den Du dann auf mich warfeſt, und die Zähre drinn...! O Mädchen, Mädchen! Du machſt mehr aus mir als einen Menſchen!!!

Da kommt er wieder aus der Wolke hervor, und ſcheint auf mein Blatt hin, der heilige und keuſche Mond, einſt der Zeuge meiner Thränen, und nun meiner Wonne. Liebes Mädchen, wie er heut ſo feyerlich herab ſah, als wir am Fenſter ſtanden, und ſchwiegen, und zu ihm hinauf ſahn. Ich las in Deiner Seele; Sie war voll Dank und Andacht. Du beteteſt für mein Glück und dankteſt, daß ich Dein bin. — Du fragteſt mich, warum ich traurig ſey, und weine? Lieber Engel, ich blickte in die Zeiten der Vergangenheit. Einſt ſtand ich ſo im Mondſchein mit Cäcilien. Ach das arme Mädchen! Die heilige Flamme der Keuſchheit war in ihrem Buſen ſchon halb verloſchen. Ihre Zärtlichkeit war nicht mehr rein; Ihre Blicke wurden wild und unverſchämt. Sie zog — o Himmel und Erde! — den Vorhang vor, daß der Mond nicht herein ſcheinen ſollte. Gott! dacht ich, welche Seele, die den Mond nicht ſehen kann! Mir ſchauderte, ich gieng. Sie verließ mich nachher unter dem Vorwand, daß ich kalt ſey. — Kalt? — armes Mädchen — Du kennſt ihren Fall mit Theodorn? Sobald ich davon hörte, fiel mir dieſe Mondſcene wieder ein. — Kannſt Du mich tadeln, Sophie, daß ich heut der Gefallnen eine Thräne weinte? Weinen nicht auch Engel? — O Keuſchheit, Keuſchheit! Heilige Blüthe der Einſamkeit und Stille! Wehe dem, der dich verlezt! Aber du, heiliger Mond, ſey du immerdar die Gottheit keuſcher Seelen! Schein immer hell auf unſre Liebe nieder! Freudig wollen wir dich anſehn! — Gute Nacht, Sophie, liebe, reine, keuſche Seele! Engel Gottes ſeyen um Dein Lager! —

Den 9. Jan.

Eben komm ich von dem Apfelbaum zurück, und ſchreibe Dir mit ſtarren Fingern. Mir war unausſprechlich wohl da. Mein Herz, das ſchon ſeit geraumer Zeit ganz verſchloſſen war, öfnete ſich auf Einmal der Andacht, und es war als ob ein Strahl vom Himmel herabſchöſſe und es erwärmte. Vor Uebermaß der Freude dacht ich ſo vielerley, und alles ſo verwirrt durch einander, daß mir der Kopf faſt ſchwindelte. Im Schnee unter dem Apfelbaum ſteht Dein und mein Name. Sobald die Witterung etwas gelinder wird, grab ich in der Eſpe meinen Namen unter den Deinigen. Mädchen, Mädchen, mit welcher heiligen Empfindung will ich Dich am erſten Frühlingstag, den wir auf der Raſenbank feyren werden, an mein Herz drücken!

Die Dämmerung bricht ſchon an, und ruft mich zu Dir. Dann drück ich Dir auch dieſen Brief in die Hand.

* * *

4.

Sophie an Wilhelm.

Den 12. Jan.

Nimm den Kuß der Liebe für Deinen lezten mir ſo theuren Brief, Du Zärtlicher! Ich habe Dir nicht eher ſchriftlich danken können, weil der Schnupfen mich ſo taub und fühllos machte, und noch jezt bin ich wenig aufgelegt zum Schreiben.

Die

Die arme Cäcilie konnt ich mir, ſeit ich Deinen Brief geleſen habe, gar nicht mehr aus dem Sinn ſchlagen. Ich habe ſie von Jugend auf gekannt; Sie war eine liebe unſchuldige Seele. Der Tod ihrer rechtſchaffnen Mutter iſt an ihrem unglücklichen Leichtſinn ſchuld. Ihr Vater gab wenig auf ſie Acht, und überließ es ihr, ſich zur Geſellſchaft zu wählen, wen ſie wollte. Zu ihm ſelbſt kamen allerley Leute, die den Ton der ſogenannten groſſen Welt hatten, und mit Zweydeutigkeiten um ſich warfen. Da ſie ihn ſelber von der Tugend und den ernſthafteſten Dingen, die jedem Frauenzimmer heilig ſeyn ſollten, leichtſinnig oder gleichgültig ſprechen hörte, ſo war es ſehr natürlich, daß ſie ſich dieſe Denkungsart auch nach und nach angewöhnte; Und, lieber Freund, ſobald man nicht mehr mit Ehrfurcht an die Tugend denkt, ach, da läßt ſich das Herz, das ohnedieß in ihren Jahren jedem ſinnlichen Eindruck ſo offen iſt, gar leicht bethören, und hängt ſich an alles an, was der Eitelkeit eines jungen Mädchens ſchmeichelt.

Freylich verdient ſie Thränen, blutige Mitleidsthränen! Jeder Gefallene verdients ſchon; Aber ein Mädchen, das auf ſolche Art gefallen iſt, verdients vor allen andern. Unſer Geſchlecht iſt an ſich ſchon ſo ſchwach und leichtgläubig, und das Eurige machts noch mehr dazu. Iſts wohl Wunder, wenn ein Mädchen die ewigen Schmeicheleyen, die es von Jugend auf hört, endlich glaubt, und zulezt zu einem Schmeichler, für den ohnedieß ihr Herz ſpricht, Zutrauen faßt? Und weh ihr, wenn ihr Herz unglücklich gewählt hat! Ich habs bey meinen Freundinnen geſehen, wie die Männer unter der Hülle der Beſcheidenheit ſich ein Recht nach dem andern anmaaßen, un-

ver-

vermerkt von Einer Vertraulichkeit zu der andern fortgehn, bis die Mädchen, eh ſie noch die Augen aufgethan haben, ſich an einem Abgrund befinden, von dem ſie nun nicht mehr ſo leicht zurück weichen können. Stuffenweiſe ſteigt man wohl hinauf, aber zurück kann man kaum anders wieder, als durch einen Sprung kommen; Und da ſezt man ſich immer der Gefahr aus, ſeinen Geliebten zu verlieren; Wenigſtens weis dieſer immer durch verſtellet Reue, durch Betheurungen und dergleichen Künſte ſich aufs Neue, und noch feſter, in ſeine alten Rechte zu ſetzen.

Je zärtlicher und ſtärker ein Mädchen liebt, deſto mehr Zutrauen hats zu ſeinem Geliebten, kann nichts von ihm als Wohlwollen, und Sorge für ihr Glück erwarten, verſieht ſich gar keines Böſen, glaubt, nicht einen Augenblick auf ſeiner Huth ſeyn zu dürfen; So gehts mir bey Dir. — Wehe dann dem ſchändlichen Böſewicht, der dieſes Zutrauen misbraucht, der im Arm der Unſchuld, in dem er ruht, auf ihren Untergang ſinnt, wie Satan, der in einer Verſammlung von Heiligen, die am Altar Gottes knieen, auf ihre Verführung denkt.

O Wilhelm! Dank Dir für dein heiliges Gefühl, für Unſchuld, Reinigkeit und Keuſchheit. Laß uns immer rein und unbefleckt fortwandeln, bis wir an den Altar Gottes kommen! Denk, wir leben nicht allein für dieſe, ſondern auch für jene Welt! Wir wollen uns noch in einer Ewigkeit beſizen, und in dieſe kann man ohne Reinigkeit nicht eingehen. Dieſes Leben iſt zu kurz für unſre Liebe; Kein Augenblick, den wir hier, von keinem, aber von Gottes Aug geſehen, mit einander hin brach-

brachten, müſſ' uns, weder in dieſem noch in jenem Leben, Vorwürfe machen!

Die arme Cäcilie! Man ſagt, ſie ſey ſchwermüthig. Ich glaub es auch. Theodor hat ſie verlaſſen und ſchweift in der Welt herum, vielleicht noch mehrere von meinem Geſchlecht ſeinen ſchändlichen Begierden aufzuopfern. Sie ſelbſt iſt faſt überall verachtet, kann ſich in den wenigſten Geſellſchaften ſehen laſſen, da ſo viele ſchadenfrohe Mädchen, die im Grunde tauſendmal ſtrafwürdiger, und blos verſchlagener ſind als ſie, mit Fingern auf ſie weiſen. Ihren Verführer liebt ſie noch, und ſieht ſich von ihm verachtet; Ihr armes ungeſundes Kind weint ihr unaufhörlich ihr Verbrechen vor; Ihr Vermögen geht zu Ende. . . . Was bleibt ihr zulezt anders übrig, als Verzweiflung. Und alle dieſe ſchreckliche Folgen gebiert ein einziger unbeſonnener Schritt, ein Augenblick der Betäubung! O ihr Männer, habt Mitleiden mit unſerm Geſchlecht, hintergeht uns nicht mit Schmeicheleyen und Betheurungen. Greift uns nicht von unſrer ſchwächſten Seite an! Wir ſind eitel, denn wir müſſen ſuchen, Euch zu gefallen, da ihr ja doch hundertmal nur auf das Aeuſſerliche ſeht. Wir ſind leichtgläubig, nachgiebig und gefällig. Dieſe Anlage könnte Euer Glück machen, und Ihr brauchts zu unſerm Unglück!!!

Gewiß hat das viele Leſen, beſonders franzöſiſcher Bücher, an Cäciliens Verderben mit gearbeitet. Ich mag die Bücher, die ich, nur dem Namen nach, als ſchändlich kenne, und die ich einſt auf ihrem Puztiſche ſah, nicht nennen. Es waren auch ein paar Deutſche dabey; Denn zur Schande unſers Vaterlandes ſuchen jezt auch Deut-

Deutſche ihre Ehre darinnen, Verführer ihrer Mitbürger und Mitbürgerinnen zu werden!!!

Wäre doch Cäcilien zu helfen! Glaubſt Du nicht, mein lieber Wilhelm, daß es gut wäre, wenn es in unſrer Kirche, ſo wie in der Katholiſchen, ſogenannte Magdalenenklöſter für gefallene und reuige Mädchen gäbe?

Verzeih mir dieſe Ausſchweifung, beſter Wilhelm! Ich habe Dir heute nur zärtliche Dinge ſchreiben wollen, denn der geſtrige Abend war wieder einer der ſeligſten. Unvermerkt kam ich auf eine andere Empfindung meines Herzens, auf die Zärtlichkeit gegen meine Mitſchweſtern.

Dafür will ich Dir auf den Abend recht viel Zärtliches ſagen, und auch ſingen, wenn Du willſt. Ich habe wieder ſchöne neue Muſikalien bekommen, unter andern Kleiſts Flucht der Lalage, von Benda, ganz nach meinem Herzen, auch nach meiner Stimme geſezt. Komm nur bald! Dann ſing ich Dir: Nur einen Druck der Hand ꝛc. Leb wohl, Du Theurer! Bald ſchreib ich Dir wieder.

* * *

5.

Sophie an Wilhelm.

den 15. Jan.

Geſtern Abend haſt Du mir mit deiner auffahrenden Hize recht bang gemacht, mein liebſter

Wilhelm. Laß mich frey reden; Denn dazu glaub ich, berechtigt mich unſre Liebe; Und wenn ich Dein Herz recht kenne, ſo kannſt Du mir meine Freymüthigkeit nicht übel nehmen. Wahre Liebe kann den Fehlern des Geliebten nicht ſchmeicheln, und ich will Dein geſtriges Betragen zwar nicht Fehler, aber doch Schwachheit nennen.

Du fandeſt Dich ſehr beleidigt, als Du unvermuthet Geſellſchaft bey mir antrafſt, und lieſſeſt mich es anfangs durch ſaure und unfreundliche Mienen und durch Spöttereyen entgelten. Lieber Wilhelm, hätteſt Du bedacht, wie unſchuldig ich bey der ganzen Sache war, und wie weh es mir thun muſſte, in Gegenwart meiner Freundinnen, die doch immer halb und halb misgünſtig auf mein Glück ſind, und vor den beyden jungen Meyers ſolche ſpitze Reden hören zu müſſen, Du hätteſt mich geſchont. Ein paarmal muſſte ich weggehen, und in meinem Nebenzimmer weinen. Allein hätteſt Du mir tauſendmal härtere Vorwürfe machen können; Aber Du glaubſt nicht, wie weh es thut, in Gegenwart Anderer, von der Perſon, die unſer ganzer Stolz und unſer höchſtes Glück iſt, eine ſolche Begegnung erfahren zu müſſen.

Was hab ich armes, unſchuldiges Mädchen denn gethan? Die Geſellſchaft ließ ſich um vier Uhr melden, weil geſtern meiner Mutter Geburtstag war. Ich hatte nun genug mit Ankleiden und Zurüſtungen zu thun, und hatte nicht einen Augenblick Zeit, Dir eine Zeile zu ſchreiben, und Dich davon zu benachrichtigen. Ich konnte auch warlich nicht vermuthen, daß Dir die Geſellſchaft unangenehm ſeyn würde,

 ſonſt

ſonſt hått ich wenigſtens meine Magd zu Dir geſchickt, und es Dir ſagen laſſen.

Glaub nicht, liebſter Wilhelm, daß ich Dir böſe darůber ſey! Gott weis es, wie ſo rein mein Herz von dem Gedanken iſt, daß Du mich vorſezlich habeſt beleidigen, oder daß ich Dir es håtte ůbel nehmen wollen. Vielmehr hatt ich Mitleiden mit Dir, und es that mir leid, daß Du nicht aufgeråumt wareſt. Ich ſah in Deiner Seele, daß ſie litt, und die Thrånen ſtanden mir mehr als Einmal in den Augen.

Beſter Jůngling! es ſchmerzte mich nur, als mir Abends meine Mutter ſagte, ob zwiſchen uns etwas vorgefallen ſey; Ob ich Dich beleidigt habe? Oder ob Du die Abſicht gehabt habeſt, mich vor andern die Obermacht fůhlen zu laſſen, die Du ůber mich habeſt? Ich betheuerte ihr, daß nichts zwiſchen uns vorgefallen ſey, aber ſie wollte es nicht glauben.

Doch das alles, was nur mich betraf, hått ich in der Stille tragen, und mich nie das geringſte davon gegen Dich merken laſſen wollen, wenn nur die Sache mit dem jůngern Meyer nicht vorgefallen wåre, den Du, da er doch ganz unſchuldig war, alles entgelten lieſſeſt. Ich will den armen Menſchen nicht viel entſchuldigen, Du möchteſt ſonſt wieder eiferſůchtig werden und Nebenabſichten vermuthen; Aber ſoviel darf ich doch ſagen, ohne parteyiſch zu ſcheinen: Er war an dem Argwohn, den du auf ihn warfeſt, ſchlechterdings unſchuldig, und Du ſuchteſt blos einen Menſchen, an dem Du Deinen Unwillen auslaſſen konnteſt. Kams vielleicht daher, daß

er bey mir ſaß, und mir ein paarmal die Hand küſſte? So eiferſüchtig wirſt Du doch nicht ſeyn!

Ich muß Dir aber ſagen, daß er, ſeit er von ſeiner Reiſe zurück kam, die Gewohnheit hat, allen Frauenzimmern die Hand zu küſſen, welches er freylich bleiben laſſen könnte; Denn es kommt ſo ſüß heraus, und das ſüſſe Weſen kann ich, mit noch vielen meines Geſchlechts, gar nicht ausſtehn; Ein Mann muß ein Mann ſeyn. — Du ſahſt aber, daß er auch ſeiner Nachbarinn, und ſelbſt ſeiner Schweſter (in die er doch nicht verliebt ſeyn wird,) die Hand eben ſo oft küſſte, als mir. Du weiſt auch, daß wir mit einander aufgewachſen ſind, und daher ziemlich bekannt mit einander thun. — Wie muſſten nun er und ich dieſes entgelten? Du thateſt mit Frideriken ſchön, die Du ehemals halb geliebt hatteſt; Du erzählteſt von Deinen ehemaligen Liebesgeſchichten, und bedachteſt nicht, daß Du mir mit jedem Wort einen Dolch ins Herz ſtoſſeſt. An ihn ſuchteſt Du allerley, gabſt ihm bey ſeinem Spiel unerlaubte Künſte ſchuld, da er doch ſo ehrlich wie ein Kind ſpielt. Und als er nur mit der gröſten Beſcheidenheit und Mäſſigung ein Wort dagegen ſagte, fuhrſt Du auf, und foderteſt ihm zum Duell heraus.

Lieber **Wilhelm**, wie mir das einen Stich durchs Herz gab, wie mir Leib und Seele zitterten, und ich faſt in Ohnmacht ſank, das würdeſt Du ſelbſt geſehen und gefühlt haben, wenn Du minder aufgebracht geweſen wäreſt. Ihr Männer ſeyd grauſame Leute, wenn ihr einmal anfangt! Es war ein Glück, daß der junge **Meyer** nachgab, und daß ſich ſein Bruder mit ſeiner dießmal ſo heilſamen Kälte drein legte!

Aber liebſter, beſter Wilhelm, denk, in welches Unglück Du mich hätteſt ſtürzen können! Ich bitte Dich um Gottes willen, mach mir dieſen Schrecken nicht wieder! Aus Liebe zu mir haſt Du Dein Leben wagen wollen, und mich konnteſt Du in ſolche Todesangſt ſtürzen? Heiſt das Liebe, Wilhelm? — Wenn man mir Deinen Tod berichtet hätte — O ich kanns nicht denken! — Gott, und einen ſolchen Tod! — Oder wenn Du Meyern verwundet oder gar getödtet hätteſt . . . einen Unſchuldigen — und Du hätteſt fliehen müſſen, und zurücklaſſen mich, Dein Mädchen, das vor Gram und Schmerz geſtorben wäre — Wilhelm, Wilhelm! —

Männer, Männer, welch ein thörichter und ſeltſamer Begrif von Ehre! Eine That begehen, die vor Gott und Menſchen Schande bringt! Um einer Rede willen, die ein andrer im Affekt ausgeſtoſſen hat, das Leben auf das Spiel ſezen, das nicht Euch, das dem Staat und Gott, das Euren Aeltern, Euren Freunden, Eurem Mädchen angehört! Durch Euren Tod auch ſie, die Unſchuldigen, die Euch nie beleidigt haben, tödten und ins Elend ſtürzen! — Wilhelm, kann ein Menſch, der gut denkt, dieß mit kaltem Blute thun? Ach, und doch geſchiehts.

Ich beſchwöre Dich bey allem, was heilig iſt, wenn Du mich noch liebſt, ſo verſprich mir feyerlichſt, dieſe falſchen Grundſäze, die dabey ſo ſchädlich ſind, abzulegen, und Dich nie wieder zu einem Zweykampf verleiten zu laſſen! Sonſt kann ich Dich nie ruhig beſizen.

Doch ich glaube, Lieber, daß Dich Dein Verfahren ſchon gereut hat. Du warſt auf die

Lezte

Lezte ſo traurig, und beym Weggehn warfſt Du einen ſo wehmüthigen, weinerlichen Blick auf mich, daß ich Dir ans Herz ſinken, und mit Dir hätte weinen mögen, wenn wir nur allein geweſen wären. Beſter **Wilhelm**, wenn ich denken könnte, daß Dir mein Brief nur einen einzigen traurigen Augenblick machen könnte, ſo würd ich ihn ſogleich wieder zerreiſſen; Aber Du kannſt mich ſo nicht misverſtehen, da Du meine Liebe kennſt. Hätt ich Dich weniger lieb, ſo wäre ich gewiß minder freymüthig; Freymüthigkeit halt ich immer für das Siegel der Liebe, und Du biſt mir nie theurer, als wenn Du mir einen Fingerzeig auf meine Fehler giebſt. Wie wollten wir ſonſt glücklich werden, wenn wir uns nie in einander fügten, wenn jedes immer ſeinen Weg fortgienge, ohne ſich um das andere zu bekümmern?

Heute mußt Du recht bald zu mir kommen! Meine Mutter geht auf Beſuch, und wir ſind allein. Ich ſchicke Dir dieſen Brief durch meine **Kathrine**. Sag mir nur in ein paar Zeilen, daß ich Dich um 4 Uhr ſehen ſoll, und Du mir nicht böſe ſeyn willſt! — O mein Lieber, ich bin ſo wehmüthig. Komm doch und ſink an mein Herz. Sein lautes Pochen ſoll Dir ſagen, daß Du mir Alles auf der Welt biſt, daß ich ewig Dein bin.

Sophie.

6.

Wilhelm an Sophien.

den 15. Jan.

Schlag vier Uhr komm ich. O du Engel, welch ein Brief! Was hab ich ausgeſtanden ſchon ſeit geſtern Abend! Ich ſchäme mich vor Dir, vor mir, vor der ganzen Welt. — Ich wäre heute nicht gekommen, hätt ich Deinen Brief nicht erhalten, wärſt Du mir nicht zuvor gekommen mit Lieb und Güte. Drey Briefe hab ich an Dich angefangen, alle wieder zerriſſen. — O Mädchen, was war ich geſtern für ein Menſch! — Laß mich heute ſchweigen, wenn ich bey Dir bin! Du ſollſt alles ſchriftlich hören. Leb wohl, Heilige!

* * *

7.

Wilhelm an Sophien.

den 15. Jan.

Empfang, Mädchen, ach empfang auch ſchriftlich meinen Dank für alle die Güte, die Du heut über mich ausgoſſeſt! Möcht ich ihn ſo heiß hinſtrömen können, wie er mir im Herzen kocht, und vom Auge quillt! Mit mehr als Himmelsmilde haſt Du mir vergeben, mich ſogar noch um Verzeihung gebeten!! um Verzeihung!! —

Wie

Wie Du mir entgegen kamſt, wie ſchlug mein Herz da! Ach, ich wagt' es nicht, Dich anzuſehen, und da nahmſt Du mich ſo freundlich bey der Hand, und ſagteſt: **Wilhelm**, ſey mir recht willkommen! Ich hab mich ſo ſehr nach dir geſehnt. — Ach, da muſſt ich Dich anſehen; Und Dein Angeſicht war wie der Himmel, wenn der Friedensbogen an ihm ſtralt und dem Sünder Gottes Huld verkündet.

Ich hatte mir vorgenommen, nicht mit Dir davon zu ſprechen, und Dich ſchriftlich um Verzeihung zu bitten; Aber es war nicht möglich. Deine Güte lockte mir alles ab. Du wollteſt mich nicht aushören, und ich muß Dir noch ein paar Worte drüber ſagen.

Mein Betragen war ſo thöricht, ſo ungerecht, ſo unbeſonnen, daß ich tauſend, tauſend Vorwürfe drüber verdient hätte. — Dir, du Engel, Dir ſpöttiſch zu begegnen! — O ich möchte den Augenblick verfluchen, möchte mir die Zung ausreiſſen! — Und doch — kannſt Dus glauben? — war Liebe zu Dir die Urſache dieſer raſenden Begegnung. Warlich! reine, unverfälſchte Liebe wars.

Ich bin auf jede Seele eiferſüchtig, die ſich Dir von fern nur naht. Sie fängt einen Stral von Dir auf, und der Stral iſt mir geſtohlen! Und nun kam ich mit dem vollſten, liebewärmſten Herzen von unſerm Apfelbaum her, wo ich Gott ſo heiß für Dich gedankt hatte, kam mit einem Herzen voll Thränen, um auch Dir zu danken, um ganz meinen Dank in Deinen Buſen auszuſchütten. Mädchen, hab Mitleid mit mir! Als ich ſo, von Hofnung beflügelt, in Dein Zim-

mer trat, ach da fiel mir Meyer ins Angeſicht, und ließ eben Deine Hand fahren. Bin ich ſtrafbar, daß die Höllengöttin Eiferſucht mir ins Herz fuhr? Daß ich nicht mehr ſah, nichts hörte? Nichts als Teufel und Verräther um mich her ſah?

Wie auf Kohlen ſtand ich, wuſſte nicht, ſollte ich gehen oder bleiben? Was ich anfangs ſprach, war ſinnlos; Du muſſts ſelbſt gemerkt haben. Endlich kühlt ich mich mit der hölliſchen Rache. O ich bin ſtrafbar, Mädchen! Nur hab Mitleiden mit mir, daß ichs bin! Du weiſt nicht, was ich jezt noch leide, da ich nur dran denke. Glaubſt Du, daß ich einen Augenblick geſchlafen habe, ſeit geſtern Abend?

Könnt ich das befolgen, was Du mich heut bateſt, mich vor Eiferſucht zu hüten, wie ſo gerne! Aber wachen will ich gegen dieſe Furie, ſo gut ich kann. Thu Du auch alles, ich bitte Dich, ſie in meinem Herzen nicht aufzuwecken! Gib ihr keinen Anlaß! —

O Mädchen, ſo wie in der ganzen Schöpfung immer das Böſe mit dem Guten kämpft, der Engel mit dem Teufel, ſo iſts auch bey Liebenden; Der Teufel Eiferſucht kämpft mit dem Engel Liebe, und wir arme Sterbliche erliegen nur zu oft unter dieſem Kampf.

Und von der tollen Ausforderung zum Zweykampf, ſoll ich Dir davon auch noch etwas ſagen? Das meiſte ſagt ich Dir ſchon mündlich. Ich hab auch, wie ſo viele von meinem Geſchlecht, die thörichte Gewohnheit, wenn mir etwas im Kopf herum geht, es im Wein ertränken

zu wollen. Aber im Grunde heiſſt dieß mehr die Flamme anſchůren, als ſie dåmpfen. Kaum hatt ich etliche Glåſer hurtig hinein getrunken, ſo ward mir der Kopf immer wårmer, und zulezt fiel ich auf die Thorheit, Meyern herauszufodern — Denn ich erkenne ſelbſt den Zweykampf für Thorheit, und die meiſten, die ſich auch ſchon oft geſchlagen haben, werdens auch thun, ſobald ſie bey kaltem Blut ſind; Der Augenſchein und die geſunde Vernunft ſind zu ſehr dawider; Nur im Affekt, oder wenn man ſeine That beſchönigen will, findet dieſe thörichte Gewohnheit noch Vertheidiger. Uns jungen Leuten, die von Jugend auf den Degen tragen, kommts als etwas groſſes und heldenmůthiges vor, um einer Nichtswürdigkeit willen ſein Leben gegen einen andern zu wagen. Man hört ſo viele mit Praleren davon ſprechen, und die meiſten ſchlagen ſich mehr aus lächerlichem Ehrgeiz als aus wahrer Ehrliebe.

Ich habs Dir heute ſchon verſprochen, und wiederhols jezt noch einmal, um einen ſchriftlichen und ſichtbaren Zeugen gegen mich zu haben, daß ich mich künftig in keinen Zweykampf mehr einlaſſen, und jede Gelegenheit dazu ſorgfältig vermeiden will. Bey dem Trinken will ich mich in Acht nehmen, und nie, als wenns unumgånglich nöthig iſt, einen Degen tragen; Denn es iſt ůberhaupt eine ſeltſame Gewohnheit in Europa, in Friedenszeiten ein Mordgewehr bey ſich zu führen, und gerade bey dem, der uns aus Freundſchaft zu ſich bittet, bewaffnet zu erſcheinen, als ob man ihm nichts Gutes zutraute. Und doch iſt dieſe Gewohnheit ein Zweig der Höflichkeit geworden. Muß man nicht zuweilen auf das menſchliche Geſchlecht lächelnd oder mitleidig

herabſehn, das ſich bey ſeinen Thorheiten für ſo aufgeklärt hält! —

Wenn ich an die Huld und Liebe denke, mit der Du mir verziehen haſt, dann überwältigt mich die Empfindung, und ich kann nicht ſprechen. Liebes Mädchen, Gott belohne Dir alle deine Liebe gegen mich! Ich kann es doch nicht. —

„Dir verzeihn iſt meine Rache.„ Dieſe Worte aus dem Ramleriſchen Tod Jeſu ſchallen mir jezt immer noch zu, wie Du ſie vergangnes Jahr im Concert geſungen haſt. Ach! Du ſangeſt ſie mit ſolchem Herzen, daß ich damals ſchon fühlte, Du könneſt mehr, als dieſes ſingen, es auch thun. Leb wohl, Engel! Bleib immer mein! und beſſre mich durch Deine Liebe! O wie viel hab ich Dir ſchon zu verdanken! Ewig Dein

Wilhelm.

* * *

8.

Sophie an Wilhelm.

den 26. Jan.

Meine Mutter hat von ihrer Freundinn auf dem Land, der Amtmänninn in Freydorf, einen Brief mit der Einladung bekommen, ſie auf acht Tage zu beſuchen. Alſo werd ich dieſe Zeit über allein ſeyn. Du wirſt dich drüber freuen, beſter Wilhelm, und denken, daß wir uns nun recht genieſ-

genieſſen können; Aber ich muß frey mit dir reden, und wills lieber ſchriftlich thun, als mündlich.

Ich bitte Dich, mein Geliebteſter, mich in dieſen acht Tagen mehr nicht, als ein paarmal, und zwar nur bey Tage zu beſuchen. So weh mir dieſes thun wird, ſo nöthig iſt es doch; Denn meine Mutter bat mich heute früh darum.

„Sophie, ſagte ſie, du biſt nun dieſe acht Tage über allein, und ich bitte dich, ſey im Umgang mit **Wilhelm**, behutſam, und laß ihn ſo ſelten zu dir kommen, als möglich! Du wirſt mir zutrauen, daß ich dieſes nicht um meinetwillen, oder deswegen ſage, als ob ich ein Mistrauen in eure Tugend ſezte, oder glaubte, ihr würdet die Gelegenheit, allein zu ſeyn, misbrauchen. Ich kenne dich und ihn zu gut. Aber die Leute hier ſind viel zu ſchlimm, und man muß der Verläumdung ausweichen, wie und wo man kann. Ich habe ſchon allerley hören und einſtecken müſſen, das mir unangenehm war, und jezt würde man noch mehr Anlaß zum raiſonniren finden, u. ſ. w.„

Lieber **Wilhelm**, ich konnte ihr mit nichts, als mit Thränen antworten. Gerechter Gott, unſre Liebe, die ſo rein und heilig iſt, anzutaſten! Uns ſolche niedrige Abſichten und Geſinnungen anzudichten! Hätten wir nicht unſer Herz und unſer ruhiges Gewiſſen, **Wilhelm**! **Wilhelm**! wie kämen wir oft auf einer ſolchen Welt fort?

Guter Gott, was müſſen das für Menſchen ſeyn, die einen ſo beurtheilen! Aber wir müſſen uns fügen, den wir können die Welt und die Menſchen drinnen doch nicht ändern. — Ich habe es Dir immer verheelt, daß ich ſchon vor geraumer

Zeit

Zeit von einer Frau, von der ich das gar nicht erwartet hätte, ähnliche Spöttereyen und Anſpielungen hören muſste. Ich weinte in der Stille und hüllte mich in meine Unſchuld. Ich weis, daß in manchen Geſellſchaften viel Böſes von mir und Dir geſprochen wird. Ich ſage nichts. Gott, der du immer in mein Herz ſiehſt, ich mag unter Menſchen ſeyn, oder in der Einſamkeit, oder im Arm des Jünglings, den Du mir ſelbſt zugeführt haſt, Du biſt ein Zeuge meiner Unſchuld. — O Wilhelm, der Leiden, die ich in der Stille trage, ſind viel. Oft ſeh ich keinen Wunſch vor mir, als das kühle, ſtille Grab, wo Ruh ohne Abwechslung ſeyn wird.

Betrübe Dich nicht ſo ſehr, mein Beſter! Ich habe ja Gott und Dich; Was will ich mehr? Ein Augenblick in Deinem Arm verſüſſt mir Stunden voller Bitterkeit. Laß uns dieſe acht Tage dulden! Ich will mir meine Zeit damit vertreiben, immer an Dich zu denken, oder Dir zu ſchreiben. Thu Du's auch! Heute kommſt du bald; Darum ſchreib ich Dir, und ſchicke Dir den Brief. Leb wohl, Beſter, und ſey ruhig!

* * *

9.

Wilhelm an Sophien.

den 26. Jan. Nachmittags.

Ruhig ſoll ich ſeyn, Mädchen? Kannſt Du dieß im Ernſte fodern, da ich doch eben Deinen Brief geleſen und aus ihm die ſchändliche Denkungsart der

der Menſchen wieder aufs neu kennen gelernt habe? Lieber wollte ich mir den Hals zuſchnüren, als ſchweigen oder gleichgültig bleiben! Gebrandmarkte, häßliche Gemüther müſſens ſeyn, die das Heiligthum der Liebe ſo mit ihrem Geifer beſudeln, ſolche gottloſe Verläumdungen auf uns ausſpeyen, und uns Thaten andichten können, deren nur ſie fähig ſind! Gott, wenn Dein Geſchöpf, wenn Liebe, Reinigkeit und Keuſchheit nicht mehr ſicher ſind, was wird aus Deiner Welt werden? —

Daß ſie Dich, du Engel, antaſten, und Dir Kummer machen, das ſchmerzt mich über alles. Möchten ſie von mir ſagen, ich hätte geraubt und gemordet, ich wollts nicht achten. Aber Dir Thränen auszupreſſen, dazu gehört eine mehr als teufliſche Seele. Hätt ich all die Kerls und all die Menſchen beyſammen, und hätten ſie all einen Kopf, ich ſchlüg ihn ab, und frohlockte drüber!

Du haſt doch niemals eine Seele beleidigt; haſt jedem Guts gethan, ders auch nicht um Dich verdient hatte; Wir lebten ſo rein und unbeſcholten und untadelhaft vor den Augen der Welt und vor Gottes Augen, und der Teufel fährt in etliche Zähneblökende, ſchielende Menſchenfiguren, und ziſcht und geifert auf uns heraus, daß alle ſeine Brüder in der Hölle drüber jauchzen. Wer einen Teufel leugnet, dem will ich dieſe Larven zeigen, und er ſoll ihn glauben, oder er iſt ein Narr!

Mädchen! liebe, unſchuldige Seele, was müſſen das für Menſchen ſeyn, die Dir Leiden machen können! Sind das die Menſchen, nach dem Bilde Gottes gemacht? O, der Menſch muß gefallen

fallen ſeyn; Sonſt kann er nicht von Gott herkommen. Wenn ich denke, wie viel tauſend Leiden, von wie tauſendfacher Art auf der Welt ſind, und daß alle faſt von Menſchen herkommen, die Haut ſchaudert mir, und ich ſchäme mich, ein Menſch zu ſeyn.

Ganze Jahre lang ſucht man in dem Gewühl herum, ſucht eine ganz gute Seele, findet nichts als Zwitter, ſchiefe, zweydeutige Geſchöpfe, von der einen Seite Engel, von der andern Teufel; glaubt zuweilen einen Menſchen gefunden zu haben, den man noch etwas zutrauen, an dem man ſich feſt anhängen kann. — Huſch! wiſcht er weg, wie ein Aal, wird Todtengeripp, und ſah eben noch ſo gut und brav aus. — O, man möcht' einen Eid ſchwören, daß es keine Tugend gebe.

Und gelingts endlich, führt uns Gottes Engel eine Seele zu, die noch den Abglanz der Gottheit an ſich trägt, die noch brav und edel, und von der Peſt unſrer Zeiten noch nicht angeſteckt iſt; Eine Seele, Sophie, wie die deine; Dankt man Gott, und freut ſich ſeines Funds; Will man alles thun, ſeine ganze Kraft anſtrengen, ſie glücklich zu erhalten und zu machen; Wird man um ihrentwillen mit dem ganzen menſchlichen Geſchlecht wieder ausgeſöhnt; Will man allen wohl, ſieht man alles in Roſenfarbe vor ſich —. Gott! Im Augenblick wandelt alles ſich in die Farbe der Nacht und der Hölle um! Der Vorhang ſinkt vom Auge weg, und die gute edle Seele ſteht vor uns da, abgezehrt wie eine Leiche, ringt die Hände, fleht zu Gott auf; Zwanzig Teufel in Menſchen- und Weibergeſtalt um ſie her, mit wildrollenden Augen, giftigen Zungen voll Läſterung und Greuel, mit verzerrten hämiſchen Geſichtern voll teufliſcher

Scha-

Schadenfreude —. O ich halte nicht aus, und verhülle mein Geſicht, um nicht Läſterungen gegen das ganze menſchliche Geſchlecht auszuſtoſſen.

So viel iſt gewiß! Unter funfzig Seelen iſt höchſtens Eine ganz gute, der man ganz trauen, von der man alles erwarten kann; Die andern neun und vierzig ſind ihre Teufel, und ſaugen an ihrem Glück, wie Blutigel.

Ich fühle, daß mir die Stirne glüht, und das Gehirn brennt. Ich muß Lindrung haben, und wo find ich die, als bey Dir? Söhn mich wieder aus mit dem menſchlichen Geſchlecht durch Deinen Blick voll Lieb und Sanftmuth, durch Deine ſanfte Stimme, durch Dein ſtilles, ruhiges, ſchmiegſames Gemüth, das jeden Fluch in Segen umwandelt! O du Engel, ſenk den Himmel, und alle ſeine Ruhe wieder in mein Herz herab, und ſtill den tobenden Aufruhr! — Auf den Abend end' ich dieſen Brief, und ſchick ihn Dir morgen zu.

Abends um 9 Uhr.

O du Engel, wie haſt Du mich dieſen Abend ſo ganz umgeſchaffen! Wie geſchmelzt mein Herz zur Demuth, und zu Thränen und zur Liebe, wenigſtens zum Mitleid gegen alle meine Brüder! Ich ſehe das Unrecht ein, das ich dem menſchlichen Geſchlecht gethan, und wie ſehr ich meine Vorwürfe übertrieben habe; Und blos zu meiner Demüthigung ſchick ich Dir das, was ich heut im erſten Unwillen ſchrieb. — Nein! Menſchen, die mit ſolchen Seelen, wie Du biſt, Einerley Geſchlechts ſind, können nicht ſo ganz verworfen, nicht ſo ganz Teufel ſeyn. Sie arten aus; Aber dann

dann verdienen ſie mehr Mitleid und brüderliche Leitung, als Verachtung. Sind wir doch auch Menſchen, könnten auch ſo tief ſinken, wie ſie, wenn uns Gott verlieſſe, oder wir verlieſſen Ihn. That Er doch ſo viel um Ihrentwegen, und thuts noch; Ward doch der ihr Bruder, der die Himmel ausfüllt, die Er erſchaffen hat. Nein! Sie können nicht ſo ganz verächtlich ſeyn. Schwingt doch mancher ſich aus ſeiner ſchweren, irdiſchen, ihn laſtenden Hülle, bis zum Seraph hinauf, und ahmt Gott nach. — Vergebt Menſchen! meine Brüder! Vergebt, wenn ich in der Hize euren Urſprung, und alle die, die edel unter euch ſind, vergeſſen habe! Vergib, Schöpfer, wenn ich Dein Geſchöpf gelåſtert habe! Ach, Du weiſts, aus Liebe zur Unſchuld, und zu einem reinen, gemishandelten Geſchöpf that ichs; Nicht aus Haß, nicht aus Stolz, aus keiner ſchåndlichen Abſicht.

Vergib mir, Sophie! Ach, du Engel in menſchlicher Geſtalt! Mit Reu und Thrånen komm ich zurück, lege meine Hand in Deine Hand, und ſchwöre, künftig mit Ehrfurcht meine Brůder anzuſehen, ſie zu lieben, weil ſie meine Brůder ſind, weil Gott unſer Aller Vater iſt. Mit Thrånen will ich mein Geſicht wegwenden, wenn ich verirrte Brůder ſehe, und ſchweigen; Will ihnen brůderlich die Hand bieten, und denken: Es ſind meine Brůder; Es ſind Unglückliche, und Unglück verdient nicht Haß, ſondern Mitleid. Seh ich ſtörriſche, die auf der Leiter des Laſters und der Unmenſchlichkeit immer höher ſteigen, ohne den Warnungszuruf ihrer Brůder anzuhören; Wenn ſie ſo hoch ſteigen, daß die Stimme der Menſchheit ihr Ohr nicht mehr erreicht, dann will ich mich zu dem wenden, der jeden Wunſch, jeden Seufzer, jeden Laut hört, will ihn bitten,

ſie von ihrer Höhe nicht herabzuſtürzen, ſondern an der Hand eines guten Engels ſie herabzuführen, und dann will ich an ihr Herz ſinken, und ſie wieder mit brůderlicher Lieb und Zärtlichkeit umarmen.

Ich will kein Paradies auf Erden ſuchen, weil uns unſre eigne Thorheit und die Thorheit unſrer Aeltern aus dem Paradies trieb. Ich will im Stillen Gutes thun, um dem Paradieſe, das uns unſer Heiland wieder aufſchloß, durch die Dornen dieſes Lebens zuzuwandeln. Blühen doch auch Roſen an den Dornen. Ich will jedem brůderlich die Hand bieten, daß er mit mir wandle; Will durch gute Thaten und durch Freundlichkeit jeden ermuntern, mir nachzufolgen, um mit mir einzugehen in die Ruhe.

Geh Du mir voran, du Engel, den mein Gott mir entgegen geſchickt hat! Lehr mich, auf dem ſchmalen Wege nicht zu zaudern! Lächle mir mit Deiner Liebe jeden Gram, jeden Unwillen, jede feindſelige Leidenſchaft aus der Seele weg! Lehre mich die, Deinem Geſchlecht, und beſonders Dir, ſo ganz eigene und angebohrne Duldſamkeit und Verträglichkeit, daß ich mich in jede Lage ſchmiege, daß ich Nachſicht trage gegen jeden Menſchen, und ihn durch Liebe ůberwinde!

Du haſt Recht, Mådchen; Wenn wir nur auf dieſes Leben ſehn, und unzufrieden drůber ſeyn, oder es tadeln und meiſtern wollen, dann iſts, als ob wir ůber das Werk eines Meiſters urtheilen wollten, von dem wir nur die Anlage, nur den Anfang, aber nicht das Ende ſehen. Beurtheilen wir doch die Fähigkeit eines Menſchen, und das was er werden kann, nicht nach einem Kind,

das eben erſt zu leben anfängt, und noch keine ſeiner Vollkommenheiten entwickeln kann. So ſehen wir hier nur den Keim des Menſchen; Die Frucht müſſen wir in jenem Leben erſt erwarten. Würde der Menſch hier ſtille ſtehen, würd er hier ſchon alles, was er werden kann, dann würden wir freylich gegen die Weisheit und Güte Gottes, der ein ſo zwitterhaftes, zweydeutiges Geſchöpf, wie der Menſch iſt, zu ſeiner eignen Quaal, oder zur Marter ſeiner Brüder auf die Welt ſezte, tauſend Zweifel und Einwürfe vorbringen können; So wäre, wie es einmal ein Prediger ſehr gut ausdrückte, dieſes Leben eine Frage ohne Antwort. Aber, Gott ſey Dank! wir ſehen von der Kette der Dinge und Begebenheiten in der Welt, der Schickſale und Beſtimmung der Menſchen, hier nur den Anfang oder einige Glieder; Dieſe Kette geht ins Unendliche und in die Ewigkeit hinüber; Und von der Güte unſers Schöpfers dürfen wir gewiß erwarten, daß, wenn wir einſt die Fortſezung dieſer Kette ſehen, unſre Zweifel, unſre Aengſtlichkeiten wie der Nebel vor der Sonne verſchwinden werden.

Du haſt heut in meinem Arm dem menſchlichen Geſchlecht eine Schuzrede gehalten, die, mit Deiner ſanften freundlichen Stimme, mit Deinem von Thränen glänzenden Auge, von allen Kanzeln, von allen öffentlichen Lehr- und Rednerſtühlen herab verkündet werden ſollte, und gewiß Wunder thun würde. Die Unfriedenſten und Stolzeſten würden beſchämt zur Erde ſehen, und hingehen, und ihre beleidigte Brüder und Schweſtern zu umarmen.

O Mädchen, welchen Segen hat mir Gott mit Dir geſchenkt! Eine Ewigkeit durch kann ich Ihm

nicht

nicht genug dafür danken. Wie kann man doch auf die Liebe ſchelten, und ſie eine ſchädliche ungezähmte Leidenſchaft nennen? Groſſer Gott! zu welchen Tugenden flammet ſie nicht an! Macht ſie nicht, daß wir unſers Mädchens wegen alles überwinden, alles unternehmen? Und wenn das Mädchen gut iſt, werden wir dann nicht zu jeder Tugend aufgerufen? Freylich kann das Mädchen auch bös, eitel, ſtolz, rachgierig, wollüſtig u. ſ. w. ſeyn: Aber dafür, meine Sophie, gab Gott auch Deinem Geſchlecht ſo viel Anlage zum Guten, zur Menſchlichkeit, zum Mitleiden, zur Bruderliebe; So viel Schamhaftigkeit und Gefühl fürs Gute, Schöne, Sanfte; So viel Freundlichkeit, Dienſtfertigkeit, Gefälligkeit, und heitres Weſen, unſer Herz aufzuhellen, wenn es trüb iſt, und die Schönheit, die zu Allem überreden kann.

Freylich kann auch die Liebe, dieſes Kind des Himmels, verunſtaltet und gemisbraucht werden. Aber was wird auf der Welt nicht gemisbraucht? Je gröſſre Wirkungen zum Guten eine Sache hervorbringen kann, deſto gröſſre Wirkungen zum Böſen kann ſie auch hervorbringen, ſobald man ſie misbraucht und falſch anwendet. Gehts nicht mit dem Verſtand ſo, durch den man Alles, ein Engel an Güte, und ein Teufel an Bosheit werden kann? Gehts nicht mit der heiligſten Sache, die dem Menſchen anvertraut iſt, mit der Religion ſelbſt ſo, die den Menſchen zu Gott bringen kann, und die man doch auch dazu brauchte und noch täglich dazu braucht, in ihren Mantel eingehüllt, alle Schandthaten und Bubenſtücke zu begehen, und mit blutiger Verfolgung ganze Menſchengeſchlechter zu vertilgen? Sind nun aber wohl Verſtand und Religion, dieſes Misbrauchs

 wegen,

wegen, ſchädlich, oder gar ein Laſter, wozu mancher mürriſche Kopf die Liebe macht?

den 27. Jan.

Man hat uns verläumdet, hat unſerm Umgang, der gewiß vor Gottes Augen ſo untadelhaft iſt, für verdächtig ausgegeben, und uns auf die kränkendſte Art Unrecht gethan. Liebes Mädchen, dieſes brachte mich am meiſten auf, und machte, daß ich mit ſo vieler bitterer Verachtung auf das menſchliche Geſchlecht herabſah. Unverantwortlich bleibt es immer, und zeugt von ſehr ſchändlicher Gemüthsart derer, die dergleichen Lügen ausſprengen. Aber Du, Heilige, lehrteſt mich auch hier dulden und vergeben. O mit welcher himmliſcher Mäßigung ſprachſt Du von unſern Widerſachern und Widerſacherinnen! Wie liebreich wuſſteſt Du ſie nicht zu entſchuldigen, und nach und nach meinen Grimm zu beſänftigen! Mädchen, Du kannſt alles aus mir machen, was Du willſt. Ich war ſonſt ſo ſtörriſch, und bey Dir geb ich ſo bald nach; Du weiſt mich ſo ſchnell zu überzeugen, weiſt mir alles ſo einleuchtend zu machen, und noch allemal hat ich Urſache, mich ſelig zu preiſen, daß ich Dir gefolgt war. Warlich! Gott muß mich ſehr lieb haben, daß er mir einen ſolchen Engel zugab. Möcht ich dieſes Glück doch immer mehr verdienen!

Es iſt wahr, liebes Mädchen, was Du heute ſagteſt: Unſchuld vertheidigt ſich am beſten ſelbſt, auch ohne Worte. Laß uns unſern Pfad fortwandeln, wie wir ihn bisher gewandelt haben! Dadurch werden die am beſten widerlegt, die uns Uebels nachreden.

Gott

Gott weis es, wie keuſch und heilig meine Liebe, wie rein mein Herz von jeder unerlaubten Regung iſt! Wenn ich Abends in der Dämmerung Dir im Arm liege; wenn mein Aug und meine ganze Seele auf Deinem Angeſicht ruht, und Dein Geſicht vor mir in der Dämmerung in Eins zerflieſſt: dann vergeſſ' ich Deine ganze Geſtalt, jeden einzelnen Zug, und mir iſts, als ob ein Engel Gottes vor mir ſtünde, mit dem Lichtſtral um das Haupt, und es wird ſo feyerlich und heilig um mich her, und mir wird zu Muth, als ob ich ſchon im Himmel wäre, und vor Gottes Thron ſtünd' und ihm dankte.

Engel, lieber Engel! Immer war mir Unſchuld heilig, und nie heiliger, als ſeit Du mein biſt. Oft dacht ich ſchon, wenn ich allein bey Dir ſaß: Welch ein ſchändlicher Kerl das ſeyn muß, der nur den Gedanken an Verführung denken kann, wenn er im Arm eines unſchuldigen Geſchöpfes ruht, das ihm ſo ganz traut, ſo ganz Einen Willen mit ihm hat, weil es von ihm nichts erwartet, als wahres, höchſtes, ewig daurendes Glück. Ein Habicht, der auf eine ſichere, wehrloſe Taube ſchieſſt, iſt unſchuldig gegen ihn, wenn er ſo niederträchtig ſeyn kann, nur den Wunſch zu hegen, das Heiligthum der Unſchuld, eine keuſche Seele, die ſich ihm ſelbſt in Schuz gab, die ihm Gott ſelber, als ein heiliges Pfand ſeiner Liebe zur Verwahrung in den Arm warf, anzutaſten. Ein Dieb, der ein ruhig ſchlafendes Kind überfällt und im Schlaf erdroſſelt, iſt nicht niederträchtiger, als er!

Du kennſt mein Herz, Sophie! Engel iſt der liebſte Name, den ich Dir gebe, wenn wir am vertraulichſten beyſammen ſizen. Wär ich nicht

 ein

ein Teufel, gäb ich mich nicht ſelbſt als den ſchändlichſten Verführer an, wenn ich in dem Augenblick, da ich dich Engel nenne, den Gedanken faſſen könnte, Dich von Deiner Engelhöh' herabzuſtürzen, wenn ich mir Eine von denen Vertraulichkeiten erlauben könnte, die uns die Verläumdung Schuld gibt? — Ach! warum muß doch der Menſch ſo ſehr verkannt werden? Wie kann man glauben, daß Du mich noch einen Augenblick lieben könnteſt, wenn ich ſolch ein Herz hätte?

Doch, die Verläumdungen hören auf; aber Unſchuld und ein ruhiges Gewiſſen dauren ewig! — Ich will Deinem Rath folgen, und auch dieſen ungegründeten Verläumdungen ausweichen. Ich will Dich die acht Tage über nur ein paarmal ſehen. Heut nehm ich von unſrer braven Mutter Abſchied, und gebe Dir dieſen Brief. Leb wohl, Engel, uud ſchreib mir dieſe Woche wenigſtens ein paarmal, damit ich doch etwas von Deiner Liebe habe! Leb wohl!

* * *

10.

Sophie an Wilhelm.

den 29. Jan.

Du fragteſt mich vorgeſtern Abend, mein Lieber, warum ich ſo traurig ſey? Und ich konnt' es Dir damals nicht ſagen. Damit Du aber nicht unruhig werdeſt, oder glaubeſt, es ſey wieder etwas unangenehmes für unſre Liebe vorgefallen, ſo

ſo ſag ich Dir es jezt. Die Traurigkeit quoll aus meinem Herzen, und kam nicht von äuſſerlichen Umſtänden her.

Die Zurüſtungen zur Abreiſe meiner lieben Mutter, die feyerliche Stille um uns her, der Gedanke an das Glück unſrer Liebe, das mit jedem Tage ſteigt, erregten die Furcht in mir, daß, je höher es ſteigt, deſto tiefer werd es einſt herabſinken, weil doch alle Dinge in der Welt nur eine gewiſſe Höh erreichen, und dann wieder ſinken. Plözlich überfiel mich der Gedanke an den Tod. Entweder, dacht ich, werd ich einmal Dir, mein Theureſter, oder Du wirſt mir entriſſen werden. Und nun ſchaudert' ich vor dem Gedanken zurück, wie vor einem Abgrund.

Ach, ehmals war mir der Gedanke an den Tod ſo ſüß, da ich noch allein war. Er hatte für mich ſo viel angenehm feyerliches; Ich ließ ihn oft in meinen frohſten Augenblicken vor meiner Seele vorübergehen; Aber jezt, da ich Dich beſize, da ich ſo an Deiner Seele hange, und Du mir die Welt zum Himmel machſt, wie ſo ſchrecklich iſt mir jezt der Gedanke! — Dich verlaſſen — Dich verlieren...! O Wilhelm, meine Seele zittert, wenn ichs denke! Und doch iſt der fürchterliche Feind uns ſtets ſo nah. — Heut beym Aufwachen kam meine Kathrine mit einem Brief vor mein Bette; er war ſchwarz geſiegelt. Plözlich ſtand der geſtrige Gedanke wieder vor mir da in ſeiner ganzen fürchterlichen Geſtalt. Als ich den Brief mit Zittern aufbrach, da fiel mir plözlich das in die Augen: Vorgeſtern Abend ſtarb unſre liebe Freundinn Karoline nach einer dreytägigen Krankheit. — O Wilhelm, ich kann Dir nicht ſagen, wie mir ward. Du weiſſt, Karoline war mir Alles. Vor

 einem

einem halben Jahre ward ſie mir entriſſen, als ſie mit Emilien (von der der Brief war) nach Frankfurt reiſte, und nun werd ich ſie nicht eher wieder ſehen, als bis ich auch todt bin. — Ich muß abbrechen; der Schmerz überwältigt mich. Auf den Nachmittag noch etliche Zeilen über minder traurige Gegenſtände. —

Nachmittags um 4 Uhr.

Heute ſoll ich denn allein den Abend zubringen! — Aber, Wilhelm! ſchon fang ich wieder traurig an, und ich will Dich ja nicht traurig machen. Alſo ein paar Worte von Deinem lezten lieben theuren Brief.

Schon tauſendmal hab ich ihn geküſſt, ſchon tauſend Thränen drauf geweint. O du lieber Jüngling, wie hat mich der Ungeſtüm erſchreckt, mit dem Du anfiengſt! Du muſſt in einer fürchterlich ſchwarzen Stunde geweſen ſeyn, als Du dieſes ſchriebeſt. Sieh nur das menſchliche Geſchlecht nicht mehr von dieſer Seite an, ich bitte Dich. Ich weiß wohl, daß der Menſch unabſehlich tief von ſeiner Beſtimmung herabſinken kann; ich habs ſelbſt ſchon erfahren. Aber wenn Du dieſen Vorwurf auf alle Menſchen anwenden wollteſt, dann begiengeſt Du die gröſſte Ungerechtigkeit.

Doch keine Vorwürfe! Du biſt ja ſelbſt wieder zurückgekommen; haſt in meinem Arm geweint, und Dich mit Deinen Brüdern wieder ausgeſöhnt; und das folgende in Deinem ganzen lieben herrlichen Brief athmet nichts als Verſöhnlichkeit und himmliſche Güte. Dank ſey Dir dafür, du Lieber! Gott führe Dir dafür lauter gute Menſchen zu, die Dir brüderlich die Hand bieten,

bieten, und in Eintracht mit Dir durchs Leben hinwandeln!

Heut hab ich eine Geſchichte gehört, die mich bis zu Thränen gerührt hat, und gewiß ſind die Thränen Dir gefloſſen. Cäcilien ſind von unbekannter Hand 15 Louisdor zugeſchickt worden. Wilhelm! Wilhelm! Du warſt lezthin ſo bewegt, als Du von ihr ſpracheſt. Es entwiſchte Dir ein Wort. O Du biſts, Du biſts! Dir hat ſie's zu verdanken. Sag, hat nicht die Menſchheit tauſend Freuden, wenn man ſolche Handlungen im Stillen verrichten kann? Sie ſchweben, fremden Augen unſichtbar, wie Engel Gottes um den edeln Menſchen, und lächeln ihm Gottes Wohlgefallen zu. O wie lieb ich Dich, du Herrlicher, du Engel! Morgen kommſt Du zu mir. Zwo Freundinnen beſuchen mich, und da wird doch die Verläumdung ſchweigen. Leb wohl, Herrlicher!

* * *

II.

Wilhelm an Sophien.

Sonntag am 29ſten Jan.

Dieſen Morgen hab ich Dich in der Kirche geſehen, meine Theureſte, und ward auf den Schwingen Deiner Andacht in den Himmel gehoben. Mit dieſer Innbrunſt, dieſem Glauben, dieſer Zuverſicht hab ich noch nie gebethet. Gewiß, ſo wie Liebe zu allem Guten führt, ſo führt ſie auch zur Religion, und zu Gott. Es iſt kein

nieuer Gedanke mehr, daß Andacht und Liebe ſehr genau mit einander verwandt ſind; aber die Wahrheit davon haben gewiß noch wenige ſo lebendig an ſich ſelbſt gefühlt, als ich heute. Wer ein Mädchen liebt, liebt alles Gute, alles Schöne und Vollkommene; alſo gewiß auch Gott. Ein wirklich Liebender iſt ſanft, weichherzig, mitleidig; ſein Aug iſt keiner Art von Thränen verſchloſſen; Gott, von deſſen Hand er allein ſein Mädchen erwarten kann, ehrt und liebt er über alles, wandelt in ſtetem Gebeth vor ſeinem Angeſicht.

O Mädchen, ich war nie ohne Religion! Aber ſo heilig und nah und ehrwürdig war ſie meinem Herzen nie, als ſeit ich Dich in der tiefſten Demuth vor dem Angeſichte Gottes ſtehen, und mit Deinem Blick in den Himmel dringen ſah. Schon der Gedanke, eben das zu lieben, was Du liebſt, macht mich religiös.

Unſer Gott, der uns geſchaffen, und uns einander zugeführt hat, dem wir in der Unſchuld und Reinigkeit unſeres Herzens dienen, ſegn' uns und verein' uns!

Laß uns ſtets vor Seinem Angeſichte wandeln, und uns Hand in Hand Ihm entgegen gehen. Jede Seligkeit der Liebe wollen wir Ihm verdanken! Wenn wir fühlen, daß wir glücklich ſind, ſo wollen wir unſre Freudenthränen dem zum Opfer bringen, der uns glücklich gemacht hat!

Nachmittags um 4. Uhr.

Dein Brief, meine Theureſte, hat mich ſehr traurig gemacht. — Tod! ach Tod! — Ja, er iſt der Feind der Liebe, und doch auch ihr Freund.

Er kann die vereinigen, die Schickſal und Unglück, oder Eigenſinn der Menſchen hier getrennt hat. Ach Sophie, warum dachteſt Du gerade an den Tod? Dieſer Abend wird mir nun ſo traurig ſeyn. — Deine Freundinn Karoline hat ſo lang ſchon ihrem Eduard nachgeweint, und nun iſt ſie bey ihm. Viel, viel Troſt für ſie. Und doch, Sophie, kann ich nicht ruhig ſeyn, ſeit Du an den Tod dachteſt. Ach, Mädchen, könnt ich doch an Deine Bruſt ſinken, und weinen! —

Morgen alſo ſeh ich Dich, du Theure! Schon iſt die Woche halb vorüber, die uns trennte. Jedes Elend nimmt ein Ende; Jedes Elend. Aber ach, der Tod ...! Wie eine Wolke ſchwebt er über meinem Haupt, von Donnern trächtig. Und doch nimmt auch er ein Ende. Mädchen, auch der Tod ſtirbt. Und doch iſt ſein Bild ſo ſchrecklich, und ich zittre. Mädchen, wär ich bey Dir!

* * *

12.

Wilhelm an Sophien.

Liebes, herrliches Mädchen!

den 30ſten Jan.

Wie wohl war mir heut bey Dir! O wie hieng mein Blick an Deinem Blick, da ich Dich drey Tage lang nicht geſehen hatte! Nun ſah ich erſt, welch eine herrliche Frucht auch die Trennung bringt, ach das Wiederſehn, das Wiederſehn der Liebenden!

Mäd-

Mädchen, Mädchen, wie ſo theuer biſt Du meinem Herzen! Wie ſo feſt und unzertrennlich häng ich an Dir! Hätt ich Dich nicht, o was wäre mir die Welt! Oft bin ich ſo ganz einſam, kann mich an nichts anhängen. Alles ekelt mich an, und ich wünſchte nur das Aug auf ewig zuzuſchlieſſen, und zu ſterben. Aber, wenn ich dann Dich wieder ſehe, o wie wird mir dann die Welt ſo freundlich! Und dann kann ich nicht begreifen, wie man unzufrieden ſeyn kann!

Sieh, ſo war mirs heut wieder. Böſe Laune überfiel mich, ſo wie ehemals über Saul der böſe Geiſt von Gott gerieth. Ich ſchloß mich ein, und kein Menſch konnte mit mir auskommen, bis ich Dich ſah, und mich meines Unmuths ſchämte, und nicht begreifen konnte, wo er ſchnell hingeflogen war.

Wir Männer wären unerträgliche Geſchöpfe, wenn Gott Euch nicht auf die Welt geſezt hätte, unſern Unmuth und unſer rauhes, ſaures Weſen zu mildern. Du liebe Seele kannſt mich ſo ſchnell umändern, daß ich mich im Augenblicke ſelbſt nicht mehr kenne.

Ich ſahs, wie Dir heut die Freude aus den Augen leuchtete, ſah Deine ganze Liebe mehr als jemals, und ich dankte Gott für Deine Seele. Ach Mädchen, wenn ich je von Dir getrennt werden ſollte, könnt ich da noch leben? Ich beſchwöre Dich bey Gott, lieb mich immer ſo wie jezt! Wenn Du deine Liebe mir entzögeſt, oder ſie nur etwas kälter werden lieſſeſt, Du würdeſt mich tödten. Du haſt mich ſo glücklich gemacht, daß mir jeder minder glückliche Zuſtand unerträglich, und mein Tod werden würde. Aber

eine Seele, wie die Deinige, kann nicht wankelhaft ſeyn. —

Die kleine Berginn, die heut bey Dir war, iſt ein artiges Geſchöpf. Hab ich recht beobachtet, ſo liebt ſie den jungen Striemer; Wenigſtens folgte ihm ihr Auge überall nach; Und dann dauert ſie mich von Herzen. Striemer iſt ihrer nicht werth. Ich kenne ihn von Jugend auf, und hab ihn auf der Univerſität noch beſſer kennen gelernt. Er iſt einer von den ſüſſen flatterhaften Herren, die in einem Mädchen mehr ſich ſelbſt, als das Mädchen lieben; Eine männliche Coquette. Jedes Mädchen, das er ſieht, glaubt er, müſſ' ihn lieben. Er ſagt ihr Süſſigkeiten und Zärtlichkeiten vor, an denen ſein Herz keinen Antheil hat. Treu und beſtändig kann er nicht ſeyn, und die liebe Berginn hängt an allem ſo mit ganzer Seele, daß ſie wohl verdiente, wieder eben ſo geliebt zu werden. Ich kenne keinen traurigern Zuſtand, als wenn man einen Flatterhaften liebt, dem man Alles zu ſeyn wünſcht, und der einem doch gar nichts iſt, und ſeyn will. Und dann ſind Striemers Abſichten warlich nicht die reinſten, und gehen immer ſehr aufs Sinnliche. Ich kenn' eine Profeſſors Tochter, die jezt ſeinetwegen in Schmach und im Elend ſeufzt. Sie gab mir, als er ſchon wieder nach Haus gereiſt war, zweymal einen Brief an ihn, und bat mich mit Thränen, ihn ihm zuzuſchicken. Ich thats, aber ſie bekam keine Antwort, und nun, hör ich, ſoll das Mädchen melancholiſch und ſchon zweymal im Begriff geweſen ſeyn, Hand an ſich ſelbſt zu legen.

Du wirſt mirs zutrauen, meine Sophie, daß ich Dir dieſes nicht aus Nebenabſichten, oder

aus heimlichen Haß gegen Striemern entdeckt habe. Gott weis, wie rein ich davon bin, und daß ichs bloß deswegen ſage, um ein Mädchen zu retten, das ein beſſres Schickſal verdiente. Die Berginn hat eine ſo liebe Einfalt, ſo wenig Erfahrung in den Kunſtgriffen der Männer und im Weltlauf, daß ſie eine freundſchaftliche Warnung verdient, und dieſe kannſt Du ihr am beſten geben, da Du mit ihr ziemlich vertraut biſt.

O Mädchen, wie viele ſchlechte Seelen gibts doch in der Welt gegen Eine gute! Sollten wir nicht alles thun, das Reich der Tugend und der Unſchuld auszubreiten, oder doch vor Anfällen und Verheerungen zu ſichern?

Wie glücklich ſind wir, daß wir uns gefunden haben! Denn wir ſind noch beyde tugendhaft, und können uns durch Tugend und durch Unſchuld glücklich machen. Wie oft hab ich Dich mir in der Einſamkeit vom Himmel herabgefleht, eh ich Dich noch kannte! Wie oft ahndete es meinem Herzen, daß ich die noch finden würde, die ſo ganz gleich mit mir denkt, alles das liebt, was ich liebe! Die den ſtillen ruhigen Genuß der Schöpfung allem Prunk und Glanz und Lärm der Welt vorzieht! Und dann ſah ich mich in der Welt herum, und ſuchte, ach und fand nichts als flatterhafte, in der Eitelkeit verſunkne Seelen, die mit ihrem Auge mehr an der goldnen Weſte hangen, als an dem Herzen, das drunter ſchlägt; Die mehr drauf achten, ob man Komplimente und übertriebne Schmeicheleyen vorbringen kann, als aus dem Herzen ſprechen. Mädchen, und dann gieng ich wieder mit leerem, trübem Herzen in die Einſamkeit, und überließ mich meinem Unmuth, und zweifelte, ob ich jemals

die erſeufzte Unbekannte, dieſen Abgott meiner Seele finden würde! Und dann hielt ichs für Geſchöpf der Phantaſie, und verſank in Muthloſigkeit, und wünſchte mir ein minder fühlendes Herz, das weniger verlangte, um glücklicher ſeyn zu können!

Aber Dank ſey Gott für dieſes Herz! Er gab mirs nicht umſonſt; Dieß Verlangen war mir nicht zur Quaal gegeben; denn es iſt befriedigt, und nun hab ich Alles, ſeit ich Dich gefunden habe; kann nichts mehr verlangen, ſeit Du mein biſt, du Erwählte!

Ach, wie kann ich Gott und Dir meinen Dank mit Worten und mit Mienen genug an den Tag legen! Stunden lang lieg ich Dir im Arm, und kann nichts, als Dich nur mit Schweigen anſehn. Aber, Mädchen, dann iſt meine Seele nicht auf Erden, iſt im Himmel vor dem Thron des Allbarmherzigen und bethet an. O du Engel, wann wird endlich auch die Zeit kommen, da ich Dich in meine Hütte führen, da ich immer um Dich ſeyn, und von Dir lernen kann die ſchöne Duldſamkeit, die Dir ſo eigen iſt, den ſo ganz ruhigen Genuß der Welt, die Zufriedenheit mit Allem, was uns Gott giebt, es ſey Gutes oder Böſes? Denn noch oft iſt meine Seele unruhig und tobt in mir, und will mehr die Menſchen nach ſich umſchaffen, als ſich in die Menſchen ſchmiegen, will einen Himmel auf Erden haben, und kein trübes Wölkchen an ihm ſehen. Du hingegen, wie ſo ruhig, wie gelaſſen! Ach, Du weiſſt, mit allen Menſchen umzugehen, haſt gelernt, ſie alle zu ertragen, und ihr Freund zu bleiben, ohne ihre oft ſo verkehrten Grundſäze anzunehmen. Mädchen,

lehre mich die Kunſt, wenn ſie nicht nur Dir allein gegeben iſt! —

Ich hab eine entfernte Ausſicht, ein Amt mit einem hinlänglichen Auskommen zu erhalten; dann meine Sophie wirſt Du ganz mein; dann ſollſt Du, meine Lehrmeiſterinn, immer um mich ſeyn, jeden meiner Schritte leiten, mich in jeder trüben Stunde tröſten und den Gram aus meiner Seele jagen; denn in Deiner Gegenwart kann kein Gram beſtehen, ſo wie das Laſter nicht im Angeſicht der Tugend bleiben kann. — Welche Tage ſeh ich vor mir! O Sophie! ſtill und unbekannt, nur Gott und uns bekannt, wollen wir dann leben. Fern vom Geräuſch der Welt ſoll unſre Hütte ſeyn, ſoll nur Guten und Edeln und Armen offen ſtehen. Die Guten werden uns ſuchen, und ſich mit uns freuen, und die Armen wollen wir tröſten. Der Glückliche kennt kein Bedürfniß, als den Wunſch, auch andere glücklich zu machen.

Leb wohl, du Engel! Gottes Liebe ſchüze Dich, bis wir uns wieder ſehen! Nach vier Tagen, wenn Deine Mutter kommt, ſehen wir uns täglich wieder.

* * *

13.

Sophie an Wilhelm.

Lieber Wilhelm!

den 2. Febr.

Du darfſt mir glauben, daß ich Deinen lieben zärtlichen Brief ſogleich würde beantwortet haben, wenn

wenn mich nicht eine Unpäßlichkeit gänzlich unfähig dazu gemacht hätte. Bald, nachdem Du lezthin von mir gegangen warſt, bekam ich ſo ſchreckliches Kopfweh, und einen ſo ſtarken Schwindel, daß ich kaum meiner Sinne mächtig war. Dieß dauerte bis geſtern Abend. Ich ſchlief noch mit den Kopfſchmerzen ein; Aber heute früh war mirs beym Erwachen ſo wohl, der Kopf war mir wieder ſo leicht, und die Seele ſo hell, daß ich mich kaum ſelber mehr kannte. Mein Herz hob ſich mit Dank zu Gott auf, und dann las ich Deinen lieben herzigen Brief, deſſen Zärtlichkeit und Wärme ich nun erſt ganz fühlen konnte; Denn ich hatte ihn mitten unter den betäubendſten Schmerzen erhalten und geleſen, und nun kam mir alles dabey empfundene Gefühl wie ein Vergnügen vor, das man in einem Traume genoſſen hat, deſſen man ſich nur noch halb erinnert.

Lieber **Wilhelm**, ich wollte Dir nichts ſagen laſſen, um Dich nicht zu erſchrecken; Aber ich befand mich recht übel, und ein paarmal war ich im Begriff zu Dir zu ſchicken; Denn mir ahndete vom Tod, und fürchterliche Fantaſien ängſtigten mein Herz. Beſter **Wilhelm**, Dir entriſſen werden, und Dich weinend und troſtlos auf der Welt zurück laſſen, warlich der Gedanke iſt fürchterlicher, als ſelbſt überbleiben, und ſein Leben durchweinen. Lange dauren würd es doch nicht, und ich wüſſte dich ja glücklich. Haſt Du **Klopſtocks** Selmar und Selma geleſen, **Wilhelm**? Ich las dieſe Elegie heute früh, und fand alles drinn ſo wahr, daß ich dachte, **Klopſtock** hat aus meiner Seele abgeſchrieben, wenn er ſeine Selma ſprechen läſſt.

Wie dank ich Dir, mein beſter **Wilhelm**, für die Zärtlichkeit, die Du über Deinen Brief ausgehaucht haſt! Zwar ich kenne Deine ganze Liebe; aber, Theurer, die Verſicherungen davon kann ich nie genug hören. Wenn Du ſagſt oder ſchreibſt: Ich liebe dich, Sophie! dann hör ich Melodie des Himmels, und nie denk ich gröſſer von mir ſelbſt, als wenn Du ſagſt: Ich liebe dich, Sophie!

Hörſt Du's auch gern, mein Erwählter? O, ich liebe Dich, mein **Wilhelm**! Ueber alles lieb ich Dich! Jeder meiner Blicke, jeder Laut meiner Stimme ſoll mein ganzes Leben durch Dir ſagen: Ich liebe Dich, mein **Wilhelm**! Ach, ich fühl es, lieber **Wilhelm**! wie wenig ich mit dieſem Worte Dir ſage, und Du muſſt es fühlen, wie viel tauſendmal mehr ich Dir ſagen wollte!

Du erhebeſt mich viel zu ſehr, und ſezeſt Dich viel zu tief herab. Thu das nicht, mein **Wilhelm**! Es kränkt mich, wenn Du Dir ſelbſt ſo wenig Gerechtigkeit widerfahren läſſeſt. Thuns doch ſo wenig Menſchen, da ſie Dich nicht kennen, da ſie nicht im Stande ſind, Dich ganz zu faſſen.

Bey Deinem Herzen, das ſo viel verlangt, weil es ſelbſt ſo viel leiſten kann und leiſtet, kannſt Du freylich mit gewöhnlichen Alltagsmenſchen nicht zufrieden ſeyn; denn jeder miſſt den andern nach ſich ſelbſt. Ich habe ſchon oft gedacht, wenn ich andre Männer neben Dir ſehe: Es iſt gar kein Wunder, das mein **Wilheim** mit der groſſen, edeln, freyen Seelen oft ſo mismuthig umher blickt, wenn er einſam da ſteht, wie die Eiche zwiſchen niedrigem Geſträuch, weil er ſich nicht

nicht anſchlieſſen kann an ein Herz, das dem ſeinen gleich denkt und fühlt. Wie wenig Jünglinge ſind das, was ſie ſollten und ſeyn könnten? Entweder ſind ſie allzu rauh, allzu wild; Wollen ſich durch kein Geſez einſchränken laſſen, und verfallen auf Niederträchtigkeit und Lüderlichkeit, und wollen dieſe dann durch elende, mit der geſunden Vernunft und aller menſchlichen Glückſeligkeit ſtreitende Grundſäze entſchuldigen; Oder ſie ſind, wenn ichs in Rückſicht auf mein Geſchlecht betrachte, ſtolz und eitel, und ſehn auf uns als Geſchöpfe herab, die Gott blos allein um ihrentwillen, ihnen zu gehorchen und zu dienen, erſchaffen habe. Für Menſchen halten ſie uns kaum, und nehmens übel, wenn wir auch einmal denken wollen. Sie ſehn uns für ein nothwendiges Uebel an, und laſſen uns daher ſo wenig Vorrechte der Menſchen genieſſen, als nur möglich. Oder — und dieſes ſind die unerträglichſten — ſie gehn auf der Gegenſeite zu weit, bethen mein Geſchlecht an, werden Schmeichler, Jungfernknechte, Stuzer, und wie die ärgerlichen Arten von Menſchen alle heiſſen mögen! Genug, **Wilhelm**! mir waren dieſe Leute von jeher unausſtehlich, und es kam mir immer als ſehr niederträchtig vor, aus einem Menſchen, einem, der einerley Geſchlechts und Urſprungs mit uns iſt, auf ſeine eigene, und auf Koſten aller andrer Menſchen eine Gottheit zu machen, vor ihr niederzuknien, ſie abgöttiſch anzubethen, und ihr zu Lieb auf ſeinen Willen und alle Vorrechte der Menſchheit Verzicht zu thun. Kann ich, oder kann ein andres Mädchen einen ſolchen Menſchen noch ſchäzen, ich will nicht ſagen, lieben, der ſeine eigne Würde ſo verkennt, und uns Dinge vorſagt und vorſeufzt, die er entweder gar nicht glaubt, oder, wenn er ſie glaubt, eben dadurch

ein Zeugniß von ſeiner eignen Kleinheit und ſeinen eignen ſchwachen Verſtand ablegt? Zu geſchweigen, daß er dadurch Hunderte von meinem Geſchlecht verderbt, und zu eiteln einbildiſchen Thörinnen macht, die mit ihrem Fächer, als mit einem Scepter, über die Welt zu regieren glauben, da ſich ihre Herrſchaft doch nur auf einen leeren Stuzerkopf erſtreckt.

Doch ich komm in Eifer. — Wie ſo ganz anders machſt es Du! Wie weiſſt Du die Mittelſtraſſe ſo genau zu treffen? Du bleibſt immer gleich, ohne ſtolz oder eigenſinnig zu werden; Biſt gegen alle Mädchen verbindlich, ohne Deinen Grundſäzen ungetreu zu werden, ohne Schmeicheleyen zu verſchwenden; Bleibſt immer ein Mann, und beobachteſt das Verhältniß genau, das zwiſchen Deinem Geſchlecht und dem unſrigen iſt, oder ſeyn ſollte. Wilhelm! ich wollte Dir warlich keine Lobrede halten. Ich weis, wie wenig Du das leiden kannſt. Ich ſchilderte Dich blos, wie Du biſt, wenigſtens mir vorkommſt. Weil ich Dich mir aber eben vorſtellte, wie Du in ſolchen Fällen, wenn man von Dir ſpricht, den Kopf ſchüttelſt und in Verlegenheit kommſt, ſo brech ich ab, ſo ſehr mich auch mein Herz treibt, noch mehr von Dir zu ſagen.

Es iſt wahr, Du weiſſt Dich nicht ſogleich in alle Menſchen, am wenigſten in gleichgültige, ſchaale, oder gezwungene und gleichgültige zu ſchicken. Aber welcher Mann von Kopf und Herz kann dieß wohl, wenns lang dauert? Kann mans überhaupt, bey Eurer Erziehung, von Euch fodern? Ihr habt von Jugend auf Euren Willen; Wir hingegen werden zum Dulden und Nachgeben und

Schmie-

Schmiegen gebohren, oder wenigſtens erzogen. Wir ſind oft ärgerlich genug, wenn wir mit widerlichen oder gleichgültigen Menſchen umgehen müſſen; Aber wir dürfen uns unſern Aerger nicht merken laſſen. Rechne mir alſo das nicht als Tugend an, was überhaupt meinem Geſchlecht eigen iſt, und gröſſtentheils von der Erziehung herkommt. Es gehört keine Selbſtüberwindung oder Aufopferung dazu; und ohne dieſe, deucht michs, giebts keine Tugend.

Verzeih, liebſter Wilhelm, ich bin, wie ich ſeh, ins Plaudern (man könnts gar Philoſophiren nennen,) hineingekommen, und ich weis, wie übel das einem Mädchen ſteht. Wie viel beſſer hätt ich meine Zeit damit zubringen können, Dir für Deinen Brief und für Deine Liebe zu danken, und Dich meiner ganzen Zärtlichkeit zu verſichern! Aber ich fühle wohl, daß mein Herz noch verſchloſſen iſt; Die Schmerzen haben mein Gefühl betäubt, und in ſolchen Fällen kann man freylich nicht viel klügeres thun, als plaudern, und zwar gröſſtentheils mit dem bloſſen kalten Verſtand. Hätteſt Du mir am Herzen gelegen, o ſo hätt ich geſchwiegen, und Dir mein Gefühl durch Schweigen ausgedrückt. Aber wir ſind nicht alle Tage gleich; Auch die Empfindung hat ihre Launen, und unſer Herz hängt viel zu ſehr von äuſſern Gegenſtänden ab, als daß wir immer Herren darüber wären.

Was Du mir von der Berginn und von Striemern geſchrieben haſt, macht mir ihrentwegen ſehr unruhig; Denn ich liebe das gute, in der Welt noch ſo ganz fremde Geſchöpf ſehr. Ihre Zuneigung zu Striemern hab ich ſchon lang gemerkt, und der Menſch, ſein ganzes Ausſehen

und Betragen war mir immer zuwider, ohne daß ich mir einen Grund davon geben konnte. Deswegen ich mir auch oft böſe wurde, und mir Vorwürfe darüber machte, daß ich einen Menſchen nicht leiden konnte, von dem ich doch eigentlich nichts Böſes wuſſte. Du haſt mir auf Einmal alles aufgeſchloſſen, und ich ſehe, daß mich mein dunkles Gefühl nicht betrogen hat. Ich ſinne jezt blos auf Gelegenheit, die Berginn im nächſten Geſpräch auf ihn zu bringen, und ihr alles rein heraus zu ſagen, ſollt ich auch ihre Freundſchaft drüber verlieren! Sie muß von ihm gerettet werden, und ihre Rettung iſt mir noch lieber, als ihre Freundſchaft, ſo theuer mir auch dieſe ſonſt in jedem andern Falle iſt.

Leb wohl, Lieber! Morgen oder übermorgen kommt meine liebe Mutter wieder, und dann thu ichs Dir ſogleich zu wiſſen. Meine Seele ſchmachtet ſehr nach Dir, du Einziger.

* * *

14.

Wilhelm an Sophien.

den 3ten Febr.

Kannſt Dus mir wohl übel nehmen, beſtes Mädchen, daß ich geſtern ſo unangemeldet zu Dir kam? Sobald ich hörte, daß Du Dich die Zeit über nicht recht wohl befunden habeſt, war mirs nicht länger möglich, auf der Welt zu leben, ohne Dich zu ſehen. Nicht wahr, Du nahmſts nicht

übel,

übel, lieber Engel? Du ſahſt ja ſo freundlich aus, und verſtellen kannſt Du Dich nicht.

Aber, Gott! wie erſchrack ich, daß Du ſo blaß ausſahſt! Du muſſt noch kränker geweſen ſeyn, als Du mir entdeckt haſt. Gottlob, daß es jezt wieder beſſer iſt! Liebes Mädchen, wie ſo zärtlich Du biſt, mir nicht das mindeſte davon zu ſagen! Du fürchteteſt, mir Kummer zu machen, und litteſt in der Stille. O Engel, wie vergelt ich Dir dieſe Zärtlichkeit!

Ich war ſehr betroffen, die Berginn bey Dir zu treffen. Vermuthlich hab ich Dich und ſie in einer Unterredung über Striemern geſtört, denn ich ſahs wohl, wie ſie weinte, und es vor mir zu verbergen ſuchte. Das gute Mädchen dauret mich unausſprechlich. Ihre Seele muß ſchon ſehr feſt an dem Unwürdigen hangen.

Als Du nachher im Geſpräch auf Striemern zielteſt, indem Du überhaupt von Leuten ſeines gleichen ſpracheſt, konnt ich nicht mit ſprechen, weil ich leicht bey ihr in den Verdacht hätte kommen können, daß ich Dich gegen ihn eingenommen habe; Und wenn ſies ihm entdeckte, ſo käm ich nur in unnöthigen Streit, in dem ich mich nicht würde mäſſigen können.

Du haſt mir faſt noch nie ſo gut gefallen, als da Du geſtern über die ſchlechten Kerls aus meinem Geſchlecht ſo in Eifer gerietheſt, und für Unſchuld und Tugend ſo heiß ſpracheſt. O Mädchen, wie liebenswürdig wird man nicht, wenn man für Tugend ſpricht! Küſſen und ans Herz drücken hätt ich Dich mögen, als Dir die Stirne ſo heiß glühte, und Du zwiſchen Deinen Augen-

braunen eine Furche zogeſt, und ſich über Deinen Augen mir ein paar Vertiefungen entdeckten, die ich vorher noch nie wahrgenommen hatte. So ein edler Unwille muß die Engel im Himmel freuen, und jeden Böſewicht ſchamroth und zittern machen.

Morgen alſo kommt Deine brave Mutter wieder, und ich ſeh Dich. Für Deinen lieben herrlichen Brief dank ich Dir mündlich mit tauſend Küſſen. Jezt muß ich abbrechen, weil ich nothwendige Geſchäfte habe. Einige Augenblicke muſſt' ich mich mit Dir unterhalten. Leb wohl, Liebe!

Noch ein paar Worte. Wenn nur dieſes Jahr der Frühling recht bald anbräche, daß Du Dir in der freyen Luft Bewegung machen könnteſt! Ich ſchreibe dein Kopfweh blos dem anhaltenden Sizen zu. Ueberhaupt kann ichs nicht begreifen, wie ihr Mädchen das beſtändige Stubenſizen ohne einige Bewegung aushalten könnt? Auf den Frühling gehſt Du doch viel mit mir ſpazieren? Nicht wahr, Engel? Noch einmal, leb wohl!

* * *

15.

Sophie an Wilhelm.

am 7ten Febr.

Ich konnte nicht eher dazu kommen, Dir zu ſchreiben, liebſter Wilhelm, weil ich ſeit der Ankunft meiner Mutter hunderterley Geſchäfte zu beſorgen hatte. Warſt Du geſtern Abend über mein Stillſchwei-

ſchweigen ſo traurig, oder kam Deine Traurigkeit daher, daß ich meiner Mutter habe verſprechen müſſen, die Amtmännin aufs Frühjahr zu beſuchen? Dieſe Zeit iſt ja noch ſo weit entfernt, und Du muſſt mich alsdenn wenigſtens ein paarmal auf einige Tage auf dem Lande beſuchen.

Mit der Berginn hab ich geſtern noch einmal wegen Striemern geſprochen. Ob ſie mir gleich ihre Liebe zu ihm nicht geſtehen wollte, ſo verrieth ſie ſich doch nur allzu ſehr. Sobald ich ſeinen Namen nannte, ward ſie feuerroth, und ſuchte das Geſpräch auf einen andern Gegenſtand zu lenken. Ich ließ mich aber nicht davon abbringen, und malte ihn ſo ab, wie ich ihn kenne. Sie gab vor, ihr ſeys gleichgültig, wie ſein Karakter ſey; Aber ſeit ich ſo offenherzig war, merk ichs wohl, daß ſie ganz kalt und zurückhaltend gegen mich wird. So leid mir dieſes thut, ſo konnt ich doch nicht anders; Ich beobachtete die Pflicht einer Freundinn, und habe doch ſo viel bewirkt, daß ſie gegen ihn ſehr behutſam thut, und auf ſeine Handlungen genau Acht gibt. Sobald ſie etwas Zweydeutiges und Heuchleriſches dran bemerkt, welches gar nicht lang anſtehen kann, ſo wird, wie ich hoffe, ihre Zuneigung zu ihm ziemlich vermindert werden; Denn ſie ſieht auf Rechtſchaffenheit und Tugend, und war bisher durch ſein ſchleichendes, ſcheinheiliges Weſen nur verblendet.

Ich wünſchte, daß die Berginn und der junge Meyer ein Paar würden; Eins könnte das andre glücklich machen. Sein flüchtiges Weſen würde ſich bey ihrem Ernſte bald verlieren, und dann könnt er ein ſehr brauchbarer Mann werden. Wenn er nur einmal erſt recht herzlich verliebt wird, und

eine Zeitlang ſchmachten muß, dann iſts ſchon gewonnen. Ich hab es ſchon oft bemerkt, nichts macht ernſthafter und geſezter, als die Liebe, wenn ſie nicht ſogleich erhört wird. Und alsdann kann ein Mädchen, wenn es klug iſt, ſeinen Liebhaber ſchon im ernſthaften Ton erhalten. Im Eheſtand gibt ſichs ohnedieß von ſelbſt. Nächſtens will ich Meyern und die Berginn zu mir bitten, und dann muſſt Du ſie mit mir beobachten helfen.

Du warſt geſtern meiner Geſundheit wegen noch ſo ſehr bekümmert; Aber, lieber Wilhelm, ich bitte Dich, ſey ganz ruhig! Ich bin völlig geſund, und ſo friſch und munter, als ich ſeit langer Zeit nicht geweſen bin.

Heut kann ich Dich nicht ſehen, weil ich zum Kriegsrath Warner gebethen bin. Geſtern konnt ichs Dir noch nicht ſagen, darum ſchick ich Dir dieſen Brief. Morgen, lieber Wilhelm, kommſt du deſto früher zu mir. Leb recht wohl!

* * *

16.

Wilhelm an Sophien.

Liebe Seele,

den 13ten Febr.

Zu meinem gröſſten Aerger bin ich heut zum geheimen Rath von Zollern gebethen, und Du weiſſt wohl, in meinen Verhältniſſen konnt ich die Einladung nicht ablehnen, ob ich gleich den

Abend

Abend tauſendmal lieber bey Dir zubrächte. Nichts auf der Welt iſt mir verdrüßlicher, als etliche Stunden in einer gleichgültigen Geſellſchaft von Stuzern und gemalten Coquetten, mit Spielen oder abgedroſchenem Geſchwäz tödten zu müſſen, und ſich dabey bewuſſt zu ſeyn, man hätte dieſe Stunden auf die angenehmſte Weiſe im Arm der Geliebten zubringen, und jeden Augenblick davon genieſſen können. Der Gedanke iſt mir unausſtehlich, daß ſich Menſchen ſelber ſo im Lichte ſtehen, und einander ſo zur Laſt liegen. Geſellſchaft ſoll das Glück und der Sonnenſchein des Lebens ſeyn, der unſer Herz nach den trüben Stunden läſtiger Geſchäfte wieder aufheitert, und mehrentheils iſts umgekehrt. Man kehrt düſterer zurück, als man hingegangen iſt. — Doch, ich verderbe die Zeit noch mit Klagen und Moralen, die im Grunde das menſchliche Geſchlecht gewiß nicht umſchaffen oder beſſern werden.

Den geſtrigen Abend, liebes Mädchen, machteſt Du mir wieder recht froh. Du muſſt mir öfter auf dem Klavier vorſpielen und ſingen, und hier ſchick ich Dir etwas, das ich in einigen Tagen von Dir und der Schönberginn ſingen zu hören wünſchte. Du ſchriebſt mir lezthin von Klopſtocks herrlicher Elegie: Selmar und Selma, und augenblicklich war ich darauf bedacht, Neefens Kompoſitionen einiger Klopſtockiſchen Oden, von denen ich neulich ſo viel Rühmens hörte, zu bekommen. Endlich iſt mirs gelungen, gegenwärtiges Exemplar zu erhaſchen, das man mir zwar nur geliehen hat, aber Du kannſts ſo lang behalten, bis ich ein eigenes für Dich, das ich ſchon aus Leipzig verſchrieben habe, bekomme. Ich ließ mir heut durch einen Freund, der nur mittelmäſſig ſingt, einige Oden draus vorſingen,

und

und ich ward im Innerſten erſchüttert und gerührt, beſonders durch den Schlachtgeſang, die Sommernacht, und Selmar und Selma. O Mädchen, wenn Du es ſingſt, dann muß jeder Ton an die Seele dringen; Denn Neefe wählte immer, bey der ſchönſten Simplicität, den einzigen und wahren. Hätte doch nur meine Stimme Biegſamkeit genug! Dann ſängen wir Selmar und Selma zuſammen. Ausdrücken würd ich gewiß genug! Denn Neefe ſah in die Seele der beyden Liebenden hinein, und ſang aus ihnen; Und ich brauchte mich nicht erſt in Selmars Seele hineinzudenken, da ich ſchon hundertmal eben das, was Selmar, fühlte, wenn ich, Dir im Arm, an den Tod dachte, oder Du davon ſpracheſt. —

Und nun muß ich Dir die traurigſte Geſchichte erzählen, die ſich erſt heut zugetragen, und mich im Innerſten erſchüttert und gerührt hat.

Du ſprachſt geſtern mit ſo vielem Antheil vom Tod der armen Steinnin, die aus Gram geſtorben iſt, weil ihr ihre Anverwandten ihren Brückner nicht laſſen wollten.

Heute früh ward ſie begraben. Ich ſah ihre Leiche, nur im Ueberrock und mit unfriſirten Haaren, mit an, weil ich dergleichen Auftritte liebe, die meine eingefrorne Empfindung mit Einemmal wieder aufthauen. Das Mittel that ſeine Wirkung. Kaum hört ich vor dem Haus das Lied anſtimmen: Auferſtehn, ja auferſtehn wirſt du ꝛc. und ſah die Baare mit der jungfräulichen Krone drauf aus dem Haus herausbringen, ſo war meine ganze Seele weg; Die Thränen ſchoſſen mir ſo häufig in die Augen, daß ich

ich mich wegwenden muſſte, und eine kleine Stre-
cke vor der Baare her auf den Kirchhof hinaus-
gieng, um ſie begraben zu ſehen. Was ich da-
bey gefühlt habe, kann ich Dir nicht ſagen.
Wenn ich zuweilen nach der Baare der Dulderinn
blickte, und die Krone der Keuſchheit und der
Ueberwindung drauf zittern ſah, o da ſtürmten
Wonn und Traurigkeit mit gleich ſtarker Gewalt
auf mich ein. Ich dacht an ihr Glück, an den
Tag der Auferſtehung, ſezte mich über Erd und
Himmel weg, und dachte dann wieder an die
Leiden der Zurückgebliebenen. Die Wächter auf
dem Thurm blieſen das Sterbelied, ſo rührend
und beweglich, daß ich glaube, die einfältigen
Leute fühlten den Verluſt des Mädchens mehr als
ihre eigne harte Anverwandten.

Brückner, der von ihrer Krankheit und von
ihrem Tode nichts wuſſte, war einige Tag vor-
her, ohne Vorwiſſen eines Menſchen, weggerit-
ten, um zu ſehen, ob er nicht bey der Steinnin
Onkel, der auf dem Lande wohnt, mehr für ſeine
Verbindung mit ihr bewirke, als bey ihren an-
dern Anverwandten.

Er war glücklich, bekam die Einwilligung des
Onkels, und zugleich das Verſprechen von ihm,
daß er die ganze Ausſteuer beſtreiten, und ihr zu-
gleich ſein anſehnliches Vermögen ganz vermachen
wolle. **Brückner**, der die Freude ſeines Mäd-
chens über dieſen unverhofften Umſchwung ihres
Schickſals ſelbſt ſehen, und ihr die Nachricht da-
von ſelbſt überbringen wollte, ließ ſie kein Wort
von ſich wiſſen, und ritt dieſen Morgen voller
Freud und Hofnung mit ihrem Onkel in dem Au-
genblick an die Stadt her, als ſie hinausgetra-
gen wurde.

Ich gieng ſo in tiefem Schmerz verſunken, ohne das geringſte vor oder neben mir zu ſehen, langſam bey der Baare her. Plözlich blickt ich auf, und ſah Brücknern mit einem unbekannten Mann auf mich zureiten. Ich zitterte, daß ich alle Augenblick glaubte, in die Erde zu ſinken.

Guten Morgen, Bruder! ſagte er; Was kommt da für eine Leiche? Ich konnte nichts antworten, und ſah auf die Erde. Die Jungfer Steinnin wird begraben, ſagte ein voreiliger Kerl, der neben mir gieng. Gott im Himmel! rief er; Und indem ich wieder aufſah, ſank er mir vom Pferd in die Arme. Ich war ohnmächtiger als er, und man muſſt uns beyde halten. Im Augenblick war alles Volk um uns herum verſammelt; Es entſtand ein dumpfes Gemurmel; Eins ſah das andre an; Die wenigſten wuſſten, was vorgieng. Die Baare hielt ſtill, ich winkte aber, daß man damit forteilen ſollte. Brückner war ganz ſinnlos. Als ich mich von der erſten Beſtürzung wieder erholt hatte, lief ich auf den Kirchhof, und nöthigte einen Kutſcher mit einem Trauerwagen herzufahren und Brücknern nach ſeinem Haus zu bringen. Wir brachten ihn mit vieler Müh in den Wagen; Ich ſezte mich zu ihm hinein; Er war noch immer ohnmächtig, und wir kamen vor ſeinem Haus an. Sein alter Vater ſah oben heraus, machte aber das Haus nicht auf, als der Wagen hielt; denn er wuſſte noch nicht, was alles das bedeuten ſollte. Endlich ſtieg ich zitternd und bleich aus, läutete an der Glocke, und man machte auf. Ich ſtand lange unſchlüſſig an der Hausthüre; In meinem ganzen Leben war ich noch in keinem ſolchen Zuſtand geweſen. Endlich kam der alte Brückner mit

ſeiner Tochter herab, und ſagte, was befehlen Sie?

Ihr Sohn . . . ſagt ich, weiter konnt ich kein Wort ſprechen. Charlotte, die indeß an den Kutſchenſchlag gelaufen war, ſprang mit einem lauten Schrey wieder zurück. Was iſts? ſagte der alte **Brückner** bebend; Ich nahm ihn beym Arm, weil ich fürchtete, er ſinke um; Charlotte ſchrie, und lief im Haus herum; Eine Magd und ein Bedienter kamen, und trugen den jungen **Brückner**, mit Hülfe des Kutſchers, aus dem Wagen, bey ſeinem Vater vorbey, der ihm ſtarr anſah, und mir endlich ſinnlos an die Bruſt ſank.

Wir brachten ihn mit Mühe die Treppe hinauf in die Stube, wo ſein Sohn auf dem Bette lag. Die Mutter hatte ſich über ihn hingeworfen, und zerraufte ſich die grauen Haare; Die Schweſter lief verzweifelnd hin und her; Der Vater, der im Lehnſtuhl ſaß, ſchlug die Augen wieder auf, ſprach aber kein Wort; Ein paarmal wollte er aufſtehn, und zum Bett hin, ohn Kraft genug zu haben; Er faltete die Hände, ſah mit einem Blick zum Himmel, der mein ganzes Weſen in mir umkehrte. Keines fragte nach der Urſache dieſer ſchrecklichen Begebenheit; Jedes hatte ſie ſchon bey ſich errathen, und ſcheute ſich, mich darum zu fragen und zitterte, noch mehr zu erfahren.

Ach Sophie! Es war die traurigſte Geſellſchaft, die ich in meinem ganzen Leben geſehen habe, und ich kann ſie Dir nicht beſchreiben, weil ich ſelbſt halb fühllos dabey war.

Indem

Indem man ſich bemühte, den jungen Brückner wieder zu ſich ſelbſt zu bringen, trat der Steinnin Onkel in das Zimmer, ein rechter alter Deutſcher, der mit Ungeſtüm nach Brücknern fragte. Er trat ans Bette, nahm ihn bey der kalten Hand; — Todt? ſagte er, und ſtampfte auf den Boden. Nun ſo hol der Teufel all das lumpichte Geſindel, das die beyden bravſten Seelen umbringt! Da hab ich ſie im Sarg geſehn. Beym Allmächtigen! Es war ein Engel! Und die Teufel habens umgebracht! Und nun den Jungen auch! — Bliz und Donner, was das Hunde ſind!

Indem knirſchte er mit den Zähnen, ſah wild im Zimmer umher, und erblickte den alten Brückner im Lehnſtuhl. Er lief auf ihn zu, nahm ihn bey der Hand und ſchüttelte ſie. Biſt du ſein Vater, Alter? Nun, ſteh dir Gott bey, und ſtirb! Verflucht, was das Menſchen ſind! Ich möchte mir . . . Indem ſchlug er ſich vor die Stirne, daß es wiederhallte, und ſezte ſich dann ſtumm in eine Ecke des Zimmers.

Doktor **Ulrich** kam mit einem Barbier. Man ließ dem jungen Brückner zur Ader; Der Alte hatte ſich wieder etwas erholt, ſchlich ſich zum Bette, ſezte ſich neben ſeinen Sohn, und nahm ſeine Hand. Der Onkel kam auch her, und riß den D. **Ulrich** auf die Seite. Was iſts, ſagte er, können ſie ihm helfen? — — Nun's iſt beſſer, man laß die beyden Engel zu einander, da's auf dieſer verdammten Höllenwelt nicht ſeyn kann. Ich wollt, ich wär auch ſchon da!

Der junge Brückner ſchlug die Augen wieder auf, ſah ſtier und mit todtem Blick um ſich her,

her, und erblickte mich. Biſt du's Wilhelm? — Ich trat näher. — Iſt das wahr mit der Steininn? Ich gab ihm die Hand und blickte weg.

Freylich iſts wahr! rief der Onkel. Umgebracht haben ſie ſie. Aber wart! Bey Gott; Ich will hingehn, und ihr Haus anſtecken, und die Thür verriegeln, daß nichts von der Brut herauskommt! Bey meiner armen Seel, das will ich!

Er wollte auch im Ernſte gehn, und ich hielt ihn mit Gewalt zurück. Es hat Zeit, ſagte er; Iſts heut nicht, iſts doch morgen.

Der Doktor verſchrieb ein Recept für den jungen Brückner, und glaubte, er würde ſich bald wieder erholen.

Der Onkel ſezte ſich nun zum Alten ans Bette, ſprach etliche Worte mit dem jungen Brückner, der vor Schluchzen kaum reden konnte. Darüber ward er auch gerührt, nahm den alten Brückner bey der Hand, und fieng an bitterlich zu weinen. Er erzählte kurz, was vorgegangen war; Und nun weinten wir alle zuſammen, wie die Kinder. Gegen ſeine Anverwandte ſtieß er die bitterſten Verwünſchungen aus, die es auch in der That nicht anders verdienen. Er hatte die ſelige Steininn wie ſein eigen Kind geliebt, und ihr hundertmal geſagt, wenn ſie einen Menſchen finde, den ſie liebe, ſo ſoll ſies nur ihm ſagen, er wolle für ſie ſorgen wie ein Vater. Dieß wuſſten die Verwandten, und fürchteten, er vermach ihr ſein Vermögen. Daher behielten ſie alle Briefe, die ſie an ihn ſchrieb, zurück, und das arme Mädchen wuſſte nicht, woran ſie war? Dieß hat mir eben mein Ja-

cob erzählt, der in ihres Vetters Haus gedient hat.

Als ſich Brückner wieder etwas erholt hatte, gieng ich weg; Der Onkel aber blieb da. Ihr müſſt mich bey euch behalten, ſagte er, bis ich ſeh, ob der gute Junge dieß überſtehen kann! Es ſoll euch nicht gereuen, mich ein paar Tage bey euch gehabt zu haben.

Ach Sophie! Wie mein Herz mir ſo unendlich ſchwer, und von ſo mannigfachen Empfindungen zerriſſen war, das kann ich Dir nicht beſchreiben. Dieſen ganzen Tag konnte ich dieſe bange Vorſtellungen noch nicht einen Augenblick mir aus dem Sinn bringen; Bald ergreift mich wilde Wuth, bald wieder unausſprechlich tiefe Wehmuth. Gott im Himmel, was für ein verfluchtes, ganz abſcheuliches Laſter iſt der Geiz! Zu welchen Furien und Scheuſalen macht er nicht die Menſchen! Die Steininn war ein ſo liebes himmliſches Mädchen, liebte ihren Brückner mit ſo unendlicher Zärtlichkeit; Und das vermaledeyte Weibsſtück, ihre Baaſe, und der ganze Pack, der ſich Verwandte von ihr nennt, widerſezt ſich ihr um des verdammten Geldes willen, und kränkt und quält das arme Mädchen ſo lang, bis ſie da liegt und todt iſt. Ha! Wenn man da nicht fluchen will, ſo muß man ſich die Zung ausreiſſen! — — Denk einmal, Sophie, wenn Du Brückner wärſt! — Zwar Du biſt ein Weib, aber ſag, was thäteſt du? ....

Ich habe Dir einen langen Brief geſchrieben. Hätt ich Dich heut ſprechen können, ſo hätt ich Dir die Zeit, ſo viel zu leſen, erſpart; Aber ach, ich darf Dich heute ja nicht ſehen. Leb wohl, lie-

lieber Engel! Beth für den armen Brückner! Gott erhalte Dich mir! — Mädchen, wenn Du mir ſo entriſſen würdeſt, ach, was würde dann aus Deinem Wilhelm?

* * *

17.

Wilhelm an Sophien.

den 15ten Febr.

Guten Morgen, liebes Mädchen! Hoffentlich haſt Du ruhiger geſchlafen, als ich. Es gieng mir die ganze Nacht nach, und raubte mir faſt allen Schlaf, daß Du geſtern Abend ſo traurig warſt, und ich die Urſache davon abgegeben habe. Lieber Engel, kannſt Du mir verzeihen? Ich ſchwöre Dir bey allem, was heilig iſt, daß ich Dich nicht traurig habe machen wollen. Sieh, ich frage Dich, ob Du mich noch liebeſt? Warlich nicht aus Mistrauen! Könnt ich dieſes wohl bey Dir haben? Nein, lieber Engel! Weil ichs ſogar gerne höre, wenn mich auch Dein Mund Deiner Liebe verſichert.

Fragt ich etwa in einem zweifelnden oder verdrüßlichen Ton? O ſo vergib mir, liebe Seele! Und ich will mich künftig recht Mühe geben, keinen ſolchen Argwohn bey Dir zu erregen.

Inzwiſchen iſt mir der geſtrige Abend doch unausſprechlich wichtig und theuer. Ach, du Theure, auch deine Thränen ſagten mir, wie zärtlich Du mich liebeſt. Sie ſind mir ein heiliges Pfand

deiner Zärtlichkeit; Ich fieng ſie mit meinem Schnupftuch auf, und ich wünſchte, daß ſie ewig nicht vertrockneten! Unausſprechlich liebes Mädchen, ich bin ewig! ewig! Dein, und kenne nur Einen Feind, der uns trennen kann; Er heiſſet Tod.

Wie unendlich tief hat ſich die Begebenheit mit Brücknern und der Steininn meinem Herzen eingegraben! Geſtern Abend, da ich von Dir weg gieng, gieng ich noch zu ihm. Dem Leibe nach iſt er ziemlich wieder hergeſtellt; Aber ach, was ſeine Seele leidet, kann kein Menſch, und er ſelbſt nicht ausſprechen. Gott, welch ein Leben, das er jezt zu durchlaufen hat! Ich ſahs ihm an, daß er ſich tauſendmal lieber den Tod wünſcht, und ich kann ihm auch nichts beſſres wünſchen. Jedermann, wer ihn ſieht, muß Mitleiden mit ihm haben. Er ſpricht manche Viertelſtunde kaum ein Wort, und wagts nicht, der Steininn Namen auszuſprechen. Seine arme Eltern, und ſeine Schweſter Charlotte, ſprechen anch faſt nichts, ſeufzen in der Stille, und verfluchen die unmenſchlichen Verwandten der Steininn. Ihr Onkel iſt ſchon geſtern wieder abgereiſt, und ſagte, er könne das Elend länger nicht mit anſehn. Er betheurte ſich mit einem hohen Schwur, in ſeinem Leben niemals wieder in die Stadt zu kommen. Eh er wegritt, hat er dem jungen Brückner, und im Fall daß dieſer früher ſterben ſollte, Charlotten ſein ganzes Vermögen vermacht. Die beſte Rache, die er an ſeinen niederträchtigen, geldhungrigen Verwandten nehmen konnte! Aber was hilft Brücknern alles Geld der Welt, ohne die, für die er nur allein gelebt hat? Lieber wollt ich hundert Jahre lang trocknes Brodt eſſen und klares Waſſer trinken,

als

als ein halbes Jahr von Dir, meine himmliſche Sophie, getrennt leben.

Hier, mein Engel, ſchick ich Dir eine Nachtigall, die endlich, nachdem ich ſie drey viertel Jahre für Dich ernährt habe, geſtern Abend zum Erſtenmal geſchlagen hat. Sie ſinge Dir die Freuden des zukünftigen Frühlings in die Seele! Dreyviertel Jahre lang war ſie meine Geſellſchafterinn. Denk zuweilen an mich dabey, wenn ſie den Geſang der Liebe anſtimmt! —

Allmächtiger Gott! Da kommt eben mein Bedienter wieder, den ich zu Brücknern geſchickt hatte, ſich nach ihm zu erkundigen. Dieſen Morgen um ſechs Uhr fand man ihn todt im Bette. Die Aderlaßbinde war weggeſtreift, und er hatte ſich verblutet. Man weiß nicht, hat ers im Schlaf oder vorſezlich gethan? Ich kann nicht mehr ſchreiben; Meine Hand zittert, daß ich kaum die Feder halten kann. Leb wohl! Auf den Abend ſeh ich Dich. Jezt ſoll ich zu **Brückners** Eltern.

* * *

18.

Sophie an Wilhelm.

Liebſter Wilhelm!

den 18ten Febr.

Ich habe geſtern Deine Anſpielung auf mein langes Schweigen tief gefühlt, und mich nach Deinem Weggehen recht ſatt drüber geweint. Nicht als ob

ob Du mir zu viel gethan, oder mich hätteſt kränken wollen; Nein, liebſter Jüngling, über Deine freundliche und liebvolle Nachſicht hab ich geweint, daß Dus ſo behutſam und mit ſo himmliſcher Güte nur von fern berührteſt.

Verzeih, beſte Seele, und glaub Deinem Mädchen, daß es gewiß nicht durch Kleinigkeiten, ſondern durch wichtige Hinderniſſe von einer Beſchäftigung abgehalten werden konnte, die ſo unendlich ſüß und belohnend für mich iſt.

Du weiſſt, daß wir faſt acht Tage lang mit einer Wäſche beſchäftigt waren, und — Ihr Mannsperſonen mögt nun drüber ſpotten, wie ihr wollt! — ein ſolches Geſchäfte beſchäftigt, ſo lang es währt, Leib und Seele ſo, daß ſchlechterdings an kein Briefſchreiben zu denken iſt. Daß ich Dir aber in den leztern acht Tagen nicht geſchrieben habe, daran biſt Du zum Theil ſelbſt ſchuld, weil Du mir den **Werther** geliehen haſt, den ich meiner Mutter alle Abende nach Tiſch, welches ſonſt meine gewöhnliche Schreibzeit iſt, vorleſen muß. Daß ich Dir (beyläufig es zu ſagen) Deinen Werther nicht mehr zurück gebe, das verſteht ſich. Du magſt Dir ein andres Exemplar kaufen! Das gegenwärtige, in dem Du Deine Lieblingsſtellen angeſtrichen haſt, die zugleich auch meine Lieblingsſtellen ſind, iſt mir zu ſchäzbar, als daß ichs wieder aus den Händen laſſen ſollte. Noch Ein Wort muß ich dir von **Werther** ſagen: **Brauers Thereſe**, die, wie Du weiſſt, eben ſo wie Lotte, ihre Mutter verlohren und ihre jüngern Geſchwiſter aus ihrer Hand angenommen hat, ſie zu erziehen, ſagte neulich mit der allerinnigſten Rührung in einer Geſellſchaft: Ich danks **Göthen** und ſeiner **Lotte**, daß ſie mich gelehrt hat, meine Geſchwiſter nun mit

mit weit gewiſſenhafterer Sorgfalt zu erziehen. Mit dieſen Worten ſah ſie zum Himmel. O Wilhelm, das rührte mich unendlich, und ich denke, Göthen muß ein ſolcher Dank mehr werth ſeyn, als alles laute Lob der unzähligen gelehrten Zeitungen in Deutſchland.

Doch ich komme ganz von meiner Entſchuldigung gegen Dich ab. Brauchts aber viel Entſchuldigung, mein lieber Wilhelm? Ach Du weiſſt, wie mein Herz an dem Deinigen hängt, daß mich alſo gewiß kein Kaltſinn, ſondern blos wirkliche Verhinderung hat abhalten können, Dir zu ſchreiben. Ach du Lieber, Du wirſt mir von Tag zu Tage mehr; Täglich lern ich Dein gutes edles Herz mehr kennen. Wenn ich heute denke: Nun iſts nicht mehr möglich, ſtärker und feuriger kann ich meinen Wilhelm nicht mehr lieben, ſo find ich doch immer den andern Tag wieder einen neuen, noch unentdeckten Zug in Deiner Seele, der mich Dir noch näher bringt, mich noch mehr zur Liebe anflammt. Ach es iſt nicht möglich, einen Augenblick kaltſinnig oder lau zu werden, wenn man für einen ſolchen Gegenſtand brennt, wie Du biſt. Laß alſo die Grillen fahren, beſter Wilhelm! Und wenn ich Dir nicht immer ſagen kann, wie ich Dich liebe, ſo ſchreibs keiner Kälte, ſondern meinem Unvermögen zu! Blick in mein Aug', ob es nicht unaufhörlich Liebeſaugend an Dir hängt und Liebe ausgieſſt? Leg Dich an mein Herz, und fühl, obs nicht immer feuriger und ſtärker an dem Deinen ſchlägt?

Für Deine Nachtigall dank ich Dir ſehr; Sie iſt mir theuer, denn ſie kommt von Dir. Sonſt aber wüſſt ich warlich nicht, ob ich den Vogel bey mir eingeſchloſſen halten könnte? Das arme

Ding iſt ſo traurig, ſenkt die Flügel, und ſteht oft ſo kläglich da, daß ichs ihr anſehe, wie ſie um die verlohrne Freyheit traurt.

Heut ward **Brückners** Leiche bey meinem Haus vorbey getragen. **Wilhelm! Wilhelm!** Der Tod iſt etwas ſchröckliches! Und ein ſolcher Tod!!! Um aller Welt Güter möcht ich keine Stunde lang an der Stelle der Niederträchtigen ſeyn, die zwey ſolche Seelen ermordet haben. Ihnen iſt nun wohl. Im Himmel kanns keine ſolche Hinderniſſe geben, die zwey einander beſtimmte Seelen trennen, wie auf dieſer Welt. Aber weh denen, die der Liebe ſolche Hinderniſſe legen! O **Wilhelm**, was kann nicht der Gelddurſt aus Menſchen machen! Und doch ſtraft man ſolche Menſchen nicht! Straft nur den Armen, der oft blos aus Noth ſtiehlt! — Leb wohl! Ich bin traurig.

Abends um 10 Uhr.

Liebſter, beſter **Wilhelm**! Gott! was hab ich dieſen Abend ausgeſtanden! Drey lange, fürchterliche Stunden hab ich am Fenſter geſtanden, und auf Dich gewartet, und Du kamſt nicht. Alle Schreckbilder, die die Furcht erzeugen kann, ſtanden ſchon vor meiner Seele. — **Wilhelm**, wenn Du mich nicht mehr liebteſt!!! Wenn Du ... Ach die Feder ſinkt mir aus der Hand, und mein Herz ſchlägt laut. —

Hab ich das um Dich verdient, du Lieber? Und iſt das der Lohn für Deine arme, treue, unglückliche Sophie, die eine Welt um Dich hingegeben hätte? Und ich ſoll nichts dafür haben, als Thränen, heiſſe, blutige Thränen, ach und den Wunſch, im Grab zu liegen —

O vergib, vergib, du treuer **Wilhelm**! Gelt, Du haſt mich nicht verlaſſen? Biſt noch mein, und bleibeſt mein auf ewig? — — Aber warum haſt Du mich allein gelaſſen dieſen ganzen, langen, trüben Abend? Biſt nicht an mein Herz geſunken, das ſo laut und bang dem Deinigen entgegen ſchlug? Warum ſchriebſt Du mir nicht Eine Zeile? Ach, nur Eine Zeile, daß das arme Mädchen ſich beruhigte, und die ſtumme, todte Zeile küſſte, ſtatt Deiner? — Ah, mir ſchaudert! . . Unerklärlich. Alles unerklärlich!!! — Und die Nachtigall, die Du mir ſchenkteſt, ſingt ſo kläglich. Schickteſt Du ſie mir zur Gefährtinn meines Jammers? Lehrteſt Du ſie dieſes Grabelied, daß ſies mir ſinge, wenn Du treulos würdeſt?

Wilhelm, ach vergieb, wenn ich Dir Unrecht thue! . . Warum ſtricheſt Du die Stelle an im **Werther**, wo das arme Mädchen von dem Einzigen verlaſſen iſt, der ihr alles war auf Erden? Soll ich mit ihr ſtehn am Abgrund. „Erſtarrt, ohne Sinne; alles Finſterniß um ſie her; keine Ausſicht, kein Troſt, keine Ahndung, denn der hat ſie verlaſſen, in dem ſie allein ihr Daſeyn fühlte.„ Weiſſt Du, **Wilhelm**, daß ſie „blind, in die Enge gepreſſt von der entſezlichen Noth ihres Herzens ſich hinunter ſtürzte, um in einen rings umfangenden Tode all ihre Quaalen zu erſticken?„ Weiſſt Du das, und Du läſſeſt mich allein? —

Weinteſt Du nicht geſtern, als ich ſang: Selmar, ich ſterbe nach dir? Sahſt Du nicht zum Himmel auf, und betheteſt, als ich ſang: Selmar, ich ſterbe mit Dir? Willſt Du mit mir ſterben, **Wilhelm**, o ſo ſey nicht treulos! Sonſt

Sonſt muß ich vor Dir ſterben, und Du ſiehſt mit ſtarren Blicken auf mein Grabmal, und Verzweiflung ergreift Dich, wie ein gewapneter Mann. —

Ach, **Wilhelm**, ich wollte meiner Quaalen mich entledigen, und ſie ins Klavier ausgieſſen: Aber ach, es wimmerte mit mir, und war nur Wiederhall meines Jammers. Das Klavier iſt dem Leidenden kein Tröſter. —

Und nun kündigte die Glocke Mitternacht an; Aber ach in meinen Augen iſt kein Schlaf. Der Schmerz wird die Mitternacht mit mir durchwachen, und der Tod wird mir erſcheinen. **Wilhelm**, Morgen früh erhältſt Du dieſen Brief, und — Gott ſey mir gnädig, wenn Du mich nicht tröſten kannſt!

* * *

19.

Wilhelm an Sophien.

den 19ten Febr. Abends um 10 Uhr.

Biſt Du traurig, liebe Seele, daß Du dieſen Abend mich umſonſt erwarten muſſteſt? Ach, mein Herz iſt unausſprechlich traurig und zerriſſen. Auf den Fittigen der Liebe wollt ich zu dir fliegen, als mich auf der Straſſe der geheime Rath von Zollern antraf, und mir ſagte, er habe etwas wichtiges mit mir zu reden. Ich gieng mit ihm nach ſeinem Hauſe, zwar voll Unmuths, aber doch immer noch voll ſüſſer Hofnung, bald von

ihm loszukommen, und dann noch in Deinen Arm zu eilen. Er ſagte mir, der Landcommiſſarius Zobel würde täglich ſchwächer, ſo daß er ſein Amt nur ſehr ſelten verſehen könne; Er riethe mir alſo an, mich bey der Obrigkeit zu melden, und zu bitten, daß man mich ihm an die Seite ſezen möchte. Dieſer Vorſchlag, ſo annehmlich er auch iſt, machte tauſenderley mit einander kämpfende Empfindungen in meiner Seele rege. Ich haſſe überhaupt jede Veränderung meines Zuſtandes; Ich trage mich ungern bey der Obrigkeit ſelbſt zu einem Amt an; Denn wenn man mich kennt und nöthig hat, wird man mich ſchon ſelbſt aufſuchen. Und, liebe Seele, was das unangenehmſte iſt, wenn ich das Amt erhalten ſollte, ſo könnt ich oft acht und mehrere Tage von Dir getrennt leben müſſen.

Stell Dir alſo vor, in welche Verwirrung mich der Vorſchlag verſezt haben muß. In meinem Herzen ſprach ſo viel dagegen, und doch durft ich dem geheimen Rath, der ſo gütig gegen mich geſinnt iſt, nicht ſo geradezu widerſprechen. Ich ſchwieg alſo und bückte mich. Er nahm dieſes für Einwilligung an. Du kennſt meine Schwachheit, daß ich niemanden ins Geſicht etwas abſchlagen kann; Alſo gab er mir ſchon die Anweiſung, wie ich mich melden ſollte, und verſprach, von ſeiner Seite alles mögliche zu thun. Sie ſind ſo gütig, ſezte er hinzu, und bleiben dieſen Abend bey mir; Der Regierungsrath **Werkmeiſter** kommt, nebſt einigen andern Herren von der Regierung, auf ein Spiel zu mir, und da können wir vielleicht ſogleich etwas in der Sache thun. Ich bückte mich, und fühlt es, daß ich roth und blaß darüber im Geſichte wurde; Denn ich ſtellte

mir

mir auf einmal vor, daß ich Dich nun heut nicht würde ſehen können.

Wie mir zu Muth war, liebe Seele, da ſo verſchiedene Leidenſchaften in mir kämpften, das kann ich Dir gar nicht beſchreiben. Es war mir weinerlich und ärgerlich zu Muth; Bald ward ich wild und ungedultig, daß ich heimlich mit den Zähnen knirſchte, und auf den Boden hätte ſtampfen mögen: Bald ſtund mir wieder eine Thrän' im Auge.

Den ganzen Abend war ich in der Geſellſchaft abweſend; war nur bey Dir, und dachte, wie zärtlichungedultig Du auf mich warten würdeſt. Die geheime Räthinn bat mich, auf ihrem groſſen Flügel zu ſpielen, und ich phantaſirte ſo wild und unmuthig und düſter, daß ein nur gemeiner Kenner des menſchlichen Herzens den ganzen Zuſtand meiner Seele hätt errathen können.

Beym l'Hombre war ich ſo unaufmerkſam, daß ich einen Fehler nach dem andern machte, und einigemal nicht undeutliche Anſpielungen von der geheimen Räthinn hören muſſte. Ich ſpielte mit ihr und der **Berginn**, und dem jungen **Meyer**. Es ſcheint, die geheime Räthin habe auch die Abſicht, die beyden mit einander zu vereinigen. **Meyer**, der mit der **Berginn** ſpielte, war oft ſehr zerſtreut, und machte, ſo ein guter Spieler er ſonſt iſt, manchen Fehler. Das Mädchen war ernſthaft, und ſah ihn oft bedeutend an. Wäre meine Seele gegenwärtig geweſen, ſo hätt ich vielleicht manche aufſchlieſſende Entdeckung machen können.

Der Regierungsrath **Werkmeiſter** beſprach ſich lang mit dem geheimen Rath allein, und war

gegen

gegen mich ſehr verbindlich. Vermuthlich haben ſie von mir geſprochen. Ich weiß nicht, ſoll ich wegen der mir bevorſtehenden Veränderung traurig oder vergnügt ſeyn?

Das Spiel ſchloß ſich, zu meinem gröſſten Verdruß, erſt nach 9 Uhr, und nun wuſſte ich nicht, ſollt ich noch zu Dir gehen, oder nicht? Beym Weggehen nahm mich der geheime Rath bey der Hand, und ſagte: Seyn ſie nur geruhig! Es wird alles gut gehn.

Ich lief auf der Straſſe gerade Deinem Hauſe zu, mit dem feſten Vorſaz, noch zu Dir zu gehen. Als ich aber ſchon die Klocke anläuten wollte, entſank mir auf Einmal aller Muth. Die Vorhänge an Deinen Fenſtern waren herabgelaſſen; Das Licht ſchien düſter durch, und die Nachtigall ſang kläglich. Unſchlüſſig gieng ich noch einigemal die Straſſe auf und ab, und endlich voll Unruh und Beängſtigung nach Haus.

Ach, liebe Seele, wenn Du nur nicht ungehalten auf mich biſt, oder gar an meiner Liebe zweifelſt. Aber ſag, wie kannſt Du das? Schlaf wohl, Engel! Morgen früh erhältſt Du, zu Deiner und meiner Beruhigung, dieſen Brief.

den 19. Febr. früh um 9 Uhr.

Eben wollt ich meinen Brief fortſchicken, und da kam der Deinige. Gott, wie ſchrecklich ſind alle meine Ahndungen erfüllt! Welch ein Brief, Sophie! Um unſrer Liebe, alle Heiligen im Himmel und auf Erden willen bitt ich Dich, ſey ruhig! Nur bis auf den Abend, und da ſollſt Du ſehen, wie unſchuldig Dein **Wilhelm** iſt.

20. So-

20.

Sophie an Wilhelm.

den 20ten Febr.

Noch vor Schlafengehen ein paar Worte mit meinem lieben, unausſprechlich lieben Wilhelm! Dieſer Abend und der geſtrige, wie himmliſch froh und ſelig floſſen ſie uns hin! Der Geiſt der Liebe waltet über uns, und ſchickt uns Freuden jeder Art zu. Nach trüben Stunden, wie viel köſtlicher iſt dann das Wiederſehn und Wiederhaben! Wie hundertfältig ſind mir ſchon die Leiden des vorgeſtrigen Abends wieder vergütet! Lieber Wilhelm, es wäre nur halbes Glück, ein Kleinod zu beſizen, wenn man nicht zuweilen dran erinnert würde, daß mans auch verliehren könnte. Aber wieder zu finden, was man halb verlohren gab, o das überſteigt alle Freuden dieſer Welt. Mit wie neuer Wonne ſchloß ich Dich an meinen Buſen! Wie feſt, daß ich all mein Weſen ganz in Deines hätte überhauchen und umſchmelzen mögen! O wie fühl ich nun gedoppelt, was ich an Dir habe, wie ich ohne Dich ſo gar nichts bin!!!

Ha! Da gieng das Bild der Steininn mich vorüber! Grab und Tod, wie unausſprechlich fürchterlich! Haben und verlieren! Ganz vereinigt, und dann ganz verlaſſen ſeyn, ſobald der Tod kommt! O der Tod, ein Feind der Liebe und des Glücks!! — Wilhelm, wenn Dein lezter Abend einbricht, und ich bin noch übrig, habe Dich gehabt, und warte nun vergebens auf Dein Wiederkommen . . . !

Wiederhaben, Auferſtehen, Ewig wiederhaben rufts im Tiefen meiner Seele; Aber, ach wie fürchterlich! O **Wilhelm, Wilhelm!**

am 22ſten Febr.

Ich wollte Dich nicht traurig machen, ohne Troſt; Drum gab ich Dir geſtern dieſes Blättchen nicht. Heute bin ich ruhiger.

Es iſt mir gar nicht lieb, daß Du nun auf Einmal wieder zurücktreten, und Dich um den Landkommiſſarsdienſt nicht melden willſt. Ich ſeze zu dem, was Dir meine Mutter heut ſchon vorgeſtellt hat, nur noch das hinzu: Du ſagſt, Du trageſt Dich nicht gern ſelber bey der Obrigkeit an, weil es dir erniedrigend vorkomme. Aber, lieber **Wilhelm**, iſt denn das erniedrigend, und bringt es Schande, ſeinem Vaterlande ſeine Dienſte anzubieten; Mit denen Kenntniſſen, die Du Dir bisher ſo mühſam erworben haſt, zum Beſten Deiner Mitbürger zu wuchern, und ſie die Früchte davon einerndten zu laſſen? Du verlangſt ja nicht Lohn oder Unterhalt ohne Arbeiten; Dieß alleine käme mir erniedrigend vor; Und Du haſt bisher bey den Kanzleygeſchäften unentgeltlich mitgearbeitet, alſo darfſt Du ja wohl auch jezt Unterhalt ſuchen. Hältſt Du aber das für ſchimpflich oder überflüſſig, daß man ſich ſelber drum melden ſoll, da vielmehr die Obrigkeit einen aufrufen ſollte? Aber Einmal, ſo hat Dich ja der geheime Rath, als eine Hauptperſon aufgerufen, und wie Du ſelbſt ſagſt, ſchon vorgeſchlagen. Und dann kann ja die Obrigkeit die Fähigkeiten eines jeden ihrer Bürger zu dieſem oder jenem Geſchäft, nicht wiſſen; Alſo müſſen ſich ſelbſt einige, die ſich tüchtig dazu dünken, angeben, und dann kann die Obrigkeit ſie prüfen, und den fähigſten aus ihnen

nen auswählen. Das ſcheint mir wenigſtens nicht geprahlt zu ſeyn, wenn man ſelber ſagt: Zu dieſem Geſchäfte bin ich mehr geſchickt, als zu einem andern; Darauf hab ich mich am meiſten vorbereitet; Dazu habe ich die ſtärkſte Neigung. Ferner könnte ja auch die Obrigkeit nicht wiſſen, ob ihr Antrag angenommen oder ausgeſchlagen würde, wenn ſich nicht vorher Kompetenten meldeten; Und das ſchickt ſich doch auch nicht zu der Würde einer Obrigkeit, daß ſie ſich der Verlegenheit ausſezen ſollte, einen Korb zu bekommen.

Auch kann ichs nicht billigen, daß Du wegen Deiner Verſorgung und der Zukunft ſo ganz ſorglos biſt. In der Jugend denkt man freylich immer ſo. Aber, Wilhelm, es kommen ernſthaftere Zeiten, da man die Unabhängigkeit nicht mehr für das einzige und gröſſte Glück hält; Bedürfniſſe lehren uns nur zu oft anders denken. Freylich iſt Unabhängigkeit ein groſſes, nie genug zu ſchäzendes Glück; Aber nur für den, der durch äuſſre günſtige, beſondere Glücksumſtände ſich dabey erhalten kann. Unſre Liebe läſſt mich offenherzig mit Dir reden. Du willſt mich heyrathen; Dazu gehört Geld zur Einrichtung und Erhaltung eines eignen Hausweſens. Es kommen Kinder; Die Bedürfniſſe vermehren ſich, u. ſ. w. Du kennſt Dein und mein Vermögen. Ohne Amt und Einkommen könnten wirs nicht lang erhalten. — Doch, davon hat Dir meine Mutter ſchon geſagt, und Du ſahſts auch endlich ſelbſt ein.

Dein wichtigſter Einwurf iſt freylich der: Daß Du als Landkommiſſar oft etliche Tage, oft auch ganze Wochen lang herumreiſen, und von mir entfernt leben müſſteſt, und das würde Dir unaus-

ſprech-

ſprechlich ſchwer fallen. Ich glaub es, beſter Wilhelm, und ſegne mich, daß mein Herz dem Deinigen ſo nah liegt. Ach, du Lieber, auch mir würd es unausſtehlich ſchwer fallen, lang ohne Dich, der Du mir alles biſt, zu leben. Aber, Beſter, können wir den immer wählen, und alles Mögliche beyſammen haben? Könnteſt Du eben ſo leicht ein andres Amt erhalten, das Dich nie von meiner Seite trennte, o wie hurtig wollt ich Dir dazu rathen, ſollts auch jährlich hundert Thaler weniger eintragen! Aber Du kennſt unſre hieſige Verfaſſung. Und dann denk, auf dieſe Weiſe können wir einmal beyde unſern gemeinſchaftlichen Hang befriedigen, unſer Leben auf dem Land und in der Stille zuzubringen; Denn ein Landkommiſſar bekommt allemal am erſten eine Amtmannsſtelle.

Ich denk alſo, lieber Wilhelm, Du thuſt mirs zu Gefallen, und überwindeſt deine Abneigung vor dieſem Schritt. Wenn er Einmal gethan iſt, dann erndten wir beyderſeitig die Frucht davon ein. Komm heute bald! Meyer und die Berginn kommen zu mir. Beobacht ſie genau! Leb wohl, Liebſter!

* * *

21.

Wilhelm an Sophien.

den 25ſten Febr.

Ich habe Deinem Willen gefolgt, liebe Seele, und um das Amt angehalten; Dir thu ich alles

zu Gefallen. Man hat mir abermals die beſten Verſprechungen gemacht; Und übermorgen kann ich dem Landkommiſſar adjungirt ſeyn.

Daß ich geſtern Abend nicht zu Dir kommen, und es Dir nur mündlich berichten laſſen konnte, davon war das die Urſache: Der junge Meyer kam zu mir, als ich eben ausgehen wollte. Er entdeckte mir, in Abſicht auf die Berginn, das, was wir ſchon gemuthmaaſſt, und beynah mit Zuverſicht gewuſſt hatten, daß er nämlich ſterblich in ſie verliebt iſt. Mit einer Art von Todesangſt fragte er mich, ob ich auch wohl glaubte, daß er hoffen dürfte, und ihr nicht gleichgültig wäre?

Nach alle dem, was Du lezthin nebſt mir aus dem Betragen der Berginn, da ſie bey Dir war, geſchloſſen haſt, konnt ich ihm nichts anders, als die tröſtlichſten Hofnungen machen, und da hätteſt Du, liebes Mädchen, ſein Geſicht ſehen ſollen, wie es ſich auf Einmal aufheiterte, wie er vor Freuden zitterte, und nicht ſprechen konnte; Wie er endlich weinte, mich umarmte, und wohl hundertmal fragte, ob es auch wohl wahr ſey, ob er ſich auch darauf verlaſſen könne? Er warf tauſend Zweifel auf, blos damit ich ſie löſen, und ihn zu gröſſrer Zuverſicht aufmuntern möchte. Ich war ziemlich in Verlegenheit; Denn ſo wahrſcheinlich er auch ihre Liebe ſchon beſizt, ſo kann man doch in ſolchen Dingen, wo betrogne Hofnung ärger als der Tod iſt, nichts Zuverläſſiges ſagen. Inzwiſchen zweifle ich gar nicht mehr an ihrer Liebe; Denn nach dem ſchlechten Streich, den Striemer aufs neu gemacht hat, kann ſie nicht mehr die geringſte Achtung für ihn haben;

Und ihre Blicke und Reden verriethens nur gar zu ſehr, daß ſie Antheil an Meyern nimmt.

Ich munterte ihn auf, ſich ihr bey der nächſten ſchicklichen Gelegenheit näher zu entdecken; Und er bat mich, Dich zu bitten, ſie auszuholen, und ſie etwas von ſeiner Liebe merken zu laſſen. Bey ſeinen Umſtänden könnt er ſie bald heyrathen, und es ſollte mich unendlich freuen, etwas zur Vereinigung zwoer würdiger Perſonen, die einander werth ſind, und ſich wechſelſeitig glücklich machen können, etwas beygetragen zu haben; Denn ich kenne kein gröſſres Glück, als der Urheber eines fremden Glücks zu ſeyn, oder doch einigen Antheil dran zu haben.

Leider, liebes Mädchen, kann ich Dich heut abermals nicht ſehen, und bin nicht wenig unmuthig drüber. Ich hatte dieſen Morgen einen kleinen Anfall von Kolik, den ich gar nicht achtete, und da kam zu allem Unglück Doktor Ulrich in andern Geſchäften zu mir. Als ich ihm ſo beyläufig davon ſagte, da machte er ein Weſen, als ob ich mit einem Fuſſe ſchon im Grab ſtünde, und verbot mir ſchlechterdings, heut bey dem naſſen Wetter auszugehen. Ich ſträubte mich zwar lange, konnte aber nichts ausrichten, weil er mirs auf die Seele band, und mir tauſend ſchlimme Folgen herrechnete, die draus entſpringen könnten, wenn ich ausgienge. Morgen abet ſoll mich ſchlechterdings nichts zurückhalten.

Aber, liebes Mädchen, ich bitte Dich bey all unſrer Zärtlichkeit, ſey mir nicht einen Augenblick unruhig darüber, und laß Dir nicht etwa wieder ſolche Schreckbilder vom Tod einkommen, wie neulich! Der ganze Zufall hat warlich! nicht

das geringſte zu bedeuten, und mir iſt wieder ſo wohl, wie immer; Blos dem Doktor zu Gefallen, der wie die meiſten Doktors, gleich aus einer Mücke einen Elephanten macht, halt ich mich einen Tag lang inne, weil er, wenn mir wieder einmal etwas zuſtoſſen ſollte, mir gewiß vorwürfe, der heutige Ausgang ſey Schuld daran. Liebſter beſter Engel, ſey mir ja ganz ruhig! Mir iſt völlig wohl. Morgen ſeh ich Dich, du Liebe, und drücke Dich mit feuriger Liebe nach zwey Tagelanger Trennung an mein ewig treues Herz.

* * *

22.

Sophie an Wilhelm.

den 28ſten Febr.

Wohlgebohrner,

Inſonders Hochgeehrter Herr Landkommiſſarius!

So eben vernehme ich die höchſterfreuliche Nachricht, daß Hochdieſelben zu dem wichtigen und ſehr anſehnlichen Poſten eines Landkommiſſars erhöht worden ſind, und kann nicht unterlaſſen, Ew. Wohlgebohrnen als eine treuverbundene Dienerinn und Clientinn, meinen unterthänigen, pflichtſchuldigſten Glückwunſch zu dieſem hohen Avencement abzuſtatten, und meine Wenigkeit zu fernerm hohen und geneigten Andenken ſubmiſſeſt zu rekommandiren ꝛc.

Doch

Doch der Scherz kleidet mich auch heut ſehr übel. Lieber, lieber **Wilhelm**, mein ganzes Herz nimmt an der Nachricht Antheil, daß Du das Amt erhalten haſt. Tauſend, tauſend Glück, und allen Segen des Himmels! Meine liebe Mutter läſſt Dir auch von Herzen gratuliren. Komm doch heut recht bald zu mir! Ich bin ſo freudig, daß ich gar nicht allein ſeyn kann. Leb wohl, leb wohl! Mein Herz iſt zu voll, als daß ich jezt mehr ſchreiben könnte.

* * *

23.

Sophie an Wilhelm.

den 4ten März.

Mit der **Berginn** iſts richtig, ſie liebt **Meyern**. Geſtern Abend ſchloß ſie mir ihr ganzes Herz auf, und war auſſer ſich, als ich ihr die Verſicherung gab, daß **Meyer** für ſie ganz lebe. Flieg alſo augenblicklich zu ihm, und reiß die gute Seele aus der Ungewißheit, in der er bisher ſchwebte! Aber ſag ihm ja, er ſoll ſeine **Berginn** nichts merken laſſen, daß ich geplaudert habe! Mir iſts auſſerordentlich lieb, daß die Sache ſo gieng.

Lieber **Wilhelm**, heut iſt der Tag gar herrlich, und der liebe Frühling ſcheint vor der Zeit bey uns einzuziehen. Hör, Beſter! So einen Tag müſſen wir nicht ungenuzt vorbeyfliegen laſſen. Du muſſt mich heut an unſerm Strom hinab an unſern Apfelbaum auf die Raſenbank führen. Willſt Du das, mein Lieber? Wir

wollen auch recht froh ſeyn, und uns eines jeden Augenblicks vom Anfang unſrer Liebe an erinnern. Du darfſt meiner Kathrine nur Ja oder Nein ſagen, wenn Du nicht Zeit zu ſchreiben haſt. Ich denke aber, du ſagſt: Ja. Die Amtsgeſchäfte werden ſich ja doch etliche Stunden aufſchieben laſſen. Nicht wahr, um zwey Uhr holſt Du mich ab? Adio.

* * *

24.

Wilhelm an Sophien.

An Ebendemſelb.

Ja, Liebe, um zwey Uhr bin ich bey Dir. Dein Vorſchlag zum Spaziergang iſt gar herrlich und lieb. Du kamſt mir zuvor; Ich wollt ihn Dir thun. Um zwey Uhr alſo, Engel! — Gottlob, wegen Meyers und der Berginn!

* * *

25.

Wilhelm an Sophien.

am 4ten März.

Noch ſchwimmt mein Herz ganz in der Seligkeit des heutigen Tages. O du ſüſſe Liebe, welch ein Spaziergang! Warlich, der allerſchönſte meines Lebens. So offen war mein Herz noch nie

nie allen Schönheiten der Natur; So ſog ich noch nie alle Lieblichkeiten des Frühlings ein. Golden hieng der Himmel über mir, und die Lerche ſang das feyerlichſte Brautlied, das ich je gehört habe. O Du Engel, wie Du mir die ganze Welt zum Paradieſe machſt! Wie gieng ich oft ſo ſinnlos am blühenden Geſtad des Stroms hinab! Und heut war mir alles ſo feyerlich. Jede Welle war mir wichtig, die an uns vorbeyrauſchte; Jedes neue Gräschen, jedes Gänſeblümchen; Denn es war ja Zeuge meiner Seligkeit. — Ach und unſer Baum, und die Raſenbank, auf der wir ſaſſen, ewig ſollen ſie mir heilig, ewig mir die Raſenbank ein Altar ſeyn, vor dem ich knien will, wenn ich allein bin, und dem milden Geber danken, daß Du mein wardſt, daß Du mein wardſt! — O wie viel, wie unausſprechlich viel liegt in dieſen kurzen Worten!

Wie Du Deinen Namen küſſteſt, den ich in den Baum geſchnitten hatte, und ihn heiligteſt, und mich dann anſahſt, Mädchen, und mir an die Bruſt ſankſt, o wer kann die Seligkeit alle ausſprechen, wer all tragen!!!

Ich hebe meine Hände auf zu Gott, der mir alles dies gegeben hat. Dank und Preis ſey dir, Allgütiger, Allliebender! Nie erwach ein Tag, an dem ich Dir nicht danke für dein herrlichſtes Geſchöpf! Nie komm eine Nacht, in der ich Dich nicht preiſe für dieß Glück, das mehr als Menſchenglück iſt! Ach, und wenn mein Dank zu ſchwach iſt, ſo vergieb der Schwachheit des Geſchöpfes, und ſieh meinen Wunſch für That an! — Gute Nacht, liebe Seele! Gott ſende Dir für alle Freuden, welche Du mir heute ſchufeſt, Seligkeit des Himmels im Traum herab!

26.

Sophie an Wilhelm.

den 6ten März.

Bald bereu ichs, beſter Wilhelm, daß ich Dir gerathen habe, um Dein neues Amt anzuhalten. Alſo ſollſt Du mir ſchon auf 6 oder 8 Tage entriſſen werden? Ach, Wilhelm, wie bang und langſam wird mir dieſe Zeit hinflieſſen, wie öd und traurig wird mir jeder Abend ſeyn! Ich bitte Dich, eile doch, Deine Geſchäfte recht bald zu vollenden, und vergiß mich nicht! Erheitre mir meine trübe Einſamkeit durch ein paar, oder auch, wenns ſeyn kann, durch mehrere Briefe! Du wirſt ja leicht Gelegenheit finden, welche in die Stadt zu ſchicken. Heut nehm ich Abſchied von Dir, und drücke Dir dieſen Brief in die Hand. Ach, wie wird mir da zu Muth ſeyn!

* * *

27.

Wilhelm an Sophien.

Liebſtes, beſtes Mädchen!

Dornfeld, am 9ten März, Abends um 10 Uhr.

Zwey Tage bin ich nun von Dir getrennt, ach, und wie viel hab ich ſchon in dieſen Tagen ausgeſtanden! Wenn ich ſonſt den Tag über in verdrüßlichen ermüdenden Geſchäften verwickelt war, ſo war der Gedanke all mein Leben: Auf den

Abend folgt der Lohn, wenn du ruhen wirſt in ihren Armen. Und dann arbeitete ich muthiger, und ſcheute keine Schwierigkeit; Denn ſtets ſchwebte mir das groſſe Ziel vor Augen. — Aber jezt, Sophie! — Ach, ich mag nicht reden und Dein Herz betrüben. Traurig wach ich auf; Kein tröſtender Gedanke ſtärkt mich bey der Arbeit. Freudenlos ſenkt der Abend ſich vom Himmel, bange Wehmuth mit ihm in mein Herz, und ich geh ins Einſame und ſeufze. Zwar lacht mir der ferne Tag des Wiederſehens entgegen. Aber achtet man das Ferne, wenn die Gegenwart uns ängſtet? —

Du biſt immer um mich; Alles ruft Dein Bild in meine Seele. Wenn ich nur ein Mädchen ſeh mit blauen Augen, o dann ſtehſt Du vor mir. Ach, und wenn das Mädchen traurig iſt, dann wend ich mich und ſeufze, und mein Herz iſt ſchwer von Kummer.

Sieh, da geht gegen mir über der abnehmende Mond auf. Ach wie blaß er iſt, und wie ſtill melancholiſch! — Mädchen, mir iſt unausſtehlich bang. Mein Herz möcht aus ſeinem Kerker, und Dir zufliegen! Denkſt Du auch an mich, Du Heilige? O, dann lohn Dirs Gott! — Wie viel gäb ich jezt um einen Augenblick in Deinen Armen! Und ließ ſonſt ſo manchen ungenüzt und ungefühlt vorbey gehn. Bin ich nur erſt wieder bey Dir, o wie will ich jeden Othemzug von Dir ſo durſtig in mich ziehn! Wie ſo ganz es fühlen, daß Du mein biſt! —

Wie ſo ruhig und ſo ſtill es um mich her iſt!.. Nur in meiner Seele tobts. Ach, Sophie, Du mein Einziges und Alles, wär ich wieder bey Dir!

Was bin ich ohne Dich, als ein Leib ohne Seele? Möchte doch der Mond, der Dich beleuchtet, und die ſtille Luft, die von Dir her weht, mir ſagen, ob Du an mich denkeſt? Aber alles ſchweigt, und nur in meiner Seele tobts. Ach Sophie, wär ich wieder bey Dir! —

Vor fünf Tagen ſeh ich Dich nicht wieder. Welche unausſtehlich lange Zeit! Lieber Engel, denk doch an mich, und vergiß mich nicht! .. Wenn Du mich vergäſſeſt! .... Mädchen, Mädchen! ſolche bange Zweifel hatt ich nie. O vergib! Die Entfernung macht meine Phantaſie wild und ſtellt ihr lauter Schreckbilder vor. Nicht wahr, lieber Engel, Du kannſt deinen Wilhelm nicht vergeſſen? Nein, bey Gott, Du kannſts nicht.

Laß den Bothen ja nicht ohne einen Brief zurück kommen! Er ſoll zwo Stunden warten, oder länger, wenn Du willſt. — Ich bin unaufhörlich bey Dir. Seys auch, liebe Seele, daß es Gott Dir lohne! Leb wohl, Theure! Dein

Wilhelm.

* * *

28.

Sophie an Wilhelm.

den 8ten März, Abends um 9 Uhr.

Meine Seele trauret um Dich, du Geliebter, daß Du fern biſt. Geſtern, ach, um dieſe Stunde,

de, nahmſt Du von mir Abſchied. O! es war der erſte Abſchied; Nur auf wenig Tage trennteſt Du Dich von mir, und doch war mein Herz ſo ſehr beklemmt, und im Traume wiederholt ich zwanzigmal den Abſchied, und empfand ſein Bitteres ſo oft.

Mein Klavier ſteht einſam. Ach, ich mags nicht ſpielen, weil es mir nur Trauertöne vorhallt. — Meine Kathrine fragt, warum ich traurig ſey? Sie hat wohl nie geliebt; Sonſt könnte ſie mich das nicht fragen. — Ich thu nichts, als Deine Briefe leſen; Die ſind mir jezt alles. O du Lieber! Deine ganze Seele find ich drinnen. Aber, ach, daß dieſe Seele fern iſt. — Doch ſie iſt nicht fern, ſie ſchwebt um mich, und iſt mir gegenwärtig. Nicht wahr, Du biſt um mich, du Geliebter? Deine Seele ſpricht oft mit der meinigen, wenn in der Dämmerung Du ſizeſt, und Dein Geiſt voll Sehnſucht über Berg und Thäler mir entgegen wandelt?

Schreib mir doch bald, du Erwählter, daß ich mich am Schatten labe, da Du fern biſt! Daß der todte Buchſtabe mir ſtatt Deiner ſage, daß Du recht geſund, und daß Du mein biſt!

Morgen ſoll ich zu der Berginn! Meyer kommt auch zu ihr; Sie ſind Eins, und habens auch einander ſchon geſtanden. — Schlaf wohl, lieber Jüngling! Gottes Engel ſtehen um Dein Lager!

den 9ten März, Abends um 10 Uhr.

Gottlob! daß ich heut unter Leuten war, deren Herz auch Liebe fühlt. Sonſt hätten ſie mich ausgeſpottet, daß ich immer ſo zerſtreut und trüb, und beym Geſpräch ſo abweſend war. Tauſend-

mal

mal ſehnte ich mich nach der Einſamkeit; Und nun bin ich drinnen; Und doch iſt mir nicht wohl; Wenn ich weinen kann, iſt mir am wohlſten; Aber Thränen ſind nur kleinerer Schmerz; Schmerz iſt dennoch überall, wo Du nicht biſt. O Wilhelm, warum hab ich doch der Amtmännin verſprochen, zu ihr aufs Land zu kommen? Heute ſchrieb ſie mir, und lud mich auf den künftigen Monat zu ſich. Dann ſeh ich dich noch länger nicht. Aber auf den May komm ich gewiß wieder; Denn da hat die Berginn Hochzeit.

Mir iſt alles ſo traurig, und durchs Schreiben werd ich noch trauriger. Morgen, Wilhelm, krieg ich doch ein Briefchen von Dir? Du ſagteſt ja, am Sonnabend komm ein Bothe von Dornfeld in die Stadt. Schlaf wohl, Theurer! Vielleicht erſcheinſt Du mir im Traum.

den 10ten März.

O Gottlob, Da hab ich endlich den ſo heiß erſeufzten lieben Brief vor mir! Wilhelm, Wilhelm, ich weiß kaum vor Freuden, wo ich bin! Wie möcht ich Dir ſo herzlich danken, und ich kann nicht. Ich bin ſo voll Freuden, und doch wein' ich. Ach, mir iſt ſo eng ums Herz, und doch ſo wohl! —

Hab Dank, du lieber Jüngling, o hab Dank für Deine Liebe, und daß Du auch in der Ferne Deines Mädchens nicht vergiſſeſt! — Ich bin ſo unzufrieden, daß ich Dir ſo wenig ſagen kann, da doch mein Herz ſo voll iſt. Liebteſt Du nicht auch, du hielteſt mich für kalt; Aber Du weiſſt ja: Schweigen, und zum Himmel blicken iſt ſo oft die Sprache des Glücks und der Liebe.

Ich ſtellte mir ſo oft die Freude vor, die ich haben würde, wenn ich einen Brief von Dir bekäme. Aber meine Vorſtellung war nur halb und falſch. Jene Freude hatte nicht ſo viel Banges bey ſich.

Alſo biſt Du recht wohl und geſund, du lieber Wilhelm? — Traurig auch? O das freut mich, daß Du traurig biſt!

Ich ſah neulich auch den Mond an, als Du ihn betrachteteſt. Lange dacht ich nichts dabey; Es war in meinem Herzen ſo verwirrt. Endlich ſchoß mirs in die Augen, und ich blickte weg. —

Alſo noch fünf Tage ſoll ich Dich nicht ſehen? Nein, lieber Wilhelm! eben ſeh ichs, nur noch vier. Du ſchriebſt ja geſtern: Nach fünf Tagen ꝛc. — Aber auch vier Tage ſind ſehr lang, wenn man ſo in ihnen jeden Augenblick bemerkt. Laß Dich doch durch nichts aufhalten, wenn Dein Geſchäft verrichtet iſt!

Meine Mutter läſſt Dich herzlich grüſſen. Sie kam eben aufs Zimmer, und ſah, daß ich ſo beym Schreiben glühte. Grüß ihn vielmals herzlich! ſagte ſie! —

Ach, da iſt der Bothe ſchon wieder und will den Brief abholen. Ich ſchalt ihn, daß er ſo bald komme; Aber, ſagt er, es ſey ſchon dritthalb Stunden, daß er da geweſen ſey. Kaum iſts möglich, und doch ſagts mir meine Uhr. Ich brach ſo oft ab.

Du

Du ſchickſt mir doch noch einen Brief, mein Lieber? Uebermorgen, oder morgen?

O ſo leb denn recht herzlich wohl, und lieb mich ferner! Gott ſey mit Dir, und begleite Dich auf jeden Tritt und Schritt; und gebe Dich mir bald wieder!

— — Wiederſehn!

O du der Liebenden Wiederſehen!

Weiſſt Du, wer ſo ſang? O er hat auch geliebt, der Göttliche! Leb wohl, leb wohl! Komm doch bald! Wo Du biſt, da bin ich. Leb wohl, Wilhelm! Ewig, ewig Dein!

Sophie.

* * *

29.

Wilhelm an Sophien.

Dornfeld, am 10ten März, Abends um 9 Uhr.

Dieſen Nachmittag war ich Geſchäfte halber in Brenndorf, und beſuchte da den Onkel der ſeligen Steininn. Er haſſt jezt die ganze Welt, weil durch ſie die Steininn und ihr Brückner todt und ermordet ſind. Ich habe zwo ſehr traurige Stunden bey ihm zugebracht. Die ganze Welt wär mir ärgerlich, wenn nicht Du noch drinnen wäreſt. —

Der

Der Bothe iſt noch nicht aus der Stadt zurück gekommen. Haſt Du ihn aufgehalten, dann iſts gut.

O Mädchen, ich liebe Dich unendlich. Wär ich doch wieder bey Dir! Mein Herz iſt ſo trüb, und ich habe Troſt ſo nöthig.

Meine Geſchäfte verlängern ſich. Ich ſeh Dich erſt am 15ten oder 16ten wieder. Ich darf Dir nicht ſagen, wie mir dabey zu Muth iſt.

Abends um 7 Uhr.

Da iſt Dein Brief, und mir iſt wieder wohl. Hab Dank, liebe Seele, für Deine Liebe, Deinen Brief und alles! Du ſchriebſt mir mit zitternder Hand, und das freut mich. Wie ſo lebendig ſtehſt Du jezt vor mir! Ach, ich ſeh Dich, Engel, wie Du ſchreibſt, und weinſt und aufſiehſt, und Dein ganzer Blick mich Dir zurückſehnt. Möcht ich Dir ans Herz ſinken und die Thränen Dir vom Auge küſſen, oder meine Thränen mit den Deinigen vermiſchen können! Aber ach, ich ſtreck umſonſt die Hände nach Dir aus; Meine Augen ſehn umher; Alles iſt mir fremd und ſagt mir, daß der Engel meines Herzens fern iſt.

Mir iſts auch wie Dir; Dein Brief, von dem ich ſo viel Troſt erwartete, hat mich trauriger gemacht, als ich vorher war. Aber Dank ſey Dir für dieſe Traurigkeit, die alle Freuden der Welt ſo weit überwiegt! —

Von meinem Aufenthalt in Dornfeld hab ich Dir in meinem lezten Brief noch nichts geſagt. Ich logiere hier beym Prediger, einem ziemlich

gleichgültigen Mann, der mehr ein Miethling, als ein freywilliger und freudiger Hirt ſeiner Heerde iſt. Die ganze Woche denkt er wenig an ſeine ihm anvertraute Gemeinde; Ganze Tage lang geht er im Zimmer auf und ab; ſtopft ſich eine Pfeiſe nach der andern, und pfeift dazwiſchen. Am Freytag ſchlägt er eine von ſeinen Poſtillen auf, und lernt daraus eine Predigt aus dem vorigen Jahrhundert zuſammen, die ſich oft für ſeine Gemeinde ſchickt, wie eine Rede aus dem engliſchen Parlament für den Magiſtrat in einer kleinen Landſtadt; Er hat nicht einmal die Bibel vor ſich, wenn er eine Predigt zuſammenſtoppelt. Seine Ebräiſche Bibel hat er verkauft, ſobald er ſein Amt angetreten hat. Von ſeinen wenigen Büchern ſoll er das ganze Jahr durch nicht Einmal den Staub wegblaſen. Im Sommer läuft er ſelbſt auf den Feldern herum, und ſammelt mit einer jüdiſchen Genauigkeit und Strenge den Zehenden von ſeinen armen Bauren ein. — Wie viel könnten doch Landprediger ihren Gemeinden werden, und wie wenig ſind ſie ihnen oft!!

Die Frau **Pfarrerin** iſt ihres Herrn Gemahls würdig; Ein geiziges zänkiſches Weib, die Jahr aus, Jahr ein über böſe Zeiten klagt, und immer thut, als ob ſie verzweifeln wollte. Dabey iſt ſie doch übermäſſig hochmüthig, und lebt ſeit mehrern Jahren mit allen Amtmänninnen in der Gegend in Todfeindſchaft, weil dieſe ihr den Vorrang nicht laſſen wollen. Sie winſelt einem ganze Stunden lang von Unterdrückung und Geringſchäzung des geiſtlichen Standes vor, woran doch ſolche Leute, wie ihr Mann iſt, ſelbſt am meiſten Schuld haben. — Sie hat zwo ſehr ungleiche Töchter; Die älteſte, eine Dirne von 25 Jahren, iſt ein völliges Baurenmenſch, die mit

den

den Baurenkerls weidlich herumſchäkert, und durch ihren Umgang mit einem Baurenſohn die Dorfgemeinde eben nicht ſehr erbaut. Weil ihr Kerl reich iſt, ſo wärs die Frau Pfarrerin ſehr wohl zufrieden, daß ſie ihn heyrathete; Aber ſein Vater will es nicht zugeben, und deswegen hat der Herr Pfarrer ihn ſchon einigemal abgekanzelt. —

Die jüngſte Tochter iſt ein feines ſittſames Mädchen, aus dem, bey einer beſſern Erziehung, viel werden könnte. Sie iſt achtzehn Jahre alt, eine, eben nicht ſehr ſchöne, aber doch ſehr angenehme Blondine, mit ein paar groſſen ſchmachtenden blauen Augen. Sittſamkeit, Unſchuld und Empfindung blicken draus hervor. Das arme Mädchen dauert mich ſehr. Sie kann, bey ihrer Anlage zur Empfindung, durch Liebe einmal ſehr unglücklich werden; Denn man ſieht ihr an, daß, wenn ſie einmal liebt, ſie bis in den Tod lieben wird, und weh ihr, wenn ſie nicht Gegenliebe, oder nur kalte alltägliche Empfindung in dem Herzen ihres Liebhabers findet! Sie iſt jezt ſchon oft ſehr nachdenklich und beynah ſchwermüthig; Sie ſieht es ein, wie ſehr ihre Eltern ſie vernachläſſigen, und auf ihre Bildung gar nichts wenden, und doch darf ſie ſich den Wunſch nach glücklicheren Zeiten gar nicht merken laſſen. Schon einigemal brachte ſie mehrere Stunden bey mir auf dem Zimmer zu, und bat mich um Erlaubnis, in den Büchern, die ich bey mir habe, leſen zu dürfen. Ich ſehe ſie dann zuweilen ſeitwärts an, und merke, wie ſie alles Gute fühlt und verſchlingt, und ſich nach einer andern Welt und andern Menſchen ſehnt, unter die ſie nie kommen wird; Und dann heb ich meine Augen zum Himmel auf, und ſeufze: Dieſe Seele wird

denn auch in dieſer öden Welt verſchmachten! Ach, Sophie, und ſo ſind ſchon Tauſende verſchmachtet, und noch Tauſende werden, ungekannt und unbedauert, verſchmachten!!!

Was das Mädchen mir noch theurer macht, iſt, daß ſie auch Sophie heiſſt, wie Du, und eben ſo ſchöne, offne blaue Augen hat.

Aus Kleiſt und Geßner ſchreibt ſie ganze groſſe Stellen ab. Ich will ihr aber eine kleine Freude machen, und ihr bey meiner Abreiſe die beyden Bücher zurücklaſſen; Dafür muß ſie mir die abgeſchriebnen Stellen ſchenken. —

Ich bewohn ein artiges kleines Zimmer, von dem ich den ländlichen Kirchhof überſehe, und da lieg ich ganze Stunden unter dem Fenſter voll trüber trauriger Gedanken. Geſtern haben ſie ein hübſches neunzehnjähriges Mädchen drauf begraben, und jezt wirft der blaſſe Mond ſeine sterbende Strahlen durch ein weißliches Gewölk auf das friſche Grab und das Kreuz drauf. Vielleicht weint jezt ein jugendliches Herz, das ſie geliebt hatte, um den Engel. Gott erbarme ſich aller Liebenden, die ihre liebſte Hofnung im Grab wiſſen! Ach Sophie, mir iſts trüb im Herzen. Gott erhalt uns beyde, eins dem andern! Gute Nacht Engel! Schon ſchlägts 12 Uhr, und der Mond tritt ganz hinter Wolken. Gute Nacht! Gute Nacht!

Am 11ten März, Abends um 9 Uhr.

Ich bin ganz abgemattet von den Geſchäften dieſes Tages, und eile, mich in Deinem Umgang, meine herrliche Sophie, wieder zu erquicken. Gottlob, daß wieder ein ſo freudenloſer Tag dahin

hin iſt, den ich ohne Dich durchlebt habe, und daß die Stunde des Wiederſehens immer näher rückt! Ach Sophie, jeder Tag, den ich, von Dir getrennt, durchſeufze, wird eine neue Laſt, die mir aufs Herz fällt; Wenns noch lange währte, würd ich unterliegen. Ach, daß ich ſobald mich wieder von Dir trennen ſoll, und auf ſo lange Zeit!! Aber wenigſtens komm ich drey-oder viermal zu Dir aufs Land hinaus; Denn jeder Tag, da man ſich nicht ſieht, iſt auf ewig, denk, auf ewig! verlohren.

Ich könnt jezt gar nicht mehr leben, wenn ich Dich, du Heilige, nicht hätte. Alles iſt mir ſo zuwider und abgeſchmackt; Nichts füllt meine Seele, oder zieht ſie an ſich. Nur durch Dich hat die Welt noch Bande, die mich an ſie feſſeln; Wäreſt Du nicht drinnen, ſo ſehnt' ich mich nach einem Ausgang. Ich muß mit ſo viel ſchlechten, tückiſchen und zweydeutigen Menſchen umgehn, daß ich tauſendmal denke: Wenn ein Menſch gut ſeyn will, ſo iſt die Welt nicht ſein Vaterland. Ich thu alles für die Menſchen, was ich in meinem Beruf thun kann, und weil mich Gott deswegen unter ſie geſezt hat; Aber tauſendmal rufts, wider meinen Willen, aus mir heraus:

Sie iſts nicht werth, ſo eine Welt wie dieſe,
Daß man ihr eine Thräne weiht! —

Die arme Sophie war eben eine Stunde lang bey mir und weinte. Ich erzählte ihr von Dir. Es muß ein herrliches Frauenzimmer ſeyn, ſagte ſie, und ich wünſchte nichts mehr, als ſie auch zu kennen, und von ihr zu lernen. Kommen Sie zu uns in die Stadt! ſagte ich. — Ach lieber Gott, gab ſie mir zur Antwort, wie wollt ich in

die Stadt kommen? Meine Eltern laſſen mich nicht dahin, und ich hätte nicht einmal Kleider, mich zeigen zu können. Armes Mädchen! ſagt ich. — Ich bin gern auf dem Land, fuhr ſie fort; Aber ſo verlaſſen, und ſo unaufhörlich ohne menſchliche Geſellſchaft, das iſt doch hart. — Ich konnte nichts als aufſtehn, mich ins Fenſter ſtellen, und ſeufzen.

Ach, Sophie, wie glücklich ſind wir, daß wir uns gefunden haben! Aber wie ſo viele finden ſich nicht, und der Himmel ſchuf ſie doch für einander! Jedes welkt einſam in der dürren, Troſt- und Waſſerloſen Wüſte, bis ihr Freund, der Tod kommt, und ſie in beſſre Gegenden, in den Garten Gottes, verpflanzt. O, es iſt viel Unglück in der Welt für den, der Augen hat, es zu ſehen, und ein Herz, es zu empfinden! Guter Gott, wenn alle, die dort auf dem Gottesacker ſchlafen, und ihr Leben durchgeſeufzt und durchgeweint haben, ewig ſchliefen, wer könnte noch an deine Güte glauben? Und doch giebts Grauſame und Thoren gnug, die von ewiger Vernichtung träumen können. O Religion meines Heilandes, wie hellſt du allein die dunkeln, ſchreckvollen Pfade auf, die der Menſch durchwandelt!

Liebe Sophie, grüß die Berginn und den braven Meyer herzlich! Ihr Glück iſt das meinige. Gottlob, daß es noch ſolche Menſchen, mit ſolchen Schickſalen gibt, ſonſt wüſſte man oft nicht, wo man hin blicken ſollte, um ſich aus ſeinen trübſeligen Gedanken heraus zu arbeiten.

Morgen vor Tag reiſ' ich von Dornfeld weg, und habe noch auf zwey oder drey Dörfern Geſchäfte. Wir können einander dieſe Zeit über weiter

ter keine Briefe zuſchicken, weil ich Dir meinen Aufenthalt nicht beſtimmen, und nicht wiſſen kann, ob Leute, bey der jezt anfangenden Frühlingsarbeit auf den Feldern, in die Stadt gehen? Morgen oder übermorgen bekommſt Du dieſen Brief. Am 16ten aber bin ich gewiß wieder bey Dir. O dann trocknen wir die bangen Trennungszähren ab, und weinen die troſtvollere Zähre des Wiederſehens. Leb indeſſen wohl, du Engel, und gedenke meiner! Der Gott der Liebe laſſe mich wieder geſund an Deine treue Bruſt ſinken! Empfiehl mich unſrer gemeinſchaftlichen treflichen Mutter aufs kindlichſte, und dank ihr für ihr Andenken! Leb wohl, Engel, leb wohl! Ich bin ewig Dein

Wilhelm.

* * *

30.

Sophie an Wilhelm.

den 16ten März, Abends um 10 Uhr.

Alſo biſt Du wieder mein, Geliebter!!! Wieder mein!.. Welche Wonne liegt in dieſem Wort, und wie unausſprechlich iſt ſie! O ich konnte Dir nicht ſagen, was ich fühlte, und kanns noch nicht. — Als ich ſchon ſo lang und ſehnſuchtsvoll die Straſſe hinauf nach Dir geſehen hatte, und Du endlich kamſt, da konnt ich Dich doch nicht kommen ſehn. Weggehn muſſt ich, und allein ſeyn, ſo ungeſtüm und laut pochte mir das Herz.

Wilhelm, wie ſo unausſprechlich viel biſt Du mir! Gott im Himmel weis, ich kann die Hälfte nicht von dem zeigen, was ich fühle. Ich wollte noch vor Schlafengehen mein Herz erleichtern, und alle meine Empfindungen in dieſen Brief ausgieſſen; Aber ich kann nicht. Ich weis noch nicht, geb ich Dir morgen dieſen Brief, oder nicht? Er iſt ſo kalt, und ich wollte Dir ſo gerne etwas ſagen.

Wilhelm, unſer Herz iſt ein ſonderbares Ding! Oft, bey geringern Anläſſen, wills von Empfindung überflieſſen, und hat Worte gnug in Vorrath; Und gerad da, wenn man es ſo ganz offen zeigen, ſich in eine andre Seele ganz hinübergieſſen wollte, da verſchlieſſt es ſich in ſich ſelbſt, genieſſt nur und theilt nicht mit, iſt nur leidend. — Aber wollen wir denn gegen uns ſelbſt ſeyn, oder gegen den murren, der uns einmal ſo geſtimmt hat?

Gute Nacht, Engel! Gottlob, daß Du wieder bey uns biſt!

* * *

31.

Sophie an Wilhelm.

den 17ten März, Abends um 9 Uhr.

Welche Angſt haſt Du mir heut durch Deine Hize gemacht! Noch zittern meine Glieder, und ich weis kaum, was ich ſchreibe. Du lieſſt im erſten Unmuth weg, und wollteſt mich nicht anhören.

hören. Hab ich das um Dich verdient, am zweyten Tage, da Du wieder mein biſt? Ach, Wilhelm, bey Gott, Du thaſt mir Unrecht! Höre mich nur an!

Wo iſt Deine Nachtigall? fragteſt Du. In aller Unſchuld gab ich Dir gerad heraus die Antwort: Sie iſt fortgeflogen, dieſen Nachmittag ließ ich ſie los. Gott im Himmel! wie erſchrack ich, als Du auffuhrſt, auf den Boden ſtampfteſt, und mit bittrer Stimme ausriefſt: Das iſt Deine Liebe? Krieg ich das zum Dank? Du liebſt mich nicht, Sophie! — Ach, mit dieſen Worten liefſt Du weg, und lieſſeſt mich in aller Angſt zurück.

Hör mich an, Wilhelm, wie es gieng, und dann verurtheil mich! Ganz von der Wonne voll, Dich wieder hier zu haben, ſaß ich dieſen Nachmittag in meinem hintern Zimmer, wo die Nachtigall hieng, dankte Gott für das Glück des Wiederſehns, und weinte Freudenthränen. Da ſchlug der Vogel einigemal etliche traurige Locktöne, auf die ich Anfangs gar nicht achtete. Endlich, als er nicht aufhörte, ſah ich ihn mitleidig an, und ſagte: Armer Vogel! Er ſah mich an, und lockte wieder, und mir ſchien es trauriger als Anfangs. Dann ſah er nach dem Garten vor dem Fenſter, wo ſchon einige Vögel zwitſcherten. Ich will die Frühlingsluft hereinlaſſen, dacht ich; Ich bin heut ſo glücklich, da ich meinen Wilhelm wieder habe; Warum ſollteſt Du allein trauren? — Ich verlohr mich aufs neu in Gedanken, und vergaß den Vogel. Aber er lockte ſehnſuchtsvoller als vorher, und ich ſah ihn wieder an. Vielleicht, dacht ich, fehlt es ihm an Futter oder Waſſer, und ſah nach; Aber er hatte alles gnug. Er ſenkte traurig ſeine Flügel, als ich nachſah. Gelt, du möchteſt frey

 ſeyn,

ſeyn, ſagt ich, und dein Weibchen wieder finden? Gut, das ſollſt du, und da macht ich auf, und der liebe Vogel flog hinaus.

Mir war nun ſo wohl ob dieſer That, und ich dachte freudiger an Dich, mein Theurer; Ach, und wuſſte nicht, daß Du mich drob ſo traurig machen, und mir vorwerfen würdeſt, ich liebe Dich nicht. O ich liebe Dich ſo ſehr in dieſem Augenblick, Gott weiß, ſo ſehr, als Einmal in meinem ganzen Leben.

Wilhelm, der Vogel iſt nun frey, und ihm iſt wohl! Und Du ſprichſt ſo oft von Freyheit, ſchimpfſt auf alle Fürſten und Tyrannen, daß ſie Weſen unterjochen, die doch frey gebohren ſind. **Wilhelm**, Du haſt Recht. Aber iſt die Nachtigall nicht auch ſo frey gebohren wie wir? Oder ſind wir frey, wenn wir andre Geſchöpfe ſklaviſch behandeln? Ein Deſpot iſt nicht frey; Denn er denkt nicht frey. Und in dieſem Betracht iſt die Nachtigall ſo gut wie wir. Ach, **Wilhelm**, vielleicht ſingt ſie uns dieſen Frühling unter unſerm Apfelbaum? Und gewiß klingts uns beſſer, als im Keficht.

Kannſt Du mir vergeben, **Wilhelm**? Reiß mich doch recht bald aus dieſer Unruhe! Morgen früh ſchick ich Dir ſogleich dieſen Brief. Sey doch gut und lieb! Warlich, keine Seele auf der Welt kann Dich mehr lieben, als ich.

32.

Wilhelm an Sophien.

den 18ten März, Mittags um 12 Uhr.

Ich verabſcheue mich, ich haſſe mich! Ich bin Dein nicht werth, du Engel! O ich darf Dich nicht um Verzeihung bitten. Ich weiß kaum mehr, was ich geſtern gethan habe? Ich war ein Raſender. Gott, was kann in Augenblicken aus dem Menſchen werden! Nein, ich darf Dich nicht um Verzeihung bitten. Ich habs ſchon zu oft ſo gemacht! Heut darf ich Dir nicht unter die Augen treten! Ich müſſte mich ſelbſt verdammen.

Dir ſo teufliſch Unrecht zu thun, gute, fromme, liebevolle, mitleidige Seele! O ich möchte mir den Kopf einſchlagen!!!

Du haſt Recht, ich kenne keine Freyheit. Ich bin ein Tyrann, ein Grauſamer! Ich kenne mich nicht mehr. Vergieb, wenn ein Verworfener Vergebung hoffen kann! O Sophie, wie ſo tief bin ich geſunken, und wie hoch ſtehſt Du über mir!!!

* * *

33.

Wilhelm an Sophien.

den 19ten März.

Alſo vergeben haſt Du mir, du Nachahmerin der Gottheit? Haſt mich geſtern zu Dir rufen laſ-

 ſen,

ſen, nicht mich zu verdammen, ſondern einen Sünder zu begnadigen! Ach, zu viel, zu viel, Sophie! — Als Du Deine Hand auf meine Bruſt legteſt, mit den Worten: Es iſt alles vergeben und vergeſſen, da war mirs, als ob ich die Stimme eines Engels hörte. Aber eine Stimme rief aus mir: Du biſts nicht werth! Da verhüllt ich mein Geſicht und weinte.

O Sophie, ich habe auf den Knien Gott gebeten, Dich mir zu erhalten zur Leiterinn, und mir künftig Muth und Kraft zu geben, alle dem Toben in meiner Seele, und dem raſenden Ungeſtüm, wozu mich Eiferſucht und böſe Laune ſchon ſo oft verführten, Einhalt zu thun! Lieber wollt ich vorher ſterben, eh ich Dir, du Heilige, noch einmal ſo begegnete. Du kannſt nicht glauben, welche Quaalen das Bewuſſtſeyn mit ſich führt, nicht nur eine Thorheit, ſondern eine ſolche Ungerechtigkeit begangen zu haben. Gewiß, der innre Vorwurf des Gewiſſens, da man ſich ſelbſt verdammen muß, überwiegt alle äuſſerliche, noch ſo ſchmerzliche Quaalen. —

Und die Amtmännin will Dich jezt ſchon bey ſich haben? Will Dich mir entreiſſen, da Du erſt ſeit drey Tagen wieder mein biſt? Ach Sophie, das iſt hart, ſehr hart! Aber, oh, daß ich mir ſagen muß: Es iſt Lohn für deine Thaten, für die Ungerechtigkeit, mit der du deiner Sophie begegneteſt!!! Mädchen, wenn ich daran denke ... oh, ich mag nicht reden!

Welch ein Abend wird das morgen ſeyn, wenn ich mich ſchon wieder, ach, und auf ſo lange Zeit von Dir trennen ſoll! Ich darf daran nicht denken, wenn ich nicht ganz melancholiſch werden will.

will. Freylich führt die Liebe Götterfreuden bey ſich. Aber ihre Leiden — wer von allen, welche lieben, mag ſie zählen? —

Wo iſt Ruhe auf der Welt? In welcher Seele, die Empfindung hat, iſt ihr Thron, von dem ſie nie herabſteigt? Der Mann, der ſichs rühmen kann, trete auf! Er muß ein Gott ſeyn, oder ein Stück Holz!

Laß uns denn, Sophie, aus dem Sand des ſtürmiſchen und ungeſtümen Meers die wenigen Goldkörner ſammlen, wenn das Meer zur Zeit der Ebbe ſtill iſt, und laß dankbar uns zum Himmel aufſehn, und ihm auch für dieſe Gabe danken, die wir — ach und ich am wenigſten — ſo ſelten ſie auch iſt, dennoch nicht verdienen!

Morgen alſo, o Du Theure? — Ach, ich darf mich in den Abgrund nicht vertiefen! Leb wohl, Engel! In zwo Stunden drück ich dieſen Brief an Dein Herz!

* * *

34.

Sophie an Wilhelm.

Lieber Jüngling!

Freydorf, den 22ten März.

Wie ſo öd und trüb iſts um mich her! Ach, nun hab ich Dich drey Tage nicht geſehen, und wie lang iſt dieſe Zeit; Und eine noch weit längere

gere ſteht vor mir. Wilhelm! es iſt wahr, was Du mir neulich ſchriebeſt: Freylich hat die Liebe Götterfreuden bey ſich. Aber ihre Leiden — wer von allen, welche lieben, mag ſie zählen!

Ich hätte hier auf dem Lande alles, was zu einem ruhigen und frohen Leben gehört, aber, o ich habe Dich nicht! — Meine Baaſe, die eine recht gute Frau iſt, empfieng mich mit ofnen Armen. Nur ein wenig zu dienſtfertig und umſtändlich iſt ſie mir. Wenn ich traurig bin — und heiter kann ich doch unmöglich immer ausſehn — da iſt ſie beſtändig um mich herum, macht ſich allerley zu ſchaffen, fragt mich hundertmal, was mir fehle, ob mirs in ihrem Haus nicht gefalle? u. ſ. w. Die gute Frau weis nicht, welch ein Troſt mir in ſolchen Fällen Einſamkeit und Schweigen wäre. Ob ſie gleich weis, wie ſo ſehr ich Dich liebe, ſo fällt ihr doch gar nicht ein, daß die Trennung von Dir die Quelle meines Kummers ſey. Denn davon, daß Entfernung von dem, was man liebt, der bängſte Zuſtand iſt, hat ſie, da ſie im eigentlichen Verſtande nie geliebt hat, gar keinen Begriff. Sie iſt eigentlich eine recht treue Haushälterinn ihres Mannes, der gerad einer ſolchen Gehülfinn nöthig hat; Denn er iſt ein dicker phlegmatiſcher Mann, der, mit Hülfe ſeines Schreibers, den Tag über unter vielem Aechzen und Schweisabwiſchen ſeine Geſchäfte verrichtet, und nur deswegen nach ſeiner Art eilt, um ſich bald in ſeinen Groſsvaterſtuhl ſezen zu können, wo er eine groſſe Laſe dickes Bier neben ſich ſtehn, und etliche geſtopfte Pfeifen vor ſich liegen hat, deren eine nach der andern er gemächlich ausdampft. Da läſſt er ſich gern Stadt und Dorfgeſchichten erzählen, über die er zuweilen ſo lacht, daß ſein ganzer ſchwerer Bauch er-

ſchüttert wird. Auch muß ich manchesmal ein Damenſpiel mit ihm machen, und da triumphirt er ſehr, wenn er mir eins abgewinnt. Sonſt aber iſt er ein Seelenguter Mann; Er kann oft weinen, wenn man ihm von unglücklichen Perſonen erzählt; Und den Armen in der Gegend herum thut er viel Gutes. Auch läſſt er den Bauren ihre Strafen nach, ſo bald ſie kläglich thun, und ſich aufs Bitten legen. Er würde, wenn er die Welt zu regieren hätte, ſie zwar nicht zernichten, aber untergehn lieſſ' er ſie, wenn ſie ſich nicht ſelbſt erhielte.

Der Schreiber iſt ein Menſch, der ſo allerley durch einander geleſen hat, und es ſich ein wenig viel merken läſſt. Weil er weis, daß ich auch leſe, ſo plagt er mich mit gelehrten Diſcurſen über dieſes oder jenes Buch, und will entweder mein Urtheil drüber hören, oder mir das ſeinige aufdringen, und das in einem ſehr gezierten Ton; Denn er ſpricht wie ein Buch. Ich weich ihm aus, ſo viel ich kann, weil ich zwar ein gutes Buch wohl gern leſe; Aber viel drüber ſprechen mag ich nicht; Denn das gelehrte Weſen ſteht einem Mädchen gar abgeſchmackt. Ueberdieß weiſſt Du, daß ich am liebſten ſolche Bücher leſe, die für die Empfindung und fürs Herz ſind; Und da ſprech ich dann nicht gern viel davon, weil ſich über Empfindungen, die man wirklich hat, wenig plaudern läſſt. Ich hab aber auch den guten **Weißmann** (ſo heißt der Schreiber,) ſchon ausgeholt, und gefunden, daß eigentlich ein fremder Geiſt aus ihm ſpricht, die Recenſenten nämlich, deren Zeitungen er in Menge lieſt, und nach dieſer weiſen Herren Ausſpruch ändert ſich ſeine Meynung von Büchern faſt alle Tage.

Ver=

Vergieb, lieber Wilhelm, daß ich Dir ſo viel unbedeutendes Zeug ſchreibe! Einſamkeit und Unterhaltung mit Dir, und allem, was Dich angeht, iſt mir hier das liebſte. Deine lieben Briefe leſ' ich des Tages zehenmal, und ſind immer wieder von Neuem viel herrlichen Sinn drinnen. Ich denke mich ſo in Deine Lagen und Empfindungen hinein, und find überall Dein gutes edles Herz, Deine treue Liebe zu mir.

Am liebſten geh ich mit des Amtmanns drey Kindern um, welches gar herrliche Geſchöpfe ſind, ganz Natur und Unſchuld. In ihrer Geſellſchaft leb ich noch am ungezwungenſten; Ich verhehle meine Seufzer nicht, und halte meine Thränen nicht zurück. Die lieben Kinder nehmen Antheil dran, und weinen mit mir. Der kleine Knabe, welcher Wilhelm heiſſt, und neun Jahre alt iſt, iſt mein Liebling. Er hat erſtaunlich viel Geradheit und Offenherzigkeit; Er will mich immer führen, wo ich hingehe, und wenn ich eine Zeitlang nicht auf ihn achte, thut er ganz böſe, und macht mir Vorwürfe, daß ich ihn nicht lieb habe. Als ich geſtern Abend auf meinem Zimmer ſaß, und in Deinen Briefen las und weinte, da kam er her, ſtieg mir auf die Knie, wiſchte mir mit der Hand die Thränen aus den Augen, und ſagte: Baas, du weinſt ja immer, hat dir jemand was gethan, oder biſt du bös auf mich? Nein, ſagte ich, lieber Wilhelm, in der Stadt iſt noch ein andrer Wilhelm, der gröſſer iſt als du, den hab ich auch ſehr lieb, und den wollt ich, daß er bey mir wäre! Er lachte, daß ich über ſo etwas weinen könnte; Darfſt ihn ja nur kommen laſſen, ſagte er. Das will ich auch thun, gab ich ihm zur Antwort; Er wird bald zu uns kommen — Nach ziemlich langem Stillſchweigen, während dem

dem er nachzudenken ſchien, ſah er mich ganz kläglich an, ſtreichelte mir die Wangen, und ſagte endlich: Aber Baaſe, dann wirſt du mich nicht mehr lieb haben, wenn der andre Wilhelm kommt. Ich hatte viele Mühe, bis ich ihn überzeugte, er würde mir nichts deſtoweniger lieb bleiben. — Heut bey Tiſche ſezte er mich ſehr in Verlegenheit; Papa, fieng er an, Baas Sophie hat noch einen Wilhelm lieb, der iſt in der Stadt, und den will ſie auch kommen laſſen. Der Amtmann war zu allem Glück nicht aufmerkſam drauf, und ſagte nichts, als: So? Aber die Amtmänninn ſah mich an, und ich ward feuerroth. Nun ſpricht mir der Knabe immer von dem Stadt-Wilhelm vor. Er wird groſſe Augen machen, wenn du kommſt, und ſieht, daß Du ein groſſer Wilhelm biſt; Denn er bildet ſich ein, Du ſeyeſt höchſtens einen halben Kopf gröſſer, und ein Jahr älter, als er.

Das andre Kind, ein Mädchen von ſieben Jahren, iſt auch artig, aber ſchnippiſch, und wird eine Zierpuppe. Es ſteht ganze Stunden vor dem Spiegel, und fragt mich nach dem Namen aller Kleidungsſtücke.

Der kleine Gottfried, welcher fünf Jahre alt iſt, hat ein tiefes Gefühl, und iſt ſehr nachdenklich; Er ſieht ernſthaft aus, horcht auf alles aufmerkſam, was man ſpricht, und wirft oft Fragen auf, durch deren Beantwortung man in Verlegenheit geſezt wird. Er denkt ſehr edel, und fühlt jeden Vorwurf, welchen man ihm macht, noch lange nachher. Endlich kommt er wieder, und fragt mit edler, liebenswürdiger Offenherzigkeit, ob ers nun recht mache? Wenn er mich leſen ſieht, ſo bittet er, ich möcht ihn auch etwas

leſen laſſen, und da will er jedes Wort erklärt wiſſen, das er nicht verſteht.

Nach dem ich nun in einer Faſſung bin, geb ich mich bald mit dem einen, bald mit dem andern Kind ab. Am liebſten aber immer mit dem kleinen Wilhelm; Denn der plaudert mir am meiſten von Dir vor.

Ach, Wilhelm, wenn Du hier wärſt, wie ſo wohl wäre mir! Mit welchen Freuden bräche mir dann der Frühling an! Jedes neue hervorſproſſende Gräschen, jedes neue Laub würde mir dann theurer, wenn ichs an Deinem Arm hervorſproſſen ſähe. Nun aber läſſt mich alles kalt, und das neue Leben der Natur überfüllt mich oft mit banger Wehmuth. Mach doch, daß Du bald zu mir herauskommſt!

Morgen ſchick ich Dir dieſen Brief. Sey ſo gut, und ſchick Innliegendes ſogleich an meine liebe Mutter! Künftigen Sonnabend kommt der wöchentliche Bothe nach der Stadt, und ſchickſt Du mir morgen keine Antwort, ſo ſchickſt Du mir doch gewiß auf den Sonnabend welche. Schreib mir doch recht viel! Denn ich hab Deinen Zuſpruch ſehr nöthig. Der Amtmann und die Amtmänninn laden Dich feyerlich ein, und grüſſen Dich.

O du Herrlicher, wie lieb hab ich Dich! Der einzige Gedanke, der mit mir aufwacht und mit mir ſchlafen geht, iſt der Gedank an Deine keuſche treue Liebe. Gott behüte Dich, und ſchüze Dich, und bringe Dich recht bald wieder an mein Herz, das ewig Dein iſt, und nur Deinetwegen ſchlägt! Leb wohl, leb wohl! Gottes Segen

über

über Dir, du Herrlicher! Ewig Dein in dieſem und in jenem Leben.

Sophie.

* * *

35.

Wilhelm an Sophien.

Liebe fromme Seele!

den 25ten März.

Zu allem Unglück war ich nicht zu Haus, als der Bothe Deinen theuren herzlichen Brief brachte; Und nun kann ich Dir den meinigen erſt morgen ſchicken. Mit Thränen der Sehnſucht und der Zärtlichkeit durchlas ich Deinen Brief, und dankte Gott und Dir für Deine Liebe.

Die naive Schilderung der Familie des Amtmanns hat mich ſehr gefreut, und mich recht begierig gemacht, dieſe Perſonen bald näher kennen zu lernen, welches auch hoffentlich recht bald geſchehen wird.

Wenn Dir die Trennung traurig iſt, ſo iſt ſies mir gewiß eben ſo ſehr. Wenn am Abend die Zeit kommt, in der ich ſonſt gewöhnlich zu Dir, meine Theure, eilte, da wird mirs ſo bang

ums Herz, daß ich nicht weis, wo ich bleiben ſoll? Ich gehe dann, wenn das Wetter gut iſt, an unſerm Strom hinab auf unſre Raſenbank, ſeh den Abend mit ſeiner Ruh ſo langſam heraufziehn, und flieg über Berg und Thal zu Dir, du Heilige! — Lezthin hatt ich mich einmal in meinen liebenden Gedanken ſo vertieft, daß unvermerkt der ſpäte Abend anbrach, und ich ſpringen muſſte, um noch vor Thorſchluß in die Stadt zu kommen. Ach, ich kann Dir nicht ſagen, liebes, theures Mädchen, wie ſo öd und leer es auſſer mir und in mir iſt, wie der Abend mir ſo unausſtehlich lang wird! Nur Ein Gedank iſt, der mich dann noch tröſten kann, daß Dein liebevolles Herz ſich auch mit mir beſchäftigt; Und gewiß begegnen ſich im Hauch des Abendwinds unſre Seelen oft.

Zuweilen geh ich auch zu Meyern, den ſeine Liebe jezt ſo ſelig macht. Wir reden dann von Dir und ſeiner Berginn. Ach, ihr lieben Seelen, wenn ihr uns oft hörtet, wenn wir in der tiefen Dämmerung beyſammen ſizen, und kein Licht anzünden, um deſto ungehinderter und unzerſtreuter uns ſo ganz zu Euch hinträumen zu können!!!

Meyer hat ſchon am 25ſten April Hochzeit, daß Du alſo früher nach der Stadt kommen muſſt. Du wirſt mir glauben, liebes Mädchen, daß ich an dieſer Aenderung ihres anfänglichen Entſchluſſes mit Antheil habe.

den 26ſten März.

Hier brach ich geſtern ab, weil ich zum geheimen Rath von Zollern gerufen wurde. Er

gab

gab mir Nachricht, daß der Landkommiſſarius Zobel ſehr krank ſey. Alsdenn bekomm ich das Landkommiſſariat, und wir heyrathen uns. O Mädchen, welche Seligkeit blüht für uns heran! Gott laſſ' uns bald die Früchte davon ſehen! Zugleich trug er mir ein Geſchäft auf, das ich künftigen Donnerſtag in Deiner Gegend zu verrichten habe. Ich bat ihn um Erlaubniß, mich zween oder drey Tage länger auf dem Land aufhalten zu dürfen, und er geſtand mirs ohne Widerrede zu. Alſo ſeh ich Dich, du Theure, in vier Tagen. Laß uns dann alles Traurige der Trennung in die Seligkeit des Wiederſehns verſenken! Am 30ſten gleich nach Tiſche ſeh ich Dich, und ſink in Deine Arme. Empfiehl mich zum Voraus dem Amtmann und der Amtmänninn, und grüß meinen Nebenbuhler, den kleinen **Wilhelm**!

Ich kann Dir nicht ſagen, wie mir jezt ſo wohl und bang iſt, wie die Zeit bis auf den 30ſten mir ſo träg hinſchleicht, und wie ich gar nichts thun kann, weil der Gedanke ans Wiederſehn immer vor mir ſteht, und mein ganzes Herz an ſich reiſſt!

Leb wohl, Engel! Ich kann Dir nicht mehr ſchreiben; Denn der Bothe wartet. O wie unausſprechlich lieb ich Dich! Möcht ich Dir das ganz ſagen können, wenn ich bey Dir bin! Jezt kann ichs nicht. Ewig, ewig Dein

Wilhelm.

36.

Sophie an Wilhelm.

Freydorf, den 7ten April, um 3 Uhr.

O Wilhelm, was waren das für Tage, die wir mit einander zubrachten! und — o Gott verzeih, daß ich klage! — Auch ſie ſind dahin, und ich bin wieder allein! Mein Glück war groß, deſto gröſſer muß mir mein Verluſt ſeyn.

Aber ewig klagen? ... Sind wir denn zu ewigem Genuß geſchaffen? ... Ich will mich ermannen, Wilhelm, will kein Weib ſeyn!

Haſt Du je den ankommenden Frühling ſo gefeyert, mein Lieber? Mir brach keiner noch ſo ſchön an. Wenn ich jezt die Oerter wieder beſuche, wo wir Veilchen pflückten, und das junge Laub hervorbrechen ſahn, und ſtehen blieben, den Geſang der Graſemücken anzuhören — Wilhelm, wie ſo warm wallt mirs dann in meinem Herzen auf und ab, und durch alle Adern! Wie ſo neu und wunderlich wird mirs zu Muth, und am Ende, wie ſo wehmüthig! — Geſtern ſang die Nachtigall zum erſtenmal; Sie ſoll ſchöner ſingen, als die Graſemücke; Ich glaubs. Aber wunderts Dich, daß ich doch die Graſemücke lieber höre? Sang ſie denn nicht auch, als Du bey mir warſt? Meine Baaſe ſagt immer: Das ſonderbare Mädchen! Da iſt ſie in die Grasmücken vernarrt, und die Nachtigall

tigall ſingt doch! Nicht wahr, meine Baaſe hat doch wenig Sinn, ſo gut ſie ſonſt auch iſt?

Ich will ſehen, was aus den Pfropfreiſern wird, die wir zuſammen eingeimpft haben? Noch ſieht man nicht, ob ſie gerathen werden, oder nicht? Wenn Deins, oder meins verdorrte, ich hielts für keine gute Vorbedeutung. Lach nicht über mich! Ich bin ein Mädchen, und Ahndungen ſind doch nicht immer bloſſe Hirngeſpinnſte. Wenigſtens verzeihlich iſt der Glaube an Ahndungen, und die Furcht davor. Man glaubt nur dran, wenn man ſehr glücklich oder ſehr unglücklich iſt; Beydes macht ängſtlich.

Als Du wegritteſt, da hätt ich mich Dir auf den Flügeln des Windes nachſchwingen mögen. Das Reiſen und das Abſchiednehmen, das voran geht, iſt doch etwas ſehr trauriges. Man hat immer dabey den Gedanken an ewige Trennung und an Tod. Wenn Du nah um mich biſt, ob ich Dich gleich nicht ſehe, da denk ich immer, daß Dir nichts widriges begegnen kann. Aber kaum weis ich Dich zwo Stunden weit von mir entfernt, da ſchwebt mein Geiſt immer ſo ängſtlich um Dich her, und ich bin ſo traurig. — Und Du ſahſt ſo blaß aus, **Wilhelm**, als Du von mir wegritteſt; Warſt zwar hier beſtändig heiter, aber doch nicht ſo ganz aufgeräumt, wie ſonſt. Oft ſahs aus, als ob Du Dir nur Zwang anthäteſt. Auch fiel mirs ſchwer auf, als Du Dich ein paarmal über Bangigkeit auf der Bruſt, und über Seitenſtechen beklagteſt. — O **Wilhelm**, **Wilhelm**, welche bange Ahndungen!

Ich muß ein wenig inne halten und im Garten auf und ab gehn. Schreib mir doch morgen ja durch den Bothen, und ſag mir, ob Dir jezt recht wohl iſt?

Nach 4 Uhr.

Ich war bis jezt im Garten. Die Bangigkeit hat ſich in etwas verlohren; Aber noch nicht ganz. Der kleine Wilhelm hüpfte zu mir her, als ich in der Sommerlaube ſaß. Wie ſind doch die Kinder ſo glücklich! Keine Ahndung von Zukunft und Verändrung! Für ſie iſt nichts wichtig, als die Gegenwart. Glaubſt Du nicht, daß ein Menſch es weit gebracht hat, wenn er das, was da iſt, zu genieſſen lernt? Wenigſtens beſtraft uns das verwegne Schauen in die Zukunft oft mit fürchterlichen Bildern.

Der Knabe fand mich traurig. Warum gar nicht lachen, Baaſe? ſagte er; Kommt denn Vetter Wilhelm nicht bald wieder? Das gute Kind glaubte, mich zu tröſten, ach, und wuſſte nicht, welchen Stich es mir durchs Herz gab. Such mir Blumen, Wilhelm, ſagte ich zu ihm, um ihn nur einige Augenblicke von mir zu entfernen. Er kam bald wieder, und hatte einen ganzen Strohhut voll Blumen. Da, Baaſe, ſagte er, indem er mir eine Handvoll gab, mach dir einen Straus! Ich machte zwey; Einen für den kleinen Wilhelm! und den andern für den groſſen Wilhelm.

Ach, Wilhelm, wäre noch die Zeit, da ich Dir einen Straus binden konnte in der Laube!

Aber

Aber dieſe Blumen welken, eh ich ſie Dir an den Buſen ſtecken kann. Und ſo welkt denn alles, was auf Erden blůht und lebt. —

den 8ten April, Morgens um 6 Uhr.

Heut bin ich heitrer aufgeſtanden, als ich geſtern war. Auch iſt die Natur heut heitrer. Keine Wolke ſchwåcht den Glanz der Sonne. Die Luft iſt rein und blau, wie Saphyr; Und der Geſang der Vőgel ſchallt viel ſilberner und heller. Noch will ich Dir ein paar Worte ſchreiben, eh der Bothe kommt, der nach der Stadt geht.

Daß ich geſtern ſo melancholiſch war, kam wohl von der ſchweren Luft, und meinem trågſchleichenden Blut her. Doch wollt ich, daß ich bey Dir wåre! Sonſt reiſt' ich immer mit ſo frohem Herzen aus der Stadt aufs Land; Aber ſeit Du mein biſt, wie ſo anders iſt es! Ich genieſſ' jezt nichts mit ganzem Herzen. Die Natur theilt ſich mir allein an Deinem Herzen ganz mit.

Der Amtmann und die Amtmånninn laſſen Dich von ganzem Herzen grůſſen. Sie ſind gånzlich von Dir eingenommen; Und wer ſollt es auch nicht ſeyn?

Ich ſoll Dich grůſſen, ſagt der kleine Wilhelm, und die andern Kinder. Er wůnſcht Dich jezt ſo ſehr wieder her, ob er gleich, als Du da warſt, ſo eiferſůchtig that, und ůber jeden Kuß, den Du mir nahmſt, bőſe wurde. Das wird einmal

mal ein herrlicher Junge werden. Ich glaube, Wilhelm, Du warſt in der Jugend auch ſo.

Man ruft, der Bothe ſey da, und ich muß ſiegeln. Leb wohl, liebſter, beſter Wilhelm! Morgen früh hab ich doch gewiß einen Brief? O wie lieb ich Dich ſo unausſprechlich! Ewig Dein.

Sophie.

* * *

37.

Sophie an Wilhelm.

den 8ten April.

Dein lieber herzlicher Brief, meine theureſte Sophie, hat mich ſehr erquickt; Denn ich hatte ſolchen Zuſpruch nöthig. Seit ich Dich verlaſſen habe, wars in meinem Herzen niemals hell, und — ich muß Dirs nur geſtehen, und Du muſſt auch nicht zu ſehr erſchrecken — meine wankende Geſundheit war mit Schuld daran. Lieber Engel, ich beſchwöre Dich, ſey nicht zu traurig, und faß Muth! Denn das meiſte hat ſich ſchon gegeben, und mit Gottes Hülfe wird in kurzem alles wieder gut werden. — Ich war kaum hier angekommen, ſo bekam ich einen Anfall von Blutſpeyen, der mich Anfangs ſehr betroffen machte. Aber die ſchnelle Hülfe des Doktor Ulrichs, der mir gleich eine Ader öfnen

ließ

ließ und Arzneymittel verſchrieb, ſtellte mich in kurzer Zeit wieder ſo her, daß ich ſchon faſt beſtändig auſſer dem Bette ſeyn, und an Dich ſchreiben kann; Auſſer daß ich noch ein wenig matt bin, weswegen ich auch nicht ſo viel an Dich ſchreiben kann, als ich gerne wollte. D. Ulrich heiſſt mich gutes Muths ſeyn, und verſichert mich, das Blut ſey nur aus dem Magen gekommen; Und bey einer ſtrengen Diät hoft er, mich bald wieder ſo herzuſtellen, daß Du mich bey Deiner Zurückkunft völlig geſund antreffen wirſt.

Alſo ſiehſt Du, daß Du Dir und mir unnöthigen Kummer machen würdeſt, wenn Du Dich über dieſe Nachricht ſehr betrübteſt. Solche Zufälle ſind weiter nichts, als Erinnerungen des Alliebenden, nicht zu ſehr auf das zu bauen, was wir haben, und das Gute, womit er uns ſegnet, ſo zu genieſſen, daß wir ſeiner, der es geben und auch nehmen kann, nicht dabey vergeſſen.

Ich hätte Dir den ganzen Zufall verſchweigen können, meine Theureſte. Aber, wenn Dus von einer dritten Perſon erfahren hätteſt, würd es Dich gewiß mehr erſchüttert haben; Und ſo ſiehſt Du doch, daß ich nicht ſehr krank ſeyn muß, da ich ſelber an Dich ſchreiben kann.

Der Gott, der bisher gegen uns ſo unausſprechlich gütig war, wirds auch ferner ſeyn. Bitte ihn mit mir darum! Ich hoffe zuverſichtlich, daß er mich Dir wieder geſund in Deine Arme zurückgeben wird. — Gegen den 20ſten kommſt Du doch gewiß wieder zurück? Bis dahin wird alles gut ſeyn.

Den Augenblick war D. Ulrich bey mir, und erlaubte mir, heut ſchon wieder auszugehen. Alſo bitt ich, ſey ruhig!

Empfiehl mich Deinen Anverwandten aufs beſte, und gieb dem kleinen eiferſüchtigen Wilhelm in meinem Namen einen recht herzlichen Kuß! — Bey der nächſten Gelegenheit ſchreib ich Dir wieder. Lieb mich ferner ſo treu und zärtlich, beſtes Mädchen! Der Gedanke, Dein zu ſeyn, wär allein ſchon im Stande, mich wieder ganz geſund zu machen. Gott ſegne Dich, und wach über unſre Liebe!

O du Engel, hab Dank für alle Deine treue Zärtlichkeit! Mein Herz iſt unaufhörlich bey Dir. Du allein biſt mir alles. Leb wohl, leb wohl, lieber, lieber Engel!

Wilhelm.

* * *

38.

Sophie an Wilhelm.

den 10ten April.

O Wilhelm, Wilhelm! Welch ein Donnerſchlag war mir Dein Brief und die darinn enthaltne Nachricht! Der ganze geſtrige Tag, und die Nacht drauf. . . ! ! ! O was hab ich ausgeſtanden! Mehr als in meinem ganzen Leben. Ich konnte nicht denken, nicht ſchreiben — konnte

gar

gar nichts! — Wilhelm, Wilhelm, ach die Ahndungen, die Ahndungen!! Lebſt Du, oder biſt Du todt? Ach, meine Mutter gab mir einen Wink; Und Du ſtellſt alles ſo gering und unbedeutend vor. — Gott weiß, mein Zuſtand iſt der allerunglückſeligſte! Warum bin ich nicht ſchon todt? Wilhelm, liebſter, beſter Wilhelm, o was ſteh ich aus!!!

Ich ſchicke Dir einen Extrabothen mit dem Brief. Ich beſchwöre Dich bey allem, was heilig, gieb mir ganz zuverläſſige Nachricht, wie es mit Dir ſteht? Verhehl mir nichts, daß ich zu Dir flieg, und Dich noch einmal umarme, ach und — Gott erhöre dieſen Wunſch! — meinen Geiſt mit dem Deinigen zugleich aufgebe!

O, was iſt aus mir geworden! Gott im Himmel erbarm ſich meiner! — Keine Zeile mehr. Ich kann nicht ſchreiben. Meine Finger zittern, und die Feder fällt mir aus der Hand. Schreib mir alles recht offenherzig! Um Gottes willen, thus!!

Gott ſey mit Dir und mir! Ach Wilhelm, ſchreib mir!

Nachbe-

Nachbericht des Herausgebers dieſer Briefe.

Der Bothe kam noch denſelben Abend ohne Brief zurück. Alles ſey, ſagte er, in Wilhelms Haus in Unordnung; Der Bediente habe ihn den Brief mit verweinten Augen abgenommen, und geſagt: Sein Herr könn' unmöglich ſchreiben, er ſey ſehr ſchwach. — Sophiens Mutter ſchrieb: „Willſt du ihn noch ſehn, meine Tochter, ſo fahr morgen ſo früh nach der Stadt, als möglich!„

Sophie kam am 11ten, Vormittags um 10 Uhr, nach der Stadt, und fand ihren Freund todt. Er war drey Stunden vor ihrer Ankunft geſtorben.

Drey Tage nach ſeinem Tod gab ihr ſein Bedienter dieſen Brief, der ſchwarz zugeſiegelt, und mit zitternder, faſt unleſerlicher Hand von ihrem und meinem Freund geſchrieben war.

Liebſte, beſte Seele!

den 9ten April.

Der Herr ſey mit Dir, und unterſtüze Dich mit Seiner Kraft, wann Du dieſen Brief erbrichſt! Halte Dich an Gott, der mich im Tode tröſtet, und Er wird Dich auch im Leben nicht verlaſſen. Alles kommt von Ihm, dem Gütigen und Weiſen, unſerm Vater.

Wenn

Wenn Du dieſes lieſeſt, ſteh ich ſchon vor ſei=nem Angeſicht, und bitt ihn, Dich nicht zu ver=laſſen! Ach Sophie, hoff auf Ihn! Er kann Dich nicht verlaſſen — Klag Ihn nicht an! Wiß, in dieſem Augenblick, in dem Du lieſeſt, weiß ich ſchon, warum Er mich von Dir hinwegrief? und — ſo wahr Er lebt! — ich werd ihn prei=ſen, daß Ers that; Denn überſehn werd ich Seinen ganzen Plan, und finden, daß weiſe Güte ihn entworfen hat; Und ſo wirſt auch Du dereinſt Ihn preiſen, wenn Du ſtehſt vor Sei=nem Angeſicht an meiner Seite, obs gleich jezt noch Deinen Augen dämmert, und Du nichts als Elend vor Dir ſiehſt und Härte. —

Liebſtes, beſtes Mädchen! Geſtern hoft ich auf Geneſung, und ſchrieb es Dir. Aber dieſe Nacht enthüllte mir Gott ſeinen Rathſchluß; Ich ſpie wieder Blut, und mehr als lezthin, und nun kann ich nicht mehr geneſen. Ich fühle To=desmattigkeit in meinen Gliedern; Auch der Arzt hat mir ſchon den Tod angekündigt.

Nun, der Wille deſſen, welcher mir das Le=ben gab, und von meinem erſten Hauch bis jezt mein Vater war, geſchehe! Möchteſt Du auch ſagen können, ſo wie ich: Sein Wille geſchehe!

Ich weiß nicht, ob ich Dich noch ſehen wer=de, meine Theureſte? Weiß auch nicht, ob ichs wünſchen ſoll? Denn wir würden beyde unaus=ſprechlich viel leiden. Auch hier geſchehe deſſen Wille, der mich Dir gegeben hat, und jezt wie=

der nimmt! Sehen wir uns hier nicht mehr, ſo ſehen wir uns dort einſt, ohne Thränen.

Auferſtehn, ja auferſtehn wirſt du,
Mein Staub, nach kurzer Ruh ꝛc.

Ach Sophie, glaube nicht, daß ich gern und ohne Thränen von Dir ſcheide! Ach, es gieng ein langer, fürchterlicher Kampf voran. —

O, wie haſt Du mich geliebet, du Engel!! Möcht ich danken können!!! Aber, ach, ich fühls, ich kanns erſt in der Ewigkeit. Da wird eine andre Sprache ſeyn. Das Herz wird reden können, ohne dieſen langen Umweg durch Worte.

Ich bin ſehr matt, meine Theureſte! Alle meine Kräfte ſind vertrocknet. Auch das Herz iſt matt, und kann nicht reden.

Leb denn wohl, du Engel! Troſt und himmliſche Beruhigung träufle nieder vom Barmherzigen! Ach, wie haſt Du mich geliebt, Sophie, Gottes Troſt begleite Dich durchs Leben!

Ewiger, ewiger Lohn für alle Deine Liebe, du Geliebteſte, und für alle Nachſicht, mit der Du mich getragen haſt! Vergieb, vergieb dem Sterbenden die Fehler, die er an ſich hatte, die Kränkungen, die er Dir wider Willen anthat! Ach, vergieb, vergieb Sophie!

Zum

Zum leztenmal .... leb wohl, leb ewig wohl! Gott ſegne Dich, Gott tröſte Dich! — Meinen Namen noch ... Dein

Wilhelm.

den 10ten April, Abends um 7 Uhr.

Noch einmal ... Wiewohl ſehr matt .... Gott unterſtüze Dich ... o du Reine, Heilige .... Leb wohl, leb ewig — — —

* * *

Weiter konnte mein Freund, ach, der ewig unvergeßliche, der nun bey Gott iſt, nicht ſchreiben. Ich hab unausſprechlich viel an ihm verlohren!

Und Ihr, die Ihr ihn durch mich kennen lerntet, und ihn nun gewiß auch liebet, weint mit mir! Glaubt, ſo ruhen viele ſchon im Grabe, ach, und wir Verlaſſne weinen ihnen nach!

Und du Sophie, ſchöne Dulderinn, Dir dank ich ewig für die ſüſſe Wehmuth, die Du mir und meinen Freunden durch Mittheilung dieſer Briefe machteſt.

Sie lebt noch, meine Freunde, aber wie die Roſe, die, ſchon abgebleicht, nun ihre Blätter nach und nach verliehrt. Vor einem halben Jahre ſah ich ſie zum leztenmal, und das Herz brach

brach mir bey ihrem Anblick. Sie lebt bey der Amtmänninn auf dem Lande. Mit dem kleinen Wilhelm unterhält ſie ſich am liebſten; Denn er ſpricht oft mit ihr von ihrem Entſchlafenen, und weint auf ihrem Schooß. Seit einem Vierteljahre kränkelt ſie, und ſieht gelaſſen, wie es einer Chriſtinn ziemt, den Tag entgegen, der ſie bald auf ewig mit ihrem Wilhelm vereinigen wird.

Anhang
zum Beytrag
zur
Geſchichte der Zärtlichkeit.

Vorrede.

Die Leſer dieſes Beytrags kennen aus dem Vorhergehenden ſchon die gute Berginn, nachmalige Madam Meyerinn, als eine Freundinn Wilhelms und Sophiens. Ich bin ſo glücklich, ſie auch meine Freundinn nennen zu dürfen. Ihr habe ich, wie aus dem Folgenden erhellen wird, die Mittheilung der Briefe, die Wilhelm und Sophie mit einander gewechſelt haben, zu verdanken; Aber dieſes nicht allein, ſondern auch die hier mitgetheilte richtige Abſchrift dieſer Briefe, und auſſerdem noch alles, was man nun in dieſem Anhang findet. Ich hoffe, die Leſer des Beytrags werden dafür gegen ſie ſo dankbar ſeyn, als ich.

I.

Madame Meyer an den Herausgeber.

F**, den 30. Aug. 1776.

Mein theurer Freund!

Geſtern erhielt ich Ihren Brief nebſt dem bey⸗geſchloſſnen Beytrag zur Geſchichte der Zärtlich⸗keit, als ich eben im Begriff war, mit einer Freundinn und meinem Meyer eine Spazierfahrt zu machen. Ich erbrach das Paket mit Unge⸗duld, las Ihren lieben, aber herzlich kleinen Brief durch, der ſo räthſelhaft vom Beytrag ſpricht, ſah den Titel an, wollt eben das Buch ſelbſt zu leſen anfangen, in der Hofnung etwas aus Ihrer Feder, und Ihrem Kopf und Herzen gefloſſnes zu leſen, als — die Kutſche vor der Thüre ſtand, und mir mein Meyer ſeinen Arm both, um mich die Treppe hinabzuführen. In meinem Leben iſt mir keine Spazierfahrt ungele⸗gener gekommen, als dieſe. Ich hatte ſchon das Büchlein in der Hand, um es zu mir zu ſte⸗cken und im Fahren drinn zu leſen, legt' es aber wieder weg, weil meine Freundinn, die ſonſt ein Seelengutes Geſchöpf iſt, das Leſen durchaus nicht ausſtehen kann, und ihrem Wiz ſehr oft auf Koſten der beleſnen Frauenzimmer den Zügel ſchieſſen läſſt. Und heute hatt ich grade keine Luſt, über mich ſpötteln zu laſſen. So ſchön der Abend war und zur offnen Freude einlud, ſo hatt ich doch diesmal keine Augen für die Schönheiten

der Natur, und kein Herz, ſie aufzunehmen und zu fühlen. Ihr Büchlein, mein Theurer, füllte meinen Kopf und mein Herz allein. Was mag wohl drinnen ſtehen? dacht ich unaufhörlich. Beytrag . . ? aus den Briefen zweyer Liebenden . . ? Wer mögen dieſe Liebenden wohl ſeyn? Iſts Erdichtung? oder ſeine eigene Geſchichte? Oder . . ? Oder . . ? So ſtiegen hundert „Oder„ und Vermuthungen in meiner Seele nach einander auf, und auf die wahrſcheinlichſte, natürlichſte, mir vor Augen liegende verfiel ich nicht. — Was fehlt denn Ihrer Frau wieder? ſagte meine Freundinn zu meinem Mann. Die hat wohl wieder eine Romanwelt im Kopf, und vergiſſt über den gedruckten Naturſchilderungen und dem Schattenwerk an der Wand, das ein Poet zur Schau gibt, die ihr vor Augen liegende Originalnatur. — Sie hat heute, hub mein Mann an, und ich gab ihm noch zu rechter Zeit einen Wink . . Sie hat heut . . noch nichts geleſen. Und nun ſah er mich an, und glaubte, ſeine Sachen unverbeſſerlich gemacht zu haben. — Ey, wer redet denn gerad von heut? verſezte meine Freundinn; Vielleicht hat ſie die geſtrige halbe Nacht mit einer Liebesheldinn, oder einem Romanritter zugebracht. — Ich brachte ſie durch einen Einfall ſchnell von dieſem Geſpräch ab, und fieng nun an, die Natur und alles, was uns unter die Augen kam, ſo gewaltig, und ſo mit vollen Backen zu loben, daß ſie nicht mehr zu Wort kam, und wohl bedauren mochte, daß ſie mich ſo aufgezogen hatte.

Den übrigen Abend muſſten wir, wie ich voraus befürchtet hatte, in ihrem Haus bey einem Spiel zubringen. Sie, mein Freund, wiſſen ohnedieß ſchon, wie ſo wenig ich das Spiel liebe, und

und erinnern ſich noch wohl des Streites, den ich einmal darüber mit meinem Schwager **Meyer** hatte; Alſo darf ich mich nicht anſtrengen, um Ihnen eine Schilderung von der Mißbehaglichkeit zu machen, in der ich den ganzen langen Abend war. Ich las in Gedanken ſchon immer im Beytrag, und war beym Spiel ſo wenig gegenwårtig, daß ich einen baaren Thaler verlohr, und noch obendrein ein ganzes Schock von Sticheleyen auf meine Zerſtreuung geduldig einſtecken muſſte.

Endlich ward das Spiel geſchloſſen, und ich eilte mit meinem **Meyer** nach Haus. Kaum nahm ich mir Zeit, mich umzukleiden; Und nun fiel ich auf den Beytrag hin. Anfangs war mirs beym Leſen, wie wenn man in eine Gegend kommt, und ſich halb und halb erinnert, ſie ſchon einmal geſehen zu haben. Hier ſteht ein Baum, der iſt einem etwas bekannt; Dort zur Rechten ein Wåldchen, und zur Linken dort ein Dorf, das man ſchon geſehen hat; Und endlich findet man ſich vőllig wieder in die Gegend. So fiel mir bald bey dieſem, bald bey jenem Gedanken ein: Ey, das haſt du ja kůrzlich erſt gehőrt, oder geleſen; Wo mag doch was Aehnliches geſtanden haben? Was fůr Bůcher hab ich denn zulezt geleſen? u. ſ. w. So dåmmerte mirs lang vor meinen Augen, und wollte lang nicht helle werden. Endlich fiel mirs auf Einmal ein: Das ſind ja die Briefe, die du **Millern** zugeſchickt haſt. Da lőſte ſich das Råthſel mir mit Einemmal auf, und ich årgerte mich űber mich ſelbſt, daß ich mich durch die, von Ihnen ſtatt der wahren, untergeſchobne Namen „ **Wilhelm** und Sophie„ håtte tåuſchen laſſen, etwas mir ſo nahe liegendes in der weiten Welt drauſſen

drauſſen zu ſuchen. Kaum aber hatt ich mich mit mir ſelber wieder ausgeſöhnt, ſo ward ich dafür deſto böſer auf — Sie.

Was dachten Sie, böſer Mann, als Sie die Briefe, die ich Ihnen ſo in aller Unſchuld, auf Ihr dringendes Bitten, zum Leſen mittheilte, abſchrieben, zuſammen packten und nach Leipzig ſchickten? Dachten Sie an die Vorwürfe, die Sophie — weil ſie doch einmal ſo heiſſen ſoll — Ihrer allzunachgiebigen, argwohnsloſen Freundinn nun mit Recht machen kann? Dachten Sie daran, daß Sie mich dadurch um eine Freundinn bringen können, deren Liebe mir über alles theuer iſt? Geahndet müſſen Sie ſo etwas haben, weil Sie den beyden Liebenden nicht nur andre Namen gaben, als ſie würklich führen, ſondern auch alles zu einzelne, zu kenntlich machende ſorgfältig wegſtrichen, und hingegen manches Eigene aus Ihrem poetiſchen Vorrath hinzuſ:zten, das die Augen der Deuter und Deuterinnen von den Hauptperſonen abziehen ſoll. Aber ſollte das hinlänglich ſeyn, die Anekdotenſüchtigen jungen Leute in unſrer Stadt würklich zu täuſchen? Sollten mein Mann, mein Schwager, und ich, und ſo manche andre Perſonen dadurch irre geführt werden? Ja, ſollt endlich gar Sophie ihre eignen Briefe in dieſem nur ſo obenhin veränderten Gewand nicht mehr erkennen? Das können Sie ſich wahrlich ſelbſt nicht überreden.

Vielleicht aber dachten Sie, Sophie werd in ihrer Einſamkeit zu Freydorf drauſſen doch nichts davon erfahren, daß ihre Briefe gedruckt ſeyen? Das könnte nun zwar freylich ſeyn, daß ſie in ihren Schmerz ſo vergraben iſt, daß ſie an kein Buch denkt. Es könnt aber auch, durch dieſen

oder jenen Zufall, das Gegentheil geſchehen. Ich weis alſo nicht, wie Sie ſich hinlänglich vertheidigen und hinausreden wollen? und könnte demnach ungehindert meinen Verweis, der Ihnen zugedacht iſt, anfangen. Doch Sie kennen meine Billigkeit und Vorſicht; Und alſo will ich mit meinem Verweis noch ſo lang hinter dem Berge halten, bis ich Ihre Entſchuldigungen angehört, und richterlich vernommen haben werde, was Sie für ſich und zu Ihrer allenfallſigen Vertheidigung möchten vorzubringen haben. Sie ſind demnach, um den Amtsſtil meines Meyers nachzuahmen, hiemit förmlich vorgeladen, ſich binnen heut und dem neunten September entweder in Perſon, ader vermittelſt einer ſtatthaften Schrift vor unſerm Gerichtsſtuhl zu vertheidigen, und wenn es ſeyn kann, von denen Ihnen anhangenden Beſchwerden zu reinigen.

Nachdem ich nun als Richterinn das Meinige gethan habe, ſo will ich wieder als Freundinn mit Ihnen reden, und aufrichtig geſtehen: Es iſt mir gewiſſermaaſſen lieb, daß die Briefe durch den Druck vervielfältigt worden ſind, und ſo in die Hände mehrerer junger Leute kommen. Bey mir haben Sie wenigſtens, ob ich gleich die Briefe ſchon kannte, die Abſicht der Herausgabe, die Sie in dem Vorbericht angaben, vollkommen erreicht, und ich ward einigemal beym Leſen ſo gerührt, daß ich inne halten und aufſtehen muſſte, und mit einem Herzen voll Gefühl zum Himmel ſah. Solche Augenblicke ſind — ich bin darinnen ganz mit Ihnen einig — allemal glücklich und wichtig, weil ſie ſelten ſich bey einem Menſchen einſtellen, ohne glückliche Folgen für ihn und die Welt zurückzulaſſen. Möchten nur Einige Liebende ſich entſchlieſſen, ſich ſo rein und ſo vor

Gott zu lieben, wie Sophie und Wilhelm, dann wollt ich gern die Vorwürfe Sophiens anhören.

Etwas iſt mir noch räthſelhaft, warum Sie nehmlich lieber ſagten, Sie hätten die Mittheilung der Briefe Sophien, als, Sie hätten ſie mir zu verdanken. Sehen Sie, ich werde nun ſchon gar eitel und möchte gern recht vielen Antheil an dem Büchlein haben.

Ich danke Ihnen, mein Freund, für die freundſchaftliche Erkundigung nach mir und meinem Befinden. Ich bin von meiner kleinen Unpäßlichkeit gänzlich wieder hergeſtellt, und lebe mit meinem lieben **Meyer** ſo glücklich, als man auf der Welt leben kann. Das iſt gewiß viel geſagt, aber es iſt wahr. Ich kann Gott, unſerm ſeligen **Wilhelm** und ſeiner Sophie nicht laut und brünſtig genug dafür danken, daß ſie meinen Mann und mich zuſammenbrachten. Die ſogenannten Flitterwochen ſind nun ſchon eine gute Zeit vorbey, und doch haben wir uns noch ſo lieb, wie in der Hochzeitwoche. Wir werden alſo, allem Anſchein nach, das ganz kleine Häuflein der glücklichen Ehen mit vermehren helfen. Mein **Meyer** würde ſelbſt ein kleines Briefchen an Sie beygelegt haben, wenn er nicht ſo beſchäftiget wäre. Dießmal alſo nichts, als Grüſſe von ihm.

Von unſrer armen Sophie kann ich Ihnen keine neuere Nachrichten ertheilen, als die in meinem leztern Brief enthaltenen. Doch erwart ich mit dem nächſten Bothen einen Brief von ihr. Leben Sie indeſſen recht wohl, und kommen bald

 mit

mit Ihrem Vertheidigungsſchreiben ein. Ihre wahre Freundinn

J. Meyer.

* * *

2.

Der Herausgeber an Madame Meyer.

B**, den 10. Sept. 1776.

Theureſte Freundinn!

Die mir von Ihnen zu meiner Vertheidigung beſtimmte Zeit iſt bereits verfloſſen, und alſo käm ich wohl damit zu ſpät, wenn ich nicht triftige Gründe zu meiner Entſchuldigung anführen könnte, die Sie, hoff ich, gütig anhören werden. Seit acht Tagen bin ich, zu meiner Erholung von Geſchäften, auf dem Lande. Das Dorf, wo ich bin, liegt einige Stunden von der Stadt entfernt, keine Poſt geht durch, und blos jeden Sonnabend geht ein Bothe nach der Stadt. Dieſer brachte mir denn geſtern Abend, nebſt andern Briefen, auch Ihr liebes Schreiben, das vermuthlich ſchon etliche Tage in meinem Hauſe gelegen hat. Sie ſehen alſo, daß ichs nicht eher beantworten konnte, als ichs hatte, und werden mir demnach verzeihen.

Auf Ihre Vorwürfe wegen Herausgabe des Beytrags war mir immer am meiſten bange, und deswegen ſchrieb ich Ihnen bey Ueberſendung des Büchleins ſo räthſelhaft, und fügte nichts,

was

was mich entſchuldigen könnte, hinzu; Denn ich dachte: Ich will lieber erſt die Vorwürfe abwarten, und mit meiner Entſchuldigung noch zurückhalten, weil ich doch noch einmal dergleichen werde vorbringen müſſen.

Hören Sie jezt alſo gütigſt an, was ich für mich vorzubringen habe! Ich las die Briefe, die Sie mir bey meiner Abreiſe von F* mitgetheilt hatten, noch denſelben Abend in einer Dorfſchenke, wo ich übernachtete, und ward im Innerſten dadurch gerührt. Zu Haus las ich ſie ſogleich wieder, und wards abermals nicht weniger. Drauf las ich ſie, mit Ihrer eigenen Erlaubniß, einigen meiner Vertrauten vor, und ſah bey dieſen eben die Würkung hervorgebracht, die die Briefe auf mich gemacht hatten. Alle meine Freunde drangen einmüthig in mich, ich möchte doch die Sammlung drucken laſſen, weil ſie gewiß bey vielen jungen Leuten nicht geringen Nuzen ſtiften würde! Beſonders ſtark drang das Frauenzimmer in mich, von dem ich Sie ſo oft unterhalten habe. Aber ich war unerbittlich, und ſagte, daß ich keine Erlaubniß dazu hätte. Etliche Tage drauf war ich auch würklich im Begriff, die Briefe zuſammen zu packen und ſie Ihnen zuzuſchicken. Vorher, dacht ich, muß ich ſie doch noch einmal durchleſen. Es iſt wahrlich Schade, ſagt ich, da ſie durchgeleſen waren, zu mir ſelber, daß ſie nun beynah auf immer ungeleſen, in einem Schreibpult eingeſchloſſen liegen ſollen. Ich ſtand auf und gieng nachdenklich auf meinem Zimmer auf und ab. Sollts Sophie übel nehmen, dacht ich, wenn die Briefe gedruckt würden? Sollteſt Du, liebe Seele — indem ich mich vor ihren Schattenriß hinſtellte — ſollteſt Du mir böſe werden können, wenn die Welt von Deiner reinen, tugendhaften Liebe

Liebe Zeuge würde, und ſo manches jugendliche Herz Dich und Deinen **Wilhelm** ſich zum Muſter in der Liebe wählte? Wenn Dein Beyſpiel auch nur Eine Seele beſſern, ja wohl gar retten könnte?

Nein, Sophie kanns nicht übel nehmen! rief ich aus und war voll Freuden, da mir auf Einmal jene Unterredung einfiel, bey der Sie, meine Theure, auch zugegen waren. Sie erinnern ſich doch noch wohl jenes Abends, den ich mit Ihnen, Sophien und unſerm ſeligen Freunde, ſchon vor mehr als einem Jahr bey Düring zubrachte? Wie uns da die junge Düring ihre Lieblingsſtelle aus Sophiens Reiſen vorlas, und wir alle gerührt waren und weinten, und unſre Sophie endlich ausrief: O, der liebe, fromme Hermes! Wie er das Herz zu erſchüttern und dann zu erheben weiß zum Himmel! Wie ſo viele Seelen hat er ſchon gebeſſert, wie ſo vielen Dank ſchon eingeerndtet! O, wie nüzlich kann ein Schriftſteller werden! Wenn ich ſchreiben könnte, ich würde nichts als ſchreiben. — Sagen Sie nun, meine theure Freundinn, that ich Unrecht, daß ich unſrer Freundinn Briefe drucken ließ? Die gute Seele wünſchte ſich, der Welt zu nüzen. Die Beſcheidenheit gab ihr nicht zu, zu glauben, daß ſie dieß ſelbſt könnte. Bin ich tadelnswürdig, daß ich nun die Mittelsperſon werde, ihren Wunſch in Erfüllung zu bringen? Ich kann es kaum glauben.

Einige Veränderungen muſſt ich freylich vornehmen, um das zu Kenntlichmachende unkenntlich und allgemeiner zu machen. Einige Erdichtungen muſſt ich mit einſchieben, um die Deuter irre zu machen und dem ſchon aufgehobenen Zeigefinger eine andre Richtung zu geben. Allem, was für jemand hätte beleidigend ſeyn können,

gab

gab ich eine andre Wendung, ſo daß ſich nun gewiß niemand wird getroffen finden. Doch wollt ich, daß kein Zuſaz von Poeſie, wie Sies nennen, nöthig geweſen wäre!

Sie irren ſich, meine Freundinn, wenn Sie glauben, ich hätte vielleicht gehoft, daß Sophie in ihrer Einſamkeit nichts von der Bekanntmachung ihrer Briefe erfahren würde. Ich hab ihr ſelbſt zwey Exemplare nebſt einem kleinen Briefchen zugeſchickt, und vielleicht hat ſie Ihnen ſchon geſchrieben, wie ſies aufgenommen hat. Ich hoffe, daß Sie mir ihre Aeuſſerungen drüber nicht vorenthalten werden. Ich bin gewiß, daß Sophie, wenn ſie je böſe auf mich ſeyn ſollte, ſchon verziehen haben würde, wenn Sie die Würkungen wüſſte, die ihre und **Wilhelms** Briefe ſchon hie und da bey jugendlichen Seelen hervorgebracht haben, und wovon ich ihr rührende und auffallende Beyſpiele theils ſchriftlich vorlegen, theils erzählen könnte.

Daß ich im Vorbericht ſagte, Sophie habe mir die Briefe mitgetheilt, da ich ſie doch Ihnen zu verdanken habe, hat keinen andern Grund, als weil ich Ihre Vorwürfe mehr fürchtete, als Sophiens ihre. Anfangs wollt ich auch, aus eben dieſem Grund, Ihnen gar kein Exemplar zuſchicken. Es liegt übrigens den Leſern nichts daran, wem ſie die Briefe zu verdanken haben? Wenn ſie ihnen nur gefallen.

Ueber Ihr Wohlbefinden und Ihre Zufriedenheit freu ich mich ausnehmend. Genieſſen Sie ferner alle Freuden des Lebens! Ihrem Mann recht viele herzliche Empfehlungen! Ich bin, Gottlob! geſund

geſund und heiter. Mehr kann man ſich ja nicht wünſchen. Ihr aufrichtiger

M.

* * *

3.

Madame Meyer an den Herausgeber.

F*, den 4. Nov. 1776.

Mein theurer Freund!

Nach einem langen Stillſtand muß ich Ihnen doch auch wieder einmal ſchreiben, damit Sie nicht glauben, ich, oder wenigſtens meine Freundſchaft, ſey geſtorben. Beyde leben aber noch. Ich hätt Ihnen eher geſchrieben, wenn ich nicht auf einen Brief von Sophien, der nun endlich angekommen iſt, gewartet hätte. Schon im September erhielt ich einen Brief, von deſſen Innhalt ich Ihnen das, was mir noch davon im Gedächtniß hängen blieb, ſchreiben will, da ich den Brief ſelbſt nirgends finden kann. Sophie meldete mir nehmlich, ſie habe die zwey Exemplare vom Beytrag von Ihnen erhalten, und ſey Anfangs recht böſe auf Sie und auf mich wegen der Bekanntmachung geweſen. Ich merkte das auch wohl, weil ſie mir einige Vorwürfe machte; Denn ſie glaubte, ich ſey eigentlich die Haupt- und Sie nur die Mittelsperſon. Man werde, ſchrieb ſie, es ihr nun als Eitelkeit anrechnen, und das thu ihr weh; Ich hätte ſie ſchonen, und ſie ihren Schmerz im Stillen tragen laſſen ſollen.

End-

Endlich ſchäme ſie ſich auch, weil ihre Briefe ſo nachläſſig geſchrieben ſeyen, ja es ſey auch manches falſch abgeſchrieben u. ſ. w.

Anſtatt mich weitläuftig zu vertheidigen glaubte ich nichts beſſeres thun zu können, als Ihren Brief ſelbſt an Sophien zu ſchicken, weil Sie ſich da gutwillig als den alleinigen Herausgeber angeben, und mich eben dadurch von aller Schuld freyſprechen, und dann auch, weil Sie Ihre Vertheidigungsgründe mit beygefügt haben. Wie Sophie alles dieſes aufgenommen hat, können Sie aus inliegenden Brief erſehen, den ich mir aber wieder zurück zu ſenden bitte. Sie werden hoffentlich damit mehr zufrieden ſeyn, als mit meinem leztern Briefe.

Nun aber hätt ich wohl ein wenig Luſt, mich mit Ihnen herumzuzanken, daß Sie ſo ein ſchlechtes Zutrauen zu mir tragen, und mir geradezu ſchreiben, Sie hätten deßwegen geſagt, daß Sie die Mittheilung der Briefe Sophien und nicht mir verdankten, weil Sie meine Vorwürfe mehr fürchteten, als Sophiens ihre. Wie? bin ich denn ein ſo ſchlimmes Weib? Haben Sie etwan ſchon Erfahrungen gemacht, daß meine Vorwürfe ſo ſcharf und beiſſend ſeyen? Sie müſſen mir wahrhaftig eine Ehrenerklärung deßwegen thun. Mein Mann ſah mich gewaltig an, als er auf dieſe Stelle in Ihren Brief kam. Wie, Julchen, ſagte er, biſt du ſo ein ſchlimmes Weib, daß dich unſer Freund ſo fürchtet? — Ich wuſſte nicht, was ich drauf ſagen ſollte. Endlich ſagt ich: Er ſoll mir dafür ſchon wieder büſſen. Und das ſollen Sie auch, wenn Sie nur erſt wieder hieher kommen.

Nun

Nun aber weis ich weiter nichts zu ſchreiben, als recht viele Grüſſe und Empfehlungen von all Ihren hieſigen Freunden. Ich bin Ihre Freundinn.

J. Meyer.

* * *

4.

Sophie an Madame Meyer.

Freydorf, den 10. Okt. 1776.

Kannſt Du mir verzeihen, liebe Seele, daß ich Dir wegen der herausgegebnen Briefe in einem falſchen Verdacht hatte, und Dir unverdiente Vorwürfe drüber machte? Glaub mir, Liebe! ich war bös auf mich ſelbſt, ſobald ich meinen Brief an Dich abgeſchickt hatte, und hätte, wer weis, wie viel? drum gegeben, wenn ich den Bothen noch einmal hätte zurückrufen und ihm den Brief wieder abnehmen können. Da er wieder aus der Stadt zurück kam und mir ſagte, Du habeſt ihm keinen Brief mitgegeben, da ward ich noch unruhiger, und machte mir aufs Neue Vorwürfe. Ich fragte ihn wohl ſechsmal, ob Du erzürnt ausgeſehen habeſt, als Du ihm geſagt, Du habeſt keine Briefe? Und ob er mir gleich ſagte, Du ſeyeſt ganz freundlich geweſen, und habeſt geſagt, wenn er wieder in die Stadt komme, ſo wolleſt Du mir gewiß ſchreiben, ſo konnt ich doch nicht ganz ruhig werden. In Deinem lezten Briefchen ſchreibſt Du nun zwar wohl, ich habe mir unnöthige Sorgen gemacht. Aber

darf

darf ich mich auch ſicher drauf verlaſſen? O verzeih mir, liebſtes Julchen, dieſes Mißtrauen! Ein unglückliches und leidendes Geſchöpf iſt nie ganz von Mißtrauen leer. Du weiſſt, daß das in den Tagen meines Glücks mein Fehler nicht war. Ach, der Tod meines **Wilhelms** hat alles anders gemacht, hat mich ſo ganz umgeſchaffen. — Doch, ich komme von der Sache ab. Von wem konnt ich anders glauben, daß die Briefe herausgegeben ſeyen, als von Dir? Auf **Millern** konnt ich gar nicht fallen, da ich ja nicht wuſſte, daß Du meine Briefe ihm gegeben habeſt. Ich danke Dir, daß Du mich aus dem Irrthum brachteſt, und mir ſeinen Brief zuſchickteſt. Die Stelle, wo er von dem Nuzen ſpricht, den die Briefe ſtiften könnten, hat mich gerührt, und auf Einmal allen Ueberreſt von Unwillen über ihre Bekanntmachung aus meinem Herzen weggewiſcht. O Julchen, wenn es wahr iſt, daß nur Ein jugendliches Herz durch dieſen oder jenen Ausdruck vom Leichtſinn, der heut zu Tage in der Liebe, wie in allem andern, ſo allgemein zu werden anfängt, zurückgeführt werden kann, daß vielleicht ein liebendes Paar, indem es unſre Briefe mit einander lieſt, zum Himmel blickt und aufs Neu der Unſchuld treu zu bleiben ſchwört, wie glücklich bin ich dann! Wie preiſ' ich mein Geſchick, wenn ich, die ich glaubte, nur meinen **Wilhelm** beglücken zu können, und jezt, da er dahin iſt, der Welt mehr zur Laſt zu ſeyn, als zu nüzen, wenn ich jezt auch noch nur Einen Tropfen Glückſeligkeit in den Lebensbecher dieſes oder jenes meiner Mitgeſchöpfe gieſſen könnte! Der Welt nüzen, heiſſt allein „leben,„ ſagte mein Seliger. Ich habe **Millern** ganz vergeben; Ja, ich dank ihm jezt, daß er etwas dazu beygetragen hat,

daß ich für meine Mitgeſchöpfe etwas thun kann.

Du fragſt mich, meine Liebe, ob ich noch ſo traurig ſey? Ich kann und mag nicht heucheln, noch Dir eine Unwahrheit ſagen. Ja, meine Beſte, ich bin immer ſo traurig; Denn die Urſache meiner Traurigkeit iſt noch immer dieſelbe. Aber dafür dank ich Gott, daß Deine Warnung überflüſſig iſt: Ich möchte mich nicht zum Murren wider Gott hinreiſſen laſſen! Julchen, wie könnt ich dieß? Ich bin ein Geſchöpf, und iſt es möglich, daß ein ſolches ſich gegen ſeinen Schöpfer auflehnt? Gegen ihn, den Gütigen und Weiſen? Ich wäre nicht werth, meinen **Wilhelm** auch nur einen Augenblick beſeſſen zu haben, wenn ich das könnte. O wie oft ſprach er mit mir von dem, was jezt geſchehen iſt! Wie oft ſagte er: Du biſt mir geliehen, Sophie, und ich bin es Dir. Jeder Augenblick, da Gott das Eine von uns in dem Beſiz des Andern läſſt, iſt unverdiente Nachſicht und Güte. Und am Ende, wenn er einſt ſein Eigenthum zurückfodert, macht ers nicht wie Menſchen, daß er Zinſen dafür fodert. Da verlangt er nichts, als Dank. — Gott hat jezt ſein Eigenthum von mir zurückgefodert, hat mirs lange gelaſſen, und ich ſollt ihm nun ſeine Liebe mit Murren lohnen? Dank verlangt er, ſagte mein **Wilhelm**, und den bring ich ihm; Aber freylich von Thränen begleitet. Und kannſt Du, Julchen, kann ein Menſch, ja, kann Gott ſelber dieſe Thränen mir verargen? Ach, ich müſſte nur undankbar ſeyn, müſſte nur die Gröſſe des Glücks, das mir Gott in meinem **Wilhelm** gab, nie eingeſehen und erkannt haben. Meine Thränen um den Entſchlafenen — das weiſſt du Allgütiger am beſten — zeugen nicht von

einem

einem murrenden, ach, ſie zeugen von dem dankbarſten Herzen, das ganz dein groſſes, herrliches Geſchenk zu ſchåzen wuſſte. — Auch bin ich überzeugt, daß Gott es weiſe machte und gut mit mir meynte, daß er meinen **Wilhelm** mir entriſſen hat. Aber ſollt ich darum die Schmerzen des erlittenen Verluſts nicht fühlen? So ſchneidet oft der Wundarzt einen unheilbaren Schaden weg. Der Kranke weis, daß ihm dieß das Leben rettet. Sollt er drůber murren? Aber ſollt er auch drůber jauchzen und frohlocken, und die Schmerzen, die die Wunde macht, nicht fühlen? O Julchen, wir ſind Menſchen. Sollen, kǒnnen wir die Menſchheit ausziehen? Das heiſſt: den Abſichten des Weiſeſten entgegen ſtreben. Er nimmt uns gewiß keine Aeuſſerung der Menſchheit übel, aber wohl Verleugnung derſelben.

Du ſagſt, meine Liebe: Ich ſoll die Ermunterung zum Gram nicht aufſuchen. — Thu ich das, Julchen? Ueberredete ich nicht meine Mutter, unſer Haus, wo alles mich an meinen Seligen erinnerte, und die Stadt zu verlaſſen, und aufs Land herauszuziehen? Aber kann ich hier allen Erinnerungen entfliehen? Hab ich meinen **Wilhelm** nicht auch hier einſt geſehen? Nicht in dieſem Zimmer auch ſo oft in meinen Arm geſchloſſen? Gieng er nicht ſo oft an meinem Arm in dem Gärtchen hier vor meinem Fenſter? Saß er nicht zweymal voll Andacht in der Kirche drůben? Und wenn ich in Gegenden flǒhe, wo ich den Geliebten nie geſehen, nie umarmt habe, würd ich da wohl weniger an ihn erinnert werden? Werd ich da nicht auch einen Gottesacker antreffen? Da nicht auch hǒren: Dieſer oder jener iſt geſtorben? Und kann ich den Tod

denken, und nicht meinen Wilhelm? Werd ich in entfernten Gegenden nicht auch Blumen ſehen, die in dem Schmuck ihrer Jugend dahinblühn? Bricht jezt nicht bald überall der Herbſt an? Welkt nicht aller Orten die Natur bald ihrem Tod entgegen? Ach, Julchen, das Bild des Todes begegnet in jedem Winkel der Welt dem, der einen Theuren, Geliebten ſterben ſah. — Du räthſt mir an: Ich ſoll zerſtreuende Geſchäfte ſuchen. Ich will glauben, daß das etwas helfen mag. Aber gibts für Mädchen auch nur Ein zerſtreuendes Geſchäfte, das die ganze Seele nur auf Einen Gegenſtand hinheftet, ſie nur ganz allein beſchäftigt, und alle andre Vorſtellungen und Bilder aus dem Herzen verdrängt? Was iſt unſre durchgängige, allgemeine Beſtimmung? Auf Einen Fleck hinſizen, nähen, ſtricken, ſticken und dergleichen. Lauter Geſchäfte, die das Aug und die Hände, aber die Seele nur ſehr wenig oder gar nicht beſchäftigen. Da ſchweift ſie in der ganzen weiten Welt herum, ſucht einen Gegenſtand auf, bey dem ſie ſich mit Vergnügen verweile. Die unbeſchäftigte Phantaſie will Beſchäftigung haben, ſie erwacht, und gräbt ſich in Freuden oder Gram ein. Ach, wir Mädchen ſind in dieſem Fall ganz anders als die Männer, die tauſend Beſchäftigungen haben, die die ganze Seele erfodern. Sie haben weit mehr Gegenſtände vor ſich, die Anſtrengung des Verſtandes erfodern, und ſie von andern Gegenſtänden losreiſſen. Wir Mädchen müſſen ſtärkere, heftigere Leidenſchaften und Empfindungen, eine lebhaftere, unruhigere, arbeitendere Phantaſie haben. Man thut uns Unrecht, wenn man uns das vorwirft, wenn man uns Melancholie, und oft trübe, ſchwermüthige Entſchlüſſe ſo ſehr zum Verbrechen macht. Man ſollte nachſichtsvoller und ſchonen-

der gegen unſer Geſchlecht ſeyn, und nicht Männerſtärke von uns fodern, ſo wie wir den Männern den Kaltſinn, der ſie oft beſchleicht, und der bey ihren mannichfaltigen Beſchäftigungen ſo natürlich iſt, und oft in Treuloſigkeit und Unbeſtand ausartet, nicht immer gleich zum Verbrechen anrechnen und ihnen ein ſchwarzes Herz zuſchreiben ſollten.

O Julchen, ſeit ich in meiner jezigen Lage bin, denk ich über die Welt und den Menſchen ganz anders, weit nachſichtsvoller, gelinder, und ich hoff auch, weit richtiger und wahrer. Die Einſamkeit, wenn man ſie recht zu brauchen weis, iſt gewiß eine Mutter vieles Guten.

Glaub aber nicht, daß ich in allen Stücken ganz unſchuldig ſeyn und ganz Recht haben will. Ach, ich weis es, und geſteh es mit Bekümmerniß und Reue, daß mein Glaube an die alles weiſe lenkende und gütige Vorſehung oft ſehr ſchwach iſt, ja, oft gar den Unmuth, der Zaghaftigkeit, und beynah dem Rechten mit Gott Plaz macht. Nicht immer kann ich die Frage ganz unterdrücken: Gott, warum machteſt du es ſo mit mir? Warum läſſt du ſo manchem Mädchen den Geliebten leben, der ihr nicht den hundertſten Theil ſo viel iſt, als mir mein **Wilhelm** war? — Ach, ich geſteh es: Mein Herz hieng zu viel, es hieng auf Koſten des allein ganz Liebenswürdigen an meinem **Wilhelm**. Ich hätte mich öfter als ein abhängiges Geſchöpf betrachten, hätte mir öfters ſagen und vorſtellen ſollen: Gott iſt Herr, und kann dir deinen **Wilhelm** nehmen, wenn er will. Das hätt mich auf den Schlag, der nun geſchehen iſt, gefaſſter, hätte mich ſtärker gemacht, ihn zu erdulden. O, mein **Wilhelm**

that das; Er ſprach ſo oft und ſo gern von Tren⸗ nung; Er ſuchte mich dadurch auf alles, was erfolgen könnte, ach, und nun erfolgt iſt, ſo gefaſſt und ſtark zu machen, als er ſelber war. Ich geſteh es, oft hörte ich ſeine ernſthafte Ge⸗ ſpräche von Tod und Trennung mit einer Art von geheimen Widerwillen an, wünſchte, daß er von andern, freudigern Gegenſtänden reden möch⸗ te! muſſt ihm zwar Recht geben, ſah zwar die Wahrheit von dem ein, was er ſagte, dacht aber immer: Es wird nicht ſo kommen; Gott kann mir zwar meinen Wilhelm rauben, aber er wirds nicht thun; Er iſt gütig, und hat ihn und mich zu lieb. Und ſo entfernt ich den Gedanken an Tod und Trennung immer aus meiner Seele; Und dafür traf der Schlag mich unerwarteter und ſchlug mich deſto tiefer nieder, ſo daß ich kaum mehr Kraft hatte, mich aufzuraffen. — Das geſteh ich, Julchen, und verhehl es nicht. Unter dieſen Gedanken leid ich oft, und kämpfe mit ihnen, wie mit dem Gedanken an meinen Entſchlafnen. —

Auch noch ein andrer heimlicher Feind ruht in meiner Seele, den ich nie noch habe ganz be⸗ zwingen können, und, wie ich fürchte, niemals ganz bezwingen kann. Das iſt „die Abneigung von einer anderweitigen Verbindung„ auf die Du auch in Deinem Brief zu zielen ſcheinſt. Wie manchen zärtlichen Streit hatte ich darüber mit meinem Seligen, und auch, ſeit ſeinem Tode ſchon, mit meiner guten Mutter! Wenn er auf das Geſpräch von Tod und Trennung kam, ſo zitterte ich immer ſchon vor dem, gewöhnlich damit verbundenen, von einer anderweitigen Verbindung. Es war ihm Grundſaz: Wir Mäd⸗ chen ſeyen hauptſächlich deßwegen auf der Welt,

um einen Mann zu beglücken, und Kinder zu gebähren und zu erziehen. Ein Grundſaz, gegen den ich nie nichts Gründliches einwenden konnte, gegen den ſich aber allemal mein Herz empörte, wenn er die Folgerung daraus zog: Alſo müſſe kein Mädchen glauben, es ſey nur um eines einzigen Mannes willen auf die Welt da, ſondern ſey verbunden, nach dem Tode dieſes Einzigen einem andern ſeine Hand zu geben. O Julchen, wie viele Zähren vergoß ich, wenn er dieſen Saz mit allem Eifer, oft gar mit Hize, vertheidigte, ja ſogar ein paarmal in mich drang, ihm zu verſprechen, einem andern nach ihm meine Hand zu geben! Vergebens mocht ich ihm ſagen, mein Herz ſpreche dagegen. Er ließ ſich damit nicht abweiſen. Ich ſollt ihm Gründe dagegen vorbringen, und das konnt ich nicht. Zwar ſagte ich ihm, es gebe keinen ſo vollkommnen, ſo ganz für mich geſchaffnen Jüngling; Es könne keiner mich ſo ganz glücklich machen, wie er. — Das ſey Uebertreibung, ſagte der Beſcheidne; Er ſey ſo vollkommen nicht; Die Liebe geb ihm in meinen Augen Vollkommenheiten, die er nicht, oder doch nicht allein beſize; Sie mache mich unbillig gegen andre. Freylich könn es wohl ſeyn, daß ich mit einem andern nicht ſo ganz glücklich leben werde; Aber ob es billig gehandelt ſey, und ſich mit den Pflichten eines Geſchöpfes gegen ſeinen Schöpfer vertrage, ein geringeres Glück deßwegen auszuſchlagen, weil ers nicht für gut finde, uns ein grösſeres zu geben? — Aber, ſagt ich, Lieber, wir ſollen ja nicht nur glücklich werden, ſondern auch glücklich machen, wie du ſelber ſagſt. Und wenn man das nicht kann ...? So muß man ſuchen, es zu können, verſezte er. — Das kann man aber, warf ich ein, doch nur durch Liebe? — Gut, ſagte er, durch Liebe

ſoll man auch glücklich machen; Und Liebe ſteht in unſrer Macht. Man kann ſie unterdrücken und anfachen, je nachdem man will. — Ich ſchüttelte den Kopf, und ſah ihm ſtarr ins Auge. — Freylich, fuhr er drauf, nach einigen Nachdenken und etwas anſcheinender Verlegenheit fort, freylich iſt ein groſſer Unterſchied zwiſchen Liebe und Liebe; Aber das Eine Herz verlangt auch nicht ſo viel als das andre. Hunderte ſind damit zufrieden und preiſen ſich ſchon nach ihrer Art glücklich, wenn ſie nur Achtung und Aufmerkſamkeit bey ihrer Gattinn erblicken. Von gänzlicher Anhänglichkeit, völliger Hingebung wiſſen ſie nichts, können alſo ſich darnach auch nicht ſehnen. Einen ſolchen Mann kann ein Mädchen, das den Geliebtern verlohren hat, immer noch beglücken. Er kann ein rechtſchaffner, würdiger Mann ſeyn, kann tauſend gute Eigenſchaften haben; Dazu kommt noch, daß er ſich Mühe gibt, ſeine Gattinn glücklich zu machen. Muß das ſie nicht rühren, ihr nicht Achtung, und nach und nach Liebe einflöſſen? — O Wilhelm, ſagt ich; Und das hieſſe Liebe? Iſt das etwas mehr als Licht ohne Wärme? — Man lebt doch auch, ſagte er, wenn die Winterſonne ſcheint. Und die Zeit, die Zeit . . was kann die nicht ändern! Und dann kommen andre Bande, die ein ſolches Mädchen mehr an ihren Mann hinfeſſeln; Gemeinſchaftliche Freuden und Leiden, ſteter Umgang, Kinder, und dergleichen. — Und was wirſt Du nicht noch alles aufſuchen, ſagt ich und drückt ihn an mein Herze. Gebe Gott nur, daß wir ſolche Schatten von Glück nie aufſuchen dürfen! — Ja, das gebe Gott, ſagte er, und ſchloß mich an ſein Herz, oder ſtand auf, gieng nachdenklich auf und ab, und ſah zum Himmel, und

ich

ich thats auch, und bat Gott um Abwendung deſſen, was erfolgt iſt.

O meine Beſte, unter ſolchen traurigen Geſprächen brachte ich manche Stunde mit ihm hin; Ach, und dachte nicht, daß ich jemals in die Lage kommen würde, von der er ſo gern ſprach, gleich als ob das, was eintraf, ihm geahndet hätte. Auch in meiner Mutter Gegenwart trug er ein paarmal dieſe Grundſäze vor, und ſie gab ihm Recht, und ich fürchte immer, daß ſie ſich noch einmal drauf berufen wird. Zwar ſagt ſie bisher noch nie ein Wort, aber vermuthlich nur, um mich zu ſchonen, ſo lang ich die Trauer trage. Ich zittre, ſo oft ſie von dieſem oder jenem unverheyratheten jungen Mann in der Stadt zu ſprechen anfängt. Meine Baaſe, die Amtmänninn, glaubt ohnedieß, es ſey ganz natürlich und verſtehe ſich von ſelbſt, daß ich dem nächſten, beſten anſtändigen Brautwerber — und das iſt bey ihr ein jeder, der ein Amt und Geld hat — meine Hand geben werde. Auf der ganzen Welt iſt mir nichts bitterer und ſchmerzlicher, als meiner Mutter in irgend etwas zu widerſprechen und ihr Kummer zu verurſachen; Und doch, Julchen, ſag, was kann ich anders, als ihr widerſprechen und entgegen ſeyn, wenn ſie in dieſer Sache in mich dringen ſollte? Doch ich hoffe, alle dieſe ängſtliche Beſorgniſſe werden ſich bald von ſelbſt verlieren. Ich fühle täglich mehr, wie meine Kräfte abnehmen, und mein Leben ſich zum Grab hin neigt. Glaub nicht, liebe Seele, daß ich daran ſelber Schuld ſey, und mein Leben muthwillig untergrabe! Ich thue alles, um es zu erhalten, beobachte die ſtrengſte Diät, brauche Arzeneyen, und ſuche mich, ſo viel als ich kann, aufzuheitern; Denn ich weis, daß das Leben

ein uns von dem Allerhöchſten anvertrautes, wichtiges Gut iſt, das er einſt von unſern Händen wieder zurückfordern wird. Aber meine Natur iſt zu ſehr erſchüttert worden; Der Schlag, der mich traf, war zu heftig, und verlezte die feinſten Lebensfaden. Ich ſterb allmählich dahin, wie die jezt welkende Natur. Und nach der Erklärung, die ich Dir jezt eben that, mein liebes Julchen, darf ich Dir wohl ſagen, ohne zu befürchten, mißverſtanden zu werden, daß ich dieſes Hinwelken meiner ſelbſt mit Freuden bemerke. Sollt ich nicht dem Tod als einem Freund entgegen ſehen? Er holt mich ja dahin ab, wo mein Wilhelm, wo der iſt, an dem meine ganze Seele hängt. Nur der kann vor dem Tode zittern und die Welt ungern verlaſſen, der viel zu verlieren hat. Ich aber habe ja nichts zu verlieren, wohl aber unendlich viel zu gewinnen. Sterben nenn ich nichts, als den glücklichſten Tauſch eingehen.

Inzwiſchen ſuche ich, ſo lang ich nach dem Willen der Vorſehung auf der Welt zu leben habe, noch ſo viel Gutes zu ſtiften, und der Welt ſo viel zu nüzen, als mir meine Lage erlaubt. Und dazu bietet ſich mir in dem Hauſe meiner Baaſe hinlängliche Gelegenheit an. Ich ſchrieb Dir ſchon neulich einmal, daß der Amtmann drey gar artige und liebe Kinder hat, wovon jedes gut iſt, oder doch gut werden kann. Der Amtmann iſt ein todtes, ſchläfriges Geſchöpf, der überflüſſig genug gethan zu haben glaubt, wenn er ſein Amt im engſten Verſtand, mit Hülfe ſeines Schreibers, ſo verſieht, daß keine öffentliche Klagen über ihn bey der Regierung einlaufen. Er glaubt, zu weiter gar nichts auf der Welt da zu ſeyn, als ſeine Amtsgeſchäfte zu verrichten. Alle andre Pflichten, glaubt er, liegen auſſer ſeinem Beruf. Du

kannſt

kannſt Dir alſo vorſtellen, daß er ſich um die Erziehung und Bildung ſeiner Kinder gar nichts bekümmert. Zwar hat er ſie, nach ſeiner Art, lieb. Er glaubt aber, ſeine Liebe durch nichts beſſer an den Tag legen zu können, als wenn er ihnen ganz und gar ihren Willen läſſt. Da kann er ganze Abende durch mit ſeiner Pfeife im Lehnſtuhl ſizen, und den Spielen ſeiner Kinder, ſie mögen noch ſo muthwillig oder ausgelaſſen ſeyn, mit der gröſſten Behaglichkeit zuſehen. Wird ihm zuweilen der Lärm gar zu groß, daß er dadurch in ſeinem Seelenſchlaf geſtört wird, ſo ſagt er mit langſamer bittender Stimme: Kinderchen, ſeyd doch ordentlich und artig! Die Kinder ſehn ihn an, lachen und ſezen drauf ihren Muthwillen wieder fort. Dann ſagt er höchſtens noch: Ihr ſeyd rechte Schelmen! — Pakt eins das andre zuweilen hart an, ſo daß dieſes zu weinen anfängt, ſo ſpringts zu dem Vater zwiſchen die Knie, verklagt das andre bey ihm, und nun hat er Mitleid mit ihm, nimmt, wie das Kind, eine weinerliche Stimme an, ſtreichelt ihm das Geſicht oder den Fleck, wo es hart iſt angegriffen worden, und wiſcht ihm mit dem Schnupftuch die Thränen ab. Zuweilen erhebt er ſich wohl gar aus ſeinem Lehnſtuhl, und ruft den Thäter mit donnernder Stimme herbey; Wenn nun dieſer kommt und zu weinen anfängt, ſo ſinkt er wieder in ſeinem Lehnſtuhl zurück, und macht die weiſe Anmerkung: Es ſind eben Kinder.

Die Mutter ſorgt eben ſo wenig, nur auf eine andre Art, für die Erziehung ihrer Kleinen. Sie iſt zufrieden, wenn ſie äuſſerlich artig ſind, das heiſſt, wenn ihnen ihre Kleider gut ſtehen, wenn ſie ein feines Kompliment zu machen wiſſen, und etliche ohne Sinn und Verſtand gelernte Sprüche aus dem Katechismus auswendig herſagen können.

nen. Wenn eins von den Kindern unordentlich mit den Kleidern umgeht und etwas daran beſchmuzt oder zerreiſſt, oder ſeinen Katechismusſpruch nicht ohne Stottern herplappern kann, ſo thut ſie äuſſerſt ungehalten, fährt die armen Kinder an, macht ſie ſo erſchrökt und raubt ihnen ſelber alles Zutrauen gegen ſich. Sonſt aber können ſie den ganzen Tag durch thun, was ſie wollen.

Auch hat ſie die Unart an ſich, vor andern Menſchen mit ihren Kindern ſehr groß zu thun. Wenn ſie Fremde erwartet, und Zurüſtungen drauf macht, da iſt ſie mehrentheils verdrüßlich und ſchnurrt ihre Kinder, die ihr beym Arbeiten unter den Weg kommen, und bey ihren Geſchäften hinderlich ſind, rauh und unfreundlich an. Wenn aber die Fremden kommen und die Kinder angezogen ſind, da holt ſies, ſagt ihnen zehnmal vor, ſie ſollen fein recht ſtill und artig ſeyn, und drauf unterhält ſie die Gäſte ganze halbe Stunden lang in Gegenwart der Kleinen von ihren Tugenden, und muß ſie dadurch nothwendig eitel und ehrſüchtig machen, und ihnen den ſo grundfalſchen Gedanken einflößen: Wenn man äuſſerlich gut und ſittſam ſcheine, ſo ſey mans auch. So zieht ſie unvermerkt junge Heuchler und Heuchlerinnen.

Und ſo begeht die ſonſt gewiß herzensgute Frau noch zwanzig andre Fehler in ihrer Kinderzucht, die die Kinder nothwendig nach und nach verderben, und ihnen in der Folge äuſſerſt ſchädlich werden müſſen. Das thut mir dann weh; Die armen Kleinen dauren mich, wenn ſie ſo den ganzen Tag ſich ſelber überlaſſen ſind, nichts thun, als ein paar Sprüche lernen, bey denen ſie nichts denken, und ohne Anleitung und Erklärung nichts

den-

denken können, und ſo ihre beſten gewiß nicht gemeinen Seelenkräfte ganz brach liegen laſſen müſſen. Da nehm ich mich dann ihrer an, und bringe einen groſſen Theil des Tages mit ihnen zu. — Die zwey älteſten Kinder, nehmlich **Wilhelm** und **Karoline**, giengen bisher bey dem hieſigen Schulmeiſter in die Schule, welcher freylich, zumal da der Prediger ſelten oder nie dahin kommt, kein Mann iſt, welcher viele Klugheit gebraucht, und vielmehr die Kinder nach dem alten Schlendrian fort behandelt. Seit drey Wochen aber hat man ihm die Kinder genommen; Und das aus folgender Urſache: **Wilhelm** kam neulich heim, und hatte aufgelaufne, rothgeweinte Augen, ohne etwas zu ſagen. Die Mutter merkte das zuerſt und drang in den Knaben, ihr zu ſagen, was ihm begegnet ſey? Er geſtand nichts. Endlich plazte **Karoline**, ein voreiliges, ſchnippiſches Ding, heraus und ſagte: Der Schulmeiſter hat ihn ausgezankt und den Stecken aufgehoben, weil er ſeinen Spruch nicht recht gelernt hat. Die Amtmännin fuhr wie raſend auf, lärmte, tobte und ſtieß über den Schulmeiſter die niedrigſten Schimpfwörter aus, weil er ſich unterſtanden habe, gegen des Amtmanns Kinder den Stecken zu gebrauchen. Drauf wendete ſie ſich zu ihrem Mann, der geruhig im Lehnſtuhl ſaß, und ſagte ihm, er ſey ein träger, ſchläfriger Mann; Sie wolle ſich zu Tiſch und Bette mit ihm ſcheiden, wenn er das ſo ohngeahndet hingehn laſſe und den Schulmeiſter nicht ins Loch ſchmeiſſe. Er raffte nun auf Einmal alle ſeine Kräfte zuſammen, und hob ſich ſchneller aus ſeinem Lehnſtuhl auf, als ichs noch je geſehen habe. Sein dickes Geſicht ſchwoll ihm auf und wurde dunkelblau; Er fieng an auf dem Schulmeiſter zu ſchimpfen, und befahl, man ſollte ihn herholen. Der arme Mann kam. Er iſt

ein kleines, ſchmächtiges, furchtſames Männ=
chen, und fragte den Amtmann zitternd, was er
zu befehlen habe, als er ihn ſo aufgebracht ſah.
Dieſer konnte vor Unwillen kaum reden. Die
Amtmänninn kam ihm alſo zu Hülf, und fiel mit
gräulichen Schmähreden über den armen Schul=
meiſter her. Die Kinder, welche glaubten, daß
es ihnen gelte, fiengen heftig zu weinen und zu
ſchreyen an. Man zahlte dem Schulmeiſter ſein
Quartalgeld aus, und kündigte ihm an, daß man
ihm die Kinder künftig nicht mehr anvertrauen
werde. Der Schulmeiſter wollte ſich entſchuldi=
gen, konnte aber nicht zu Worte kommen. End=
lich muſſte er ganz betrübt abziehen. Den an=
dern Tag gieng der Lärm von Neuem an. Da
ließ ſich der Pfarrer melden, kam auch gleich
darauf, und hielt, kraft ſeines tragenden Amtes,
wie er ſich ausdrückte, dem Amtmann eine groſſe,
ernſtliche Strafpredigt, wovon das der Haupt=
innhalt war: Was er, als der Vornehmſte in
der Gemeinde, für ein gräuliches Aergerniß an=
richte, daß er ſeine Kinder aus der Schule neh=
men, und wie junge Heiden aufwachſen laſſen
wolle? Auf ſolche Art öfne er dem Unglauben
Thür und Thor. Er und der Schulmeiſter werd
an jenem Tage gegen ihn zeugen, und der leztere
beſonders, daß er ihm ſo ſein Stückchen Brod
entziehe. Es ſey ohnedieß ein blutarmer Mann
und hab ein kümmerliches Einkommen. — Der
Amtmann, der im Grunde äuſſerſt furchtſam iſt,
fieng ſchon an zu wanken, als ſeine Frau zur Un=
terſtüzung ankam, und den Streit mit dem Pfar=
rer erneuerte. Sie ſagte, ſie erziehe keine junge
Heiden, und wolle ſchon für den Unterricht ihrer
Kinder ſorgen; Der Herr Pfarrer möchte nur
erſt ſelber ſeine Kinder beſſer unterrichten! —
Eine nicht unnöthige Erinnerung! — Und da ſie
merke,

merke, daß es dem Schulmeiſter blos ums Schulgeld zu thun ſey, ſo ſoll er das jedes Quartal nach wie vor erhalten; Aber ihre Kinder laſſe ſie nicht wie Baurenkinder tractiren. — Der Herr Pfarrer wuſſte weiter nichts zu ſagen, und gieng ſeufzend ab. Seitdem hat er ſchon ein paarmal auf der Kanzel nicht undeutlich auf den Amtmann geſtichelt, und mit Atheiſten und Naturaliſten um ſich geworfen. Dafür bleibt dieſer jezt des Sonntags Morgens bis zehn Uhr im Bette liegen, und freut ſich, eine gute Ausflucht, warum er nicht in die Kirche geht, gefunden zu haben. Weil der Pfarrer weis, daß ich jezt gröſſtentheils die Kinder unterrichte, ſo hat er auch ſchon ein paarmal in ſeinen Predigten ſo deutliche Anſpielungen auf mich vorgebracht, daß mich alle Bauren anſahen, und ich feuerroth wurde.

Inzwiſchen bin ich mir der beſten Abſichten bewuſſt, und fahre daher ungehindert fort, mich mit dem Unterricht der lieben Kleinen abzugeben. Sie ſind halbe, und bey ſchlechtem Wetter ganze Tage lang bey mir auf meinem Zimmer, und dringen mir den Unterricht beynahe ab, da ſie vorher zu allem, was Lernen hieß, gezwungen werden muſſten. Ich laſſe ſie aber auch nicht blos auswendig lernen; Sie müſſen mir die Sache erſt verſtehen, ehe ſie das Gedächtniß damit anfüllen. Und dann laß ich ſie bibliſche und auch andre Geſchichten leſen, oder leſe oder erzähle ihnen ſelber welche vor. Das feſſelt ihre Aufmerkſamkeit, erweckt die Wißbegierde, und füllt ihren Kopf mit einer Kenntniß von hundert Dingen; Denn ſo viele Sachen bey der Erzählung vorkommen, die ſie nicht verſtehen, ſo oft fragen ſie mich drum, und das ſo ausführlich, daß ich ſelbſt in nicht geringer Verlegenheit um eine Antwort bin. Bey ſolchen

Erzehlungen kann ich ihnen denn am beſten Gefühl für Ehre, Rechtſchaffenheit, Anſtand und alles Gute beybringen; Denn ich richte meine meiſten Erzählungen ſo ein, daß ſie leicht anwendbar auf meine Kleinen ſind. Ihr Gefühl iſt auch ſchon ſo fein, daß wenn das Eine einen Fehler begeht, ſo hält das Andre ihm denſelben liebreich vor, und beruft ſich auf dieſe oder jene Geſchichte, die ich ihnen erzählt habe. Die Kinder haben mich ſo lieb, und ich beſize ihr Zutrauen in ſo hohem Grade, daß ihre Mutter oft eyferſüchtig auf mich wird und ſagt, ſie gelte bald bey ihren Kindern gar nichts mehr. Das iſt aber gewiß meine Schuld nicht; Denn ich ſchärfe ihnen bey aller Gelegenheit Hochachtung und Liebe gegen ihre Mutter ein. Daß aber dieſe ſich ſo wenig Mühe gibt, bey ihren Kindern wahre Liebe zu erwecken, dafür kann ich ja doch wahrlich nicht.

Sieh, mein beſtes Julchen, hier hab ich Dir nun recht ausführlich von meiner hauptſächlichſten Beſchäftigung auf dem Land und in meiner traurigen Einſamkeit geſchrieben. Du ſiehſt daraus, daß ich meinen Schmerz nicht hartnäckig nähre, oder ihm ſchwärmeriſch nachhange, wie Du mir ſo ziemlich deutlich ſchuld gibſt; Denn ich wüſſte in meiner Lage kein beſſeres Zerſtreuungsmittel, als dieſen Kinderunterricht, bey dem man alle Augenblicke ſich mit einem andern Gegenſtand beſchäftigen muß. Für die hundert unwillkührliche Erinnerungen an meinen Seligen kann ich nicht, und weiß auch nicht, warum ich ihnen ganz ausweichen ſoll? So oft ich den kleinen **Wilhelm** rufe, oder ſeinen Namen ausſprechen höre, muß ja das Andenken an meinem **Wilhelm** erneuert werden. Sonſt war es eine Quelle von Freude für mich, daß der Knabe meines **Wilhelms** Namen

men führt; Jezt iſts für mich eine Quelle von Qual. Die Kinder haben einen kleinen Wagen, den ihnen mein Seliger einmal zum Gruſſe herausſchickte; Und nun nennen ſie ihn den Vetter-Wilhelms-Wagen, um ihn von einen andern zu unterſcheiden; Und da erzählen ſie ſich oft vom Vetter Wilhelm, und ich ſize da, und hör ihnen mit Thränen zu. Ihr Mitleid, ihre Fragen wecken dann natürlich meinen Schmerz noch mehr auf.

Hier haſt Du nun, meine Theure, einen recht gewaltig groſſen Brief, wie Du mich dazu auffoderteſt. Ich ſchrieb aber auch etliche Tage dran; Denn die Kinder lieſſen mich oft nicht fortſchreiben. Ich will gern oft und viel, Deinem Verlangen gemäß, an Dich ſchreiben. Ich werde dabey wenigſtens auf eine Zeitlang zerſtreut, und finde nachher mein Herz würklich erleichtert. Ach, ich habe ja doch keine Freundinn hier, gegen die ich mein Herz ganz aufſchlieſſen kann; Und Mittheilung, gänzliche Anhänglichkeit war mir von jeher ein Bedürfniß, und iſt es jezt mehr als jemals. Schreib Du auch oft an mich, und ſuche mich zu zerſtreuen! Wann wirſt Du doch einmal Dein Verſprechen halten, und mich mit Deinem lieben Mann beſuchen? Empfiehl mich ihm beſtens! Ich bin Deine wahre Freundinn

Sophia B.

5.

Sophie an Madame Meyer.

Freydorf, den 4. Jenner. 1777.

Theureſte Freundinn!

Du wirſt mir glauben, daß die Schuld nicht an mir lag, daß ich Dir ſeit dem kleinen Briefchen, das ich im Anfang des Dezembers an Dich ſchrieb, keine Zeile mehr geſchrieben habe, und Dir blos durch den Bothen ſagen ließ, eine Unpäßlichkeit verhindre mich am Schreiben. Dieſe Unpäßlichkeit iſt nun, Gottlob, wieder gehoben; Es hätte aber bald eine Krankheit zum Tode werden können. Ein paarmal ſah ich ſchon mit Zuverſicht, und — ich geſteh es Dir offenherzig — mit freudiger Sehnſucht meinem Uebergang in jener Welt entgegen. Gott aber geboth, ich ſollte noch hier bleiben. Nun, ich ergebe mich gelaſſen in ſeinen Willen.

Ich habe in dieſer Krankheit wieder viel gelernt. Ich erfuhr nun erſt mit der innigſten Ueberzeugung, welch eine überſchwenglich groſſe, göttliche Wohlthat die Religion iſt. Wenn man ſo da liegt, und kein Menſch uns helfen kann, und ſelbſt die, die ſonſt alles für uns thaten, jezt nichts mehr für uns thun können, und man keine Hofnung, keine Ausſicht vor ſich hat, dann erſcheint uns der Troſt der Religion erſt in ſeiner ganzen Gröſſe. Dann eröfnet ſie vor uns den Schauplaz der Ewigkeit und eines neuen beſſern Lebens. Dann können wir getroſt in die dunkle Zukunft blicken, die uns ohne Offenbahrung eine

undurchdringliche Nacht ſeyn würde, und ſich nun vor dem Glanze der Religion verliert. Wir blicken in eine Welt hinaus, wo Freud und Wonne unſer Theil ſeyn wird, die der Erlöſer uns erworben hat. O meine Freundinn, welche Seeligkeit, ein Chriſt zu ſeyn! Welchen Troſt kann ein Menſch, der keine Religion hat, oder ſie in ſeinen geſunden Tagen mit Füſſen von ſich ſtöſſt, auf dem Kranken- und Sterbelager haben?

Auf der andern Seite lernte ich aber auch, daß Sterben keine ſolche Kleinigkeit und leichte Sache iſt, als man ſich gewöhnlich, ſo lang man geſund iſt, einbildet. Du weiſſt, ich habe nichts auf der Welt zu verlieren. Das, was ich verloren habe, find ich hier nicht, ſondern im Himmel, wo mich meine ganze Sehnſucht hintreibt. Und doch erbebte meine Natur, und ſträubte ſich, da ich das Grab geöfnet, und ſo nahe vor mir ſah. Ich ſchauderte vor der Verweſung zurück, und wünſchte mir, noch länger zu leben. Künftig werde ich das Leben mehr für eine Wohlthat halten, und es dankbarer aus der Hand des Allerhöchſten annehmen. Es ſtunden, im Angeſicht des Todes, noch ſo viele unerfüllte Pflichten vor mir, die ich jezt zu erfüllen ſuchen werde. Ich kann wohl ſagen: Ich habe in der Nähe des Todes nun erſt die Kunſt zu leben gelernt. — Wie leichtſinnig wünſcht man ſich; beſonders in der Jugend, alle Augenblicke, wegen jeder Kleinigkeit, und ſo oft es einem, in dieſer oder jener Sache, vorzüglich aber in der Liebe, nicht nach Wunſch geht: Wenn ich nur ſtürbe! Ach! wenn mich nur das Grab verſchlänge u. ſ. w. Gleich als ob das die gleichgültigſte Handlung von der Welt wäre, und man dabey weiter nichts zu thun hätte, als nur wollen. O wann der Jüngling

 und

und das Mädchen, das dieſen Wunſch hundert-
mal ſo leichtſinnig thut, wüſſte, was Sterben
heiſſt, es würde ſich dieſes Wunſches ſchämen.
Man muß erſt gelebt haben, das heiſſt: der Welt
mit allen ſeinen Kräften nüzlich geweſen ſeyn, ehe
man ſterben will; Sonſt iſt hergewünſchtes Ster-
ben keine Wohlthat und gewiß ſchröcklicher, als
wenn man etliche trübe Stunden oder Tage durch-
zuleben hat. Der Schöpfer hat gewiß auch darum
ſo viele Bitterkeit in den Tod gelegt, damit der
Menſch erſt leben lerne. —

Zu Anfang meiner Krankheit, da ich noch
nicht das Bette hüten durfte, habe ich eine vor-
trefliche Frau kennen gelernt, die jezt einen groſ-
ſen Theil der noch übrigen Glückſeligkeit meines
Lebens ausmacht. Es iſt das die Amtmänninn
zu Felbach, einem Dorfe, das nur eine kleine
Meile von hier liegt. Sie heiſſt Selbert. Ihr
Mann hat vorher auf einem andern Dorf geſtan-
den und das Amt zu Felbach erſt vor zween Mo-
naten angetreten. Sie kam mit ihrem Mann
herüber, um meinen Vetter und ſeiner Frau die
Aufwartung zu machen. Gleich in der erſten hal-
ben Stunde hatte ſie mein ganzes Herz. Sie iſt
noch nicht dreyſſig Jahr alt, hat das friſcheſte
Ausſehen, ein äuſſerſt regelmäſſiges Geſicht, die
glänzendſten, beredteſten, liebevollſten ſchwarzen
Augen, die ich noch nie geſehen habe, und einen
ſehr glücklichen ſchlanken Wuchs. Ihr Tempe-
rament hält die Mitte zwiſchen allzugroſſer Leb-
haftigkeit und allzuſtrenger Ernſthaftigkeit. Ihr
Herz iſt offen, mittheilend und theilnehmend.
Dieß zeigte ſie am beſten während meiner Krank-
heit. Ohngeachtet der ſchlechten, mehrentheils
naſſen Witterung kam ſie fünfmal herüber, um
mich zu beſuchen, und brachte allemal, ob ſie
gleich

gleich zwey kleine Kinder zu Haus, und alſo Geſchäfte genug hat, einen halben Tag bey mir zu. Von meiner Geſchichte und dem traurigen Verluſt, den ich erlitten habe, war ſie ſchon vorher unterrichtet, und nahm deſto gröſſern, mitleidsvollern Antheil an mir. Aber doch ließ ſie ſich nie das geringſte merken, daß ſie etwas davon wiſſe, vermuthlich um mir alle ſchmerzliche Erinnerungen zu erſparen, bis ich ſelbſt mit ihr davon zu reden anfieng. O ich ſehe ſie für einen rechten Segen an, den Gott mir ſelber zugeſchickt hat. Denn was geht über das Glück, eine Freundinn zu haben, die einen ganz verſteht, von der man wieder ganz verſtanden wird, vor der man keine ſeiner Empfindungen verhehlen darf, und die an dieſen ſo ganzen und warmen Antheil nimmt, als ob es ihre eigenen wären! Mein **Wilhelm** war mir ehedem in dieſem Stücke alles; Aber ach ...! Du, meine Julie, verſtehſt mich auch; Aber in der Stadt konnten wir uns ſo ſelten anders ſprechen, als nur in Geſellſchaft andrer; Und jezt bin ich getrennt von Dir, und kann zwar meine Empfindungen gegen Dich in Briefen ausgieſſen; Aber Briefe ſind eben doch nur Briefe. Du weiſſt ſelbſt, daß das Herz oft noch andre Bedürfniſſe hat, und ſich damit nicht immer begnügen kann. Meine Mutter iſt zwar meine treueſte, zärtlichgeſinnteſte Freundinn; Aber die Verſchiedenheit des Alters iſt doch zuweilen ein Damm, der gewiſſe Empfindungen hemmt und ſie zurückhält, wenn ſie eben ausſtrömen wollen; Und dann muß ich meine Mutter ſchonen. Sie iſt alt und ſchwächlich, und es wäre Grauſamkeit von mir, wenn ich alle meine Leiden in ihren mütterlichen Schoos ausſchütten, und dadurch ihr bischen Ruhe zerſtören und ihre ſchwache Geſundheit noch mehr erſchüttern und entkräften

 wollte.

wollte. Eine Freundinn von gleichem Alter kann ſchon eher einen Theil von unſeren Kummer tragen, und ſo manches beſſer verſtehen.

Meine Selbert hat einſt auch viel gelitten. Sie liebte einen Unwůrdigen, der ſie verlaſſen hat. Ein Schmerz der, nach dem meinigen, gewiß einer der gröſſten ſeyn muß. Noch kann ſie es nicht ganz begreifen, wie ihr ehmaliger Geliebter ſo handeln konnte, und noch zweifelt ſie oft, ob er wůrklich der Nichtswürdige ſey, der er zu ſeyn ſcheint, ob ſie ihm nicht vielleicht Unrecht thue? Das macht ſie oft unruhig, und erneuert ihre Leiden wieder, und da helfe ich ſie ihr tragen. Sonſt aber iſt ſie jetzt glůcklich und zufrieden. Sie hat einen ſehr braven, gutmůthigen Mann, der ſie aufrichtig liebt. Sie heyrathete ihn mehr auf Zureden ihrer Eltern und Verwandten, als aus Neigung; Denn ſie hatte ſich feſt vorgenommen, nachdem ſie Einmal betrogen worden war, gar nicht zu heyrathen, haſſte alle Mannsperſonen, und bildete ſich ein, es ſey unmöglich, daß ſie noch durch einen Mann und eine Heyrath glůcklich werde. Mit dumpfem Sinn, und um Glůck und Unglůck unbekůmmert, gab ſie ihrem Mann die Hand, ſagte ihm auch gerad heraus, er könne weiter von ihr nichts erwarten, als daß ſie, wie jede Haushålterinn, ſein Hausweſen fůhre, und von ihm auch weiter nichts, als Unterhalt und Kleidung verlange. Selbert ſtutzte, und wollte wieder zurůcktreten; Aber er hatte einen Freund, der viele Erfahrung und Kenntniß des menſchlichen, und beſonders des weiblichen Herzens hatte. Dieſer redete ihm zu, er ſollte das Mådchen dennoch nicht fahren laſſen. Sie ſehe, ſagte er, ſanft und nachgiebig aus, und werde, wenn er ſie mit Achtung, Liebe und

Scho-

Schonung begegne, dadurch gerührt, und ſodann mit Dankbarkeit gegen ihn erfüllt werden, und aus der Dankbarkeit werde bald Zuneigung und Liebe entſpringen. So giengs denn auch. Selbert erwies ſeiner neuen Frau alle mögliche Liebe, und Gefälligkeiten aller Art. Dieſe muſſte ſie anfangs doch, der guten Lebensart zu Gefallen, mit Höflichkeit erwiedern. Da ſie ſah, daß er damit anhielt, und über ihr ſchnurriges Weſen nicht verdrüßlich wurde, ſondern ſichs immer mehr angelegen ſeyn ließ, ihr Vergnügen zu machen, ſo fühlte ſie Dankbarkeit. Die Emſigkeit, womit er ſein Amt verwaltete, die durchgängige Rechtſchaffenheit, von der alle ſeine Geſinnungen, und noch mehr ſeine Handlungen zeugten, dieſes flöſſte ihr nach und nach Achtung für ihn ein; Sie fieng an, von ihrem Grundſatz: Daß alle Männer nichts taugten, einige Ausnahme zu machen. Sie wurde krank; Ihr Mann äuſſerte die zärtlichſte Beſorgniß um ſie, gab ihr ſelbſt die Arzeneyen ein, wachte ganze Nächte durch an ihrem Bette, und zog ſich ihre Krankheit ſo zu Herzen, daß er ſelbſt etwas unpaß wurde. Dieß rührte ſie ſo ſehr, daß ſie in Thränen ausbrach, ſeine Hand ergrief, ſie mit Thränen benetzte, ihn um Verzeihung bat, und ihm die zärtlichſte Liebe angelobte, wenn ſie geſund werden ſollte. Sie ward geſund, hielt ihr Verſprechen, und nun iſt ihre Ehe eine von den wenigen glücklichen, wo ſich die beyden Eheleute durch gegenſeitiges Zutrauen das Leben zu einem Himmel auf der Welt machen. Ein Kind, das ſie ein halbes Jahr darauf gebahr, dem ſeit der Zeit noch zwey andre nachfolgten, knüpfte das Band der Liebe zwiſchen ihnen noch feſter, und ſie ſind nun vollkommen glücklich. Meine Freundinn geſteht jezt ſelbſt, daß ſie wohl ſchwerlich mit ihrem Liebhaber, auch wenn er ihr

treu geblieben wäre, ſo glücklich gelebt haben würde. Selbert iſt aber auch würklich ein ſehr würdiger und rechtſchaffener Mann. Zwar iſt er, ſo weit ich ihn jezt noch kenne, keiner von denen, die überflüſſig viel Empfindung haben. Er gehört eher zu den Kaltblütigen und Geſezten. Aber froſtig und gefühllos iſt er deswegen nicht; Er hält an ſich, und ſcheint ſeine Empfindung nur darum in ſich zu verſchlieſſen, um, wenn es Noth thut, mit gedoppelter Kraft würken zu können. Er ſpricht wenig, aber beſtimmt. Den Umgang mit einem vernünftigen Freund, ſagt ſeine Frau, und ein gutgeſchriebnes Buch machen, nach Erfüllung ſeiner Berufspflichten, ſeine liebſte Beſchäftigung aus. — Sobald ich völlig wieder hergeſtellt bin, werde ich das liebe glückliche Paar auf einige Tage in Felbach drüben beſuchen, und dann Dir, meine Theureſte, mehr von ihnen ſchreiben. Jezt kommt mich das Vorwärtshängen beym Schreiben noch etwas hart an, und der Doktor ſagte mir auch, ich ſollte mich in Acht nehmen. Sonſt aber ſcheints, als ob meine verlohrnen Kräfte gedoppelt wieder zurückkehren wollten.

Du biſt doch mit Deinem lieben Manne recht wohl auf? Bey der jezigen Witterung kann ich Dir freylich nicht zumuthen, zu uns heraus zu kommen. Aber ſobald beſſre Tage eintreten, muſſt Du Dein Verſprechen halten. Unſer kleiner Wilhelm freut ſich ſchon mit ſeinem Bruder Gottfried gewaltig auf Dich. Wenn ich an Dich ſchreibe, ſo will er immer wiſſen, was ich denn ſo viel zu ſchreiben habe? Da erzähl ich ihm denn viel von Dir, und ſag ihm, Du werdeſt uns bald beſuchen. Nun fragen die Kinder immer, ob die luſtige Frau noch nicht komme?

Eben

Eben muſſte ich Gottfrieden erklären, was es denn für eine Bewandniß mit dem Briefſchreiben habe? Nun will er ſchon auch einen Brief an den kleinen Georg ſchreiben, und ihn zu ſich einladen. Georg iſt der älteſte Knabe meiner Selbert, von dem ſie meinen Kleinen immer erzählen muß, wenn ſie hier iſt. Sie wiſſen ſchon alle Kleider und jedes Spielzeug, das Georg hat. Ich werde auch in Abſicht auf die Erziehung viel von meiner Freundinn lernen. Sie hat die geſundeſten Grundſäze. Schick mir doch Rouſſeaus Emile, und Feders neuen Emile, gebunden! Die Selbert ſagte mir viel von dieſen Büchern; Auch Millers hiſtoriſch-moraliſche Schilderungen und eine kleine, faßliche Naturgeſchichte, wenn es welche giebt! Ich werde mich nun wieder ganz der Erziehung widmen. Ganz Deine

Sophie B**

* * *

6.

Sophie an Madame Meyer

Freydorf, den 14. März. 1777.

Es freut mich, liebſte Freundinn, daß Du, nach Deinem leztern lieben Briefe, mit mir ſo zufrieden biſt. Du lobſt meine Heiterkeit. Doch muß ich Dir, wenn ich recht aufrichtig ſeyn will, geſtehen, daß dieſe Heiterkeit noch lange nicht ſo ganz mein Eigenthum iſt, wie Du zu glauben ſcheinſt. Mein Herz hat immer noch zu viel Aehn-

lichkeit mit der jezigen Witterung. Wir haben jezt eben den ſchönſten Frühlingsſonnenſchein. Aber wie lang wirds anſtehen, bis wieder Wolken, Sturm und Schneegeſtöber die Luft erfüllen? Ach, Julchen, wer einmal das verlohren hat, was ich verlohren habe, der bringt ſein Herz wohl nie wieder zur Beſtändigkeit und zu völligem Gleichmuth. Ich müſſte erſt mein Gedächtniß verliehren, und ein ganz neuer Menſch zu werden anfangen, wenn ich Dir und andern Menſchen wieder gleichen wollte. Das Andenken an meinen Seligen ganz aus meiner Bruſt verbannen, das hieſſe leichtſinnig werden, und ich bitte den Himmel, mich vor dieſem Zuſtand zu bewahren!

Ich glaube, genug zu thun, und es einſt vor Gott verantworten zu können, wenn ich alles vermeide, wodurch ich den Menſchen mit meiner Traurigkeit zur Laſt fallen könnte, und alle Kräfte anſtrenge, ein nützliches Mitglied für die menſchliche Geſellſchaft zu bleiben. Täglich wiedme ich eine Stunde ganz dem Andenken an meinen Seligen. Da verſchlieſſe ich mich, um Niemand in ſeiner Freude zu ſtören. Da rede ich mit meinem Seeligen, ſchreib an ihn, und blicke in die Tage der Wiedervereinigung hinaus. Da ſpornt mich ſein Beyſpiel zu guten Handlungen und zu Beobachtung meiner Pflichten an; Da treibt mich die Sehnſucht, einſt an den Ort zu kommen, wo er den Lohn ſeiner Tugenden einerndtet, an, gleiche Tugenden auszuüben. Geſtärkt und ermuntert geh ich dann an die Ausübung meiner Pflichten.

Sollte das unerlaubt ſeyn? Sollte Gott eine ſo ganz geiſtige Liebe, die ſolche Früchte bringt, verdammen können? Nein, das thut Gott gewiß nicht. Nur der Schmerz kann verdammlich

ſeyn, der von Gott abzieht, der zu allem Guten träg und unthätig macht. Und das thut der Schmerz um meinen **Wilhelm** nicht. Ich ſuch ihn täglich mehr zu heiligen. Das Andenken an den Theuren iſt ein Magnet, der mich zum Himmel und zu Gott zieht.

Doch ich weiß, liebe **Julie**, daß Du eine ſolche Traurigkeit nicht verdammſt. Du willſt mich bloß vor Uebermaaß und vor Murren warnen. — Faſt die ganze vorige Woche brachte ich in Felbach drüben bey meiner lieben **Selbert** zu. O **Julchen**, das waren frohe, ſelige Tage. Auch war uns der Himmel recht günſtig. Wir hatten faſt immer Tage, die den angenehmſten Frühlingstagen wenig nachgaben, und wir konnten täglich ſpatzieren gehen. Meine **Selbert** wird mir lieber, je öfter ich ſie ſehe. In ihrem Hauſe, in dem Krais ihrer drey Kinder, erſcheint ſie erſt ganz in ihrer Liebenswürdigkeit. Einen ſüſſern Anblik gibts doch nicht, als eine zärtliche und weiſe Mutter zwiſchen ihren Kindern. Da erſcheint unſer Geſchlecht in ſeiner ganzen Würde; Da erfüllt es ganz die Beſtimmung, zu der es der Schöpfer auf die Welt ſetzte. Ein Weib, das ſagen kann: Ich heiterte meinen Mann nach den Geſchäften des Tages auf, nahm ihm die Laſten ab, die ihn faſt zu Boden drückten; Ich gebahr ihm Kinder, erzog ſie für die Welt, weckte die erſten, ſchlummernden Keime zum Guten und Schönen in ihren jungen Seelen auf; Machte ſie zuerſt mit dem liebenswürdigſten Weſen, mit ihrem Schöpfer bekannt, lehrte ſie Ihn in den Schönheiten der Schöpfung ahnden und lieben; Aus meinen mütterlichen Armen eilten ſie, um das auszuüben, wozu ich ſie durch meine Lehren und durch mein Beyſpiel ermunterte. Ein ſolches

ches Weib muß einſt freudig vor dem Richterſtuhl des groſſen Kinderfreundes ſtehen. Du biſt über wenigen getreu geweſen, wird er zu ihr ſagen; Komm, ich will dich über viel ſetzen. Julie, wenn Du einſt Mutter wirſt, und alle dieſe hohe, ſeelige Pflichten treu erfüllt haſt, wirſt Du Dich dann auch noch über die vielen Kränkungen, denen unſer Geſchlecht freylich oft ausgeſetzt iſt, und über unſre Beſtimmung beklagen, wie Du zuweilen thateſt?

Die Selbert hat drey liebe Kinder, wovon das jüngſte erſt ein Jahr alt iſt. Das älteſte iſt der Georg, von dem ich Dir, glaub ich, in meinem letzten Brief ein paar Worte ſchrieb. Er iſt ein Knabe von ſechs Jahren, ſchön wie ein Engel, und eben ſo liebenswürdig. Das andre Kind iſt ein Mädchen von fünf Jahren, ganz das Ebenbild der Mutter, an Geſtalt und Charakter, und eben deßwegen mein Augapfel. Wenn ich daran denke, was meine Freundinn ſchon an ihren Kindern gethan hat, die an Jahren um ein gutes hinter den Kindern meiner Baaſe, und an Kenntniſſen und Einſichten und Artigkeit ſchon ſo weit vor dieſen voraus ſind, ſo ſchäm ich mich, und ſehe ein, wie viel mir noch an der Kunſt, Kinder zu bilden, fehlt. Sie ſoll aber auch künftig ganz allein mein Muſter, und meine einzige Lehrmeiſterinn in dieſer ſchweren Kunſt ſeyn. Ich glaube, von einer zärtlichen, verſtändigen Mutter kann man hierinnen mehr lernen, als aus hundert Büchern. Sie hat das Herz zur Lehrmeiſterinn, und das lehrt ſie tauſend Künſte, die die Gelehrſamkeit und bloſſes Nachdenken nicht lehrt. Ich habe meiner Selbert ſchon recht viele Vortheile abgelernt, und ertappte mich ſchon über manchen Fehler. So war mir z. E. mein

kleiner Wilhelm von je her, aus manchen Urſachen, bey weitem das liebſte unter den Kindern meiner Baaſe. Das kann ich nun an ſich für keinen Fehler halten, weil es etwas unwillkührliches iſt, das nicht von uns und unſerm Wollen abhängt. Es gibt hundert unſichtbare Häckchens, die uns an den Einen Menſchen mehr hinziehen, als an den Andern. Aber darinnen begieng ich einen Fehler, daß ich das den kleinen Wilhelm allzuoft und ſo deutlich merken ließ, daß es auch den andern Kindern nothwendig in die Augen fallen muſſte. Das zog nun manche ſchlimme Folgen nach ſich. Wilhelm, der es wuſſte, welchen Vorzug er in meinem Herzen vor ſeinen Geſchwiſtern hatte, wurde darauf ſtolz, und pochte manchesmal darauf, verklagte manchmal die Kinder bey mir, weil er wuſſte, daß ich ihm Recht geben würde; Ja er ſagte es ſeinem Bruder und ſeiner Schweſter ein paarmal gerade heraus, er gelte mehr bey mir, als ſie. Das that denn nun den armen Kindern weh, beſonders dem braven Gottfried, der ohnedem etwas zum Tiefſinn und zur Schwermuth geneigt iſt, und ſich alles ſehr zu Herzen zieht. Ich merkte an ihm ſchon einigemal eine gewiſſe Niedergeſchlagenheit und Muthloſigkeit, die mir vorzuwerfen ſchien: Kann ich denn der Baaſe nichts recht machen? Ja, die ſchnippiſche Karoline ſagte mir ſchon einmal ins Geſicht: Ich weis wohl, daß der Wilhelm mehr, als ich, gilt.

Ich dachte aber daran nicht viel, bis ich erſt durch meine Selbert aufmerkſam darauf gemacht wurde. Sie merkte nehmlich, daß ich ihre Henriette, ſo heiſſt ihr zweytes Kind, ganz vorzüglich lieb habe, und mich auch deswegen noch weit mehr mit ihr abgebe, als mit dem kleinen

Georg,

Georg, und daß Henriette ſich ganz an mich anhänge. Da wir nun miteinander einen Spaziergang machten, und gerade von der Kinderzucht ſprachen, ſo ſagte ſie: Freylich iſt die Kunſt unendlich ſchwer, und das beſonders wegen der ſo vielen Klippen, die zu beyden Seiten an dem rechten Wege ſtehen, und die öfters ſo ſchwer zu vermeiden ſind, daß auch die vernünftigſten Erzieher und Erzieherinnen nur zu oft ſich an der einen oder andern wund ſtoſſen. So muß ich z. E. Ihnen, mein Kind, eine kleine Weiſung geben, wenn Sie mirs nicht übel nehmen wollen, Wenn Sie — hiebey hob ſie ihren Zeigefinger an der rechten Hand, warnend, auf — wenn Sie noch lange bey mir ſind, ſo verderben Sie mir meine Henriette. Und wodurch das? fragte ich etwas betroffen. — Durch Ihre Liebe, war die Antwort, durch den Vorzug, den Sie ihr vor meinen Georg geben. Die kleine Hexe weis es ſchon, daß ſie in ihrem Herzen oben an ſizt. Immer drängt ſie ſich bey Tiſche zu Ihnen hin, ſtreichelt immer Ihre Hand, und buhlt bey allem, was ſie thut, um Ihren Beyfall. Weil ſie dieſes Beyfalls nun ſo ziemlich gewiß iſt, ſo wird ſie dadurch eitel, und gewöhnt ſich an die Schmeicheley, weil ſie ſieht, daß ihr dieſe Vortheil bringt. Und nun, mein armer Georg..? Dem ſah ich ein paarmal ſchon die Thränen in den Augen ſtehen, weil Sie ſich ſo wenig mit ihm abgeben. Eine Zeitlang noch wird er ſich um Ihre Gunſt bemühen; Wenn er aber ſieht, daß alles nur vergeblich iſt, ſo kanns nicht anders ſeyn, als daß er muthlos, und am Ende gleichgültig gegen Ehr und Beyfall wird, und denkt: Es iſt einerley, wie ich mich aufführe; Ich mag brav ſeyn oder nicht; Das Eine nüzt mich ſo viel als das Andre. Glauben Sie nicht, meine Liebe, daß

dieß das Ende vom Lied ſeyn wird? — Ich weiß nicht, fieng ich an zu ſtottern; Freylich, wenn man alles ſo ſcharf nehmen will .. Ich denk eben immer, daß man nicht ſein eigner Herr iſt. Sagen Sie mir aufrichtig, haben Sie keins von Ihren Kindern lieber, als das andre? — Das iſt eine kitzliche Frage, ſagte meine Selbert. Rathen Sie einmal, welches ich wohl lieber habe? — Ich beſann mich einen Augenblick. Henrietten, ſagt ich endlich. — Gefehlt! rief ſie freudig aus, und klatſchte in die Hand. O, das freut mich, daß ichs ſchon ſo weit gebracht habe. Ihnen darf ich es wohl im Vertrauen ſagen, daß mein Herz ſich mehr zu meinem Georg hinneigte; Aber eben darum ſuch ichs zu verbergen. Sobald das ein Kind merkt, ſo wirds ſtolz und ſicher, und nimmt ſich, wer weiß wie viel? vor ſeinen Geſchwiſtern heraus. Die Mutterſöhnchen gerathen ſelten gut. Sie maaſſen ſich eine Art von Oberherrſchaft über ihre Geſchwiſter an; Und dieſe werden mißgünſtig auf den Liebling, verlieren alles Zutrauen zu der Mutter, deren Gunſt ſie ſich durch nichts erwerben können, und werden gegen Gutes und Böſes gleichgültig, weil ſie ſehen, daß das erſtere ihnen doch keinen Nutzen bringt. Und ſo gibts noch zwanzig andre ſchlimme Folgen, die die Vorliebe zu einem Kinde nach ſich zieht. Daher muß man, denk ich, gegen ſich ſelbſt auf der Huth ſeyn, und dieſe Vorliebe ſorgfältig zu verbergen ſuchen. — Ich gab meiner Selbert Recht, und zog mir Lehren aus dem, was ſie ſagte, die ich künftig anzuwenden denke. Und ſo hab ich ſchon ſo manches andre von ihr gelernt.

Der Amtmann Selbert iſt ein Mann, den man immer mehr hochſchätzen lernt, je länger man ihn kennt, da es bey hundert andern Menſchen

ſchen gerade umgekehrt iſt. Ich hielt ihn, da ich ihn das erſtemal ſah, für ziemlich kalt und trocken; Und nun ſeh ich, daß ich ihm ganz Unrecht gethan habe. Er iſt der wärmſte, thätigſte Menſchenfreund, und hat ſehr viele tiefe Empfindung; Aber er äuſſert ſie nur ſelten, und nur wenns nöthig iſt. Ich ſah ihm einmal, wie eine Bäuerinn zu ihm kam, die arm und eine Wittwe iſt, und ſechs Kinder hat. Ihr älteſter Sohn, der halberwachſen iſt, hatte ihre einzige Kuh aufs Feld herausgetrieben, und ſie auf den Saatfeldern Schaden gehen laſſen. Der Feldhüter traf ihn an, zeigte es dem Amtmann an, und nun ſollte die arme Wittwe zehen Thaler Strafe geben. Weinend kam ſie zu Selbert, ſtellte ihm ihre Noth vor, daß ſie keinen Thaler baares Geld im Vermögen habe, und ihre Kuh verkaufen müſſte, wenn er ihr die Strafe nicht nachlaſſe. Er blieb unerbittlich, und, wie es mir ſchien, auch ungerührt. Wenn ich euch die Strafe nachlaſſe, ſagte er zu der Wittwe, ſo muß ichs auch bey andern thun, und ſo wird der Feldfrevel allgemein. Laſſ' ichs aber euch nach, und andern nicht, ſo nennt man mich partheyiſch, und ich verliere Zutrauen und Reſpect bey meinen Untergebenen. Die Frau bath noch einmal, er hieß ſie ſchweigen, und ſie gieng. Gott, welch ein harter Mann! dachte ich bey mir ſelbſt, und mein Innerſtes ergrimmte. Den Abend drauf bath ich die Amtmänninn, die davon nichts wuſſte, mir fünf Thaler zu leihen, weil ich nicht genug Geld bey mir hatte; Und in der Dämmerung bath ich den Amtsknecht, mich nach dem Haus der Wittwe zu führen. Er woll es herzlich gerne thun, ſagte er; Aber die Frau werd auf dem Weg ins Amthaus ſeyn; Er habe ſie eben holen müſſen. Indem er noch mit mir

ſprach,

ſprach, ſchlich die arme Frau eben in die Amts-ſtube, eh ich ſie noch anreden konnte. Ich ſezte mich nun unter die Linde vor dem Amthaus, um zu warten, bis ſie heraus käme. Nach einer kleinen Viertelſtunde kam ſie. Ich gieng in der Dämmerung hinter ihr drein, und hörte, daß ſie laut ſchluchzte, und einigemal ſagte: Ach Gott! ach Gott! Ich redete ſie nun an, und both ihr die zehen Thaler an. Aber wie erſtaunte ich, als ſie ſich weigerte, das Geld anzunehmen. Ich darfs nicht nehmen, und brauch auch kein Geld, ſagte ſie mir mehr als zehenmal. Das war mir unbegreiflich. Ich müſſt ja aber zehen Thaler Strafe geben, und habts nicht im Vermögen, ſagte ich. — Ach Gott, wenn ich nur reden dürfte! ſagte ſie. Ich bath ſie, mir alles zu entdecken, und verſicherte ſie meiner ſtrengſten Verſchwiegenheit. Dieß bewog ſie endlich, mit der Sprache heraus zu gehen, und mir folgendes zu ſagen: Der Herr Amtmann habe ſie ganz freundlich angeredet, und geſagt: Dieſen Mittag hab ich euch von Amtswegen zu mir kommen laſſen, und jezt als ein guter Freund. Ich kenne eure Armuth, und habe Mitleid mit euch; Aber ſtrafen muß ich, um der andern Leute willen. Wenn ihr könnt verſchwiegen ſeyn, ſo will ich diesmal die Strafe für euch erlegen. Seht, hier ſind zehen Thaler, die werf ich in meine Kaſſe. Ihr ſagt nun, ihr habt ſie von eurem eigenen erlegen müſſen. Sagt aber ja keinen Menſchen nichts! Sonſt gehts nicht gut. Und künftig laſſt eure Kinder nicht mehr Schaden hüten; Sonſt müſſt ihr wahrlich ohne Gnade Strafe geben. Nun geht hin in Frieden, und ſchweigt! Ich ſag es euch.

Sieh, Julchen, das erzählte mir die Frau mit tauſend Thränen, tauſend Seegenswünſchen für den vortreflichen Mann, und zugleich mit dringendem Flehen, ſie doch ja nicht zu verrathen! Ich verſprach es ihr, und verließ ſie weinend. Wie einen Engel Gottes ſehe ich jetzt den Vortreflichen an, kann mich oft der Thränen kaum erwehren, mich oft kaum enthalten, ihm nicht die Hand zu drücken, und zu ſagen: Gott ſegne Sie für alle Ihre edle Thaten! Denn ſo weiß ich noch drey oder vier Geſchichten von ihm, die alle ſeinem Herzen eben ſo viel Ehre bringen. Und wie viel mag der Mann ſonſt noch Gutes thun, der ſo wenig Worte macht, und ſo äuſſerſt ſelten von ſich ſelber ſpricht! Und, Julchen, dieſen Mann verkannte ich eine Zeitlang, hielt ihn für kalt und unempfindlich, weil nicht immer, wie dieß heut zu Tage Mode wird, ſein drittes oder viertes Wort „Gefühl, Empfindung, Menſchenliebe, allgemeines Wohlwollen,„ oder wie die Worte ſonſt noch heiſſen mögen, iſt, weil er den Tag über ſeinem Amt allein lebt, und nicht ſeiner Gattinn alle Augenblicke die Hand küſſt, oder die Backen ſtreichelt. Das ſoll mir künftig eine Warnung ſeyn, Gefühl und edles Herz nicht nur ausſchlieſſungsweiſe da zu ſuchen, wo der Mund immer voll von Gefühl, Empfindlichkeit und andern ſolchen ſchönen Redensarten iſt, wie bey unſerm Schreiber Weißmann, der immer wie das empfindlichſte Buch ſpricht, und doch neulich einen Baurenjungen wegen einer Kleinigkeit ſo abprügelte, daß man nach dem Balbier ſchicken muſſte. Ich verſtehe jezt erſt ganz, was einſt mein Wilhelm zu mir ſagte: Heut zu Tage ſeufzt und athmet man ſo viel Gefühl aus, daß man matt wird, und kein Vorrath mehr zum Handeln übrig bleibt. — Einen Menſchen, ſagte

er

er zu einer andern Zeit, der immer in Geſellſchaft von ſeiner Stärke und von ſeinem Muth ſpricht, darf man ſicherlich nicht fürchten; Er iſt ein Poltron; Und ſo, deucht mirs, werden wir ſeit einiger Zeit mit empfindſamen und ſentimentaliſchen Poltrons überſchwemmt. Ja, lieber **Wilhelm**, Du haſt wohl recht. Künftig will ich die Menſchen mehr nach ihren Thaten beurtheilen, als nach den Worten, die ſie im Munde führen.

Selbert kann auch, ſo trocken er beym erſten Anblick ſcheint, ſehr munter und aufgeweckt ſeyn. Den Tag über lebt er ganz für ſein Amt und ſeine Untergebenen. Auch bey Tiſche ſizt gewöhnlich Ernſt und Nachdenken auf ſeiner Stirne. Da gilt ihm der geringſte Bauer, der ein Anbringen hat, mehr, als ſeine Frau und ſeine Kinder. Aber des Abends, wenn er alle Pflichten ſeines Amts erfüllt hat, da lebt er ganz für ſeine Familie; Da iſt er der zärtlichſte, beſorgteſte Gatte, der liebvollſte Vater, und der munterſte Geſellſchafter. Da kommt er auf das Wohnzimmer, legt ſein Kleid ab, zieht den Schlafrock an, ſezt ſeine Müze auf, gibt erſt ſeiner Gattinn und dann jedem ſeiner Kinder einen Kuß, ſteckt ſein Pfeifchen an, und ſezt ſich in dem Kreis ſeiner Familie. Da fragt er ſeine Gattinn, wie die Kinder ſich den Tag über gehalten haben? ſtellt mit ihnen ſelber eine Unterſuchung an, was ſie den Tag durch gelernt? und wenn es gut ausfällt, ſo theilt er ihnen, jedem nach Verdienſt, Nüſſe oder Aepfelſchnittchen aus, baut ihnen Luſthäuſer von Karten, oder ſtellt ihre zinnerne Soldaten, die ſie noch vom heiligen Chriſt her haben, in Schlachtordnung, ſtellt den kommandirenden General vor, läſſt ſie und die papiernen Reuter, die er ſelber macht, auf einander losgehn, und ſich ein Treffen lie:

liefern, oder geht das Bilderbuch mit den Kindern durch, erzählt ihnen die Geſchichte der vorgeſtellten Perſonen, richtet ſeine Erzählungen immer ſo ein, daß ſie ſich auf die Lage der Kinder paſſen, und lehrreich für ſie werden, und läſſt ſich die Geſchichten wieder von den Kindern erzählen, thut kindiſche Fragen an ſie, und ſtellt ſich ſo unwiſſend wie die Kinder ſelbſt an. So wird der liebe, ſonſt ſo ernſthafte Mann ſelbſt wieder zum Kind, und erwirbt ſich eben dadurch das Zutrauen ſeiner Kleinen. So fliegen denn die Abende dahin, ſchneller als der Wind, und in den munterſten Geſellſchaften fand ich nie ſo viele Unterhaltung, als in Selberts Kinderſtube. Wenn die Kinder zu Bette ſind, ſo lieſt er ſeiner Frau eine Komödie, oder ſonſt ein muntres Buch vor, oder läſſt ſich von ihr vorleſen. Im Sommer bringt er den Abend gewöhnlich in ſeinem Garten zu. Auf dem Dorfe, wo er vorher Amtmann geweſen, ſagt mir ſeine Frau, hat er einen Garten, der zuvor eine bloſſe Wildniß geweſen war, zu einem kleinen Paradies umgeſchaffen, und hat das auch mit dem Garten in Felbach vor, wo er ſchon Anſtalten dazu zu machen anfängt. Er hat ſchon einige Tulpenbeete angelegt, Aurikeln gepflanzt, und Nelkenſtänder aufgerichtet. Ein Blumengärtner iſt er bis zur Leidenſchaft. Die Selbert ſagt mir, man treffe auf zwanzig Meilen weit im Umkreis keine ſolche Auswahl von Blumen an, wie bey ihrem Mann. Im Tulpen- und Nelkenflor habe ſie faſt täglich Beſuche vom Blumiſten aus entfernten Gegenden. Auch hat er eine ſehr ſchöne, auserleſene Bibliothek, die aber ſelten jemand zu ſehen bekommt, weil er ſich vor dem Auslehnen fürchtet. Mir aber, die er ohnedieß ganz ſeines Vertrauens würdigt, ſteht der Zutritt zu ſeiner Bücherſammlung immer offen, und ich kann dar-

aus

aus entlehnen, was ich will. Es iſt eine Luſt, die Ordnung zu ſehen, in die ſeine Bücher geſtellt ſind. Sie ſind alle in Fächer abgetheilt, und niedlich eingebunden. Als er mich das erſtemal in das Zimmer führte, da ſagte er, „nun muß ich Ihnen zuförderſt eine geographiſche und topographiſche Beſchreibung von meinem Bibliothekchen geben. Hier iſt mein Sonntagsſchrank.„ Das iſt eine Sammlung von lauter geiſtlichen Büchern, die alle in ſchwarz Corduan, mit einem goldnen Schnitt, gebunden ſind. Man trift da die beſten Erbauungsbücher, Predigten und Liederſammlungen an. Er nennt das ſeinen Sonntagsſchrank, weil das Leſen in dieſen Büchern ſeine vorzügliche Sonntagsbeſchäftigung ausmacht; Denn der Mann hat, welches mir ihn vorzüglich ſchätzbar und verehrungswürdig macht, ausserordentlich viel wahre, aufgeklärte Religion. Einen andern Schrank nennt er ſeinen Amtsſchrank, weil er ſolche Bücher enthält, die in die Landwirthſchaft, in Rechnungsweſen, den Gartenbau, und dergleichen Dinge einſchlagen, die mit ſeiner Amtsführung in Verbindung; Und ſo hat er noch zween Schränke, wovon der Eine Reiſebeſchreibungen, Geſchichtsbücher und andere Schriften enthält, die er zu ſeiner Belehrung und Unterhaltung in denen von Geſchäften freyen Stunden lieſt; und in dem Andern ſtehen Romane, Schauſpiele und Gedichte, die er, wie ſchon geſagt, gewöhnlich am Abend ſeiner Frau vorlieſt. Durchgängig herrſcht in ſeiner Bibliothek die ſchönſte Ordnung.

Da ich mich jetzt wieder geſunder und ſtärker fühle, als ich vor meiner Krankheit war, und alſo wahrſcheinlich noch länger auf der Welt zu bleiben habe, ſo wird künftig der Umgang mit

dieſem lieben Paar eine der vorzüglichſten Freuden meines Lebens ausmachen. Ich werde dieſen Frühling und Sommer die Woche wenigſtens ein paarmal in Felbach drüben ſeyn, und meine liebe Selbert wird mich, ihrem Verſprechen gemäß, eben ſo oft beſuchen. Auch werde ich das Gärtchen am Amtshaus zu einem Blumengärtchen umſchaffen, da bisher nur Neſſeln, Hühnerdärme, Quecken und andres Unkraut drinnen wuchſen. Selbert hat mir ſchon verſprochen, nächſtens herüber zu kommen, und mir die Beete auszuzeichnen, die ich mit Buchs einfaſſen, und mit Blumen aller Art bepflanzen werde. Ich habe ſchon eine Menge Saamen mitgebracht, und ſoll auf den Herbſt Tulpen- und Hyacinthenzwiebel, Aurikeln, Nelken und dergleichen genug bekommen. Das alles gibt Beſchäftigung, und dieſe brauche ich vorzüglich.

Eben wegen dieſer Sehnſucht nach Beſchäftigung muſſt Du mir, mein liebſtes Julchen, auch verzeihen, daß ich Dir abermals einen ſo langen Brief geſchrieben habe. Die Freude, daß ich hier, wo ich es gar nicht vermuthete, eine ſo wichtige Entdeckung gemacht, und eine mit mir ſo ganz gleich geſtimmte Seele gefunden habe, iſt ſo groß, daß ich ſie ohnmöglich bey mir behalten kann, und nothwendig jemanden, der daran Antheil zu nehmen weiß, entdecken muß. Und ich habe hier Niemanden, gegen den ich das thun könnte. Meine rechtſchaffne Mutter freut ſich zwar herzlich, wenn ich nur einigen Anlaß zur Aufheiterung finde; Aber die Verſchiedenheit der Jahre hindert immer, daß ihre Freude nicht ganz mit der meinigen zuſammenflieſſt. Mein Vetter, der Amtmann, iſt unfähig, an meiner Freude anders, als mit einem froſtigen „So? Ey, das wäre?„

re? „Theil zu nehmen, und meine Baaſe wird gleich halb mißgünſtig und eiferſüchtig, wenn ich etwas zum Lobe meiner Selbert und ihres braven Mannes vorbringe. An wem konnte ich mich alſo anders mit meiner Freude wenden, als an Dich, mein liebes Julchen, die Du von Jugend auf an allem, was mich angieng, ſo warmen Antheil nahmſt, die Du mich ſo ganz verſtehſt, und immer ſo ſehnlich wünſcheſt, daß ich mich aus meiner Traurigkeit herausreiſſen, und nicht ganz in ihr verſchmachten möge? — Mit den Kindern meiner Baaſe kann ich noch am meiſten von meinen neuen Freunden reden. Sie fragen aber gröſſtentheils nur nach den Kindern meiner Selbert. Ich ſtelle ſie ihnen täglich zum Muſter vor, und habe meinen Gottfried ſchon einigemal bittre Thränen aus den Augen gelockt, wenn ich den kleinen Georg auf ſeine Koſten lobte. Ich muſſte ihm freylich die Verſicherung geben, daß ich ihn dennoch eben ſo zärtlich liebe, wie ſonſt. Nächſtens tret ich mit einer ganzen Kindercaravane den Weg nach Felbach hinüber an. So oft die Sonne zwiſchen den Wolken hervorſticht, fragen mich die Kleinen: Gehn wir nicht nach Felbach.

Und wann, meine Beſte, tritſt denn Du endlich einmal die lang verſprochene Hieherreiſe an? Thuſt Du doch, als obs eine Reiſe von etlichen Tagen wäre. Du klageſt über Mangel an Bewegung, Düſternheit des Kopfes und verdrüßliches Einerley. Komm nur hieher! Es ſoll allen dieſen Klagen abgeholfen werden. Aber du muſſt wenigſtens acht bis zwölf Tage hier ſeyn; Denn zween Tage bringſt Du allerwenigſtens in Felbach drüben zu. Die Selbert ladet Dich dringend ein. Sie kennt Dich ſchon von innen und auſſen, ſo viel

hab ich ihr von Dir vorerzählt. Komm ja bald! Tauſend Grüſſe! Ganz Deine

Sophie B**

* * *

7.

Sophie an Madame Meyer.

Freydorf, den 27. April 1777.

Da komme ich ſchon wieder mit einem Brief an Dich, mein liebſtes Julchen, angezogen. Ich würde mich deßwegen entſchuldigen, wenn Du mich nicht immer verſicherteſt, daß Du meine Schreibereyen gerne leſeſt. Ich muß Dir dieß=mal eine Geſchichte erzählen, von der mein gan=zes Herz voll iſt. Bisher glaubte ich immer, ich allein ſey das unglückliche Geſchöpf auf der Welt, dem kein Unglück eines andern Geſchöpfes an Gröſſe und an Schwere gleich komme. Aber jezt ſeh ich ein, mit Mitleidsthränen ſeh ich ein, daß es noch unglücklichere Geſchöpfe, als ich eins bin, gibt. Ach, meine Julie! Seit acht Tagen iſt ein Mädchen hier in unſerm Haus, das mich zu dieſer Ueberzeugung brachte. Ich erzähle Dir die Geſchichte dieſes Mädchens auch darum, weil Du, wie ich hoffe, bald auf einen Beſuch zu mir kommen, und ſie dann noch hier antreffen wirſt. Es würde Dich und die arme Marie in mehr als eine Verlegenheit ſetzen, wenn Du nichts von ihrem Schickſal wüſſteſt, ſie vielleicht falſch beurtheilteſt, und ihr durch dieſe oder jene Rede, die Dir entfahren könnte, einen neuen Stachel in ihr ohnedieß ſchon genug verwundetes Herz drückteſt. Ich könnte Dich zwar auch münd=lich

lich von ihrem Schickſal unterrichten; Aber, wenn ſie merkte, daß wir heimlich zuſammen ſprächen, ſo könnt ihr das leicht einen kränkenden Argwohn einflöſſen, zu dem niemand mehr aufgelegt iſt, als ein Unglücklicher. Der erſte Blick, den Du auf die arme Marie wirfſt, wird Dich ſogleich ihren jetzigen Zuſtand, ihren Fall, und den Verluſt deſſen, was einem Mädchen das theuerſte ſeyn muß, errathen laſſen. Aber eben das könnte Dich verführen, ſie für eine Verführte von der gemeinen Art zu halten, wie es anfangs beynahe mir gieng. Und das iſt Marie wahrlich nicht. Doch zu ihrer Geſchichte ſelbſt!

Sie iſt die Waiſe eines Landpredigers und eine Schweſtertochter meines Vetters, des Amtmanns. Ihren Vater verlohr ſie ſchon in ihrem ſiebenten Jahr, und lebte ſeitdem mit ihrer Mutter in einem mittelmäſſig groſſen Landſtädtchen. Ihre Mutter iſt gerade das Gegentheil von ihrem Bruder, dem Amtmann. Er iſt, wie Du weiſſt, das Phlegma, und in mancher Rückſicht auch die Güte ſelbſt. Wenigſtens iſt er äuſſerſt freygebig, und man dürfte eben nicht gar ſehr verſchmitzt ſeyn, um ihm die Hälfte ſeines Vermögens abzuſchwätzen. Sie hingegen muß, nach aller Beſchreibung, der lebhaftige Geitz, und alſo natürlich auch ein recht niederträchtiges Geſchöpf und ein wahrer Plaggeiſt ſeyn, da es ewig wahr bleibt, was der Apoſtel ſagt: Daß der Geitz eine Wurzel alles Uebels iſt. Marie kann mir nicht genug beſchreiben, was ſie von Jugend auf bey ihrer Mutter ausgeſtanden, und zu welchen thörichten und niederträchtigen Streichen der Geitz dieſe verleitet hat. Ich will Dich aber mit Erzählung dieſer Niederträchtigkeiten verſchonen, weil ich weiß, daß Du Dich über ſolche Dinge bis zum Krankwerden ärgerſt.

gerſt. Genug, Marie wurde mehr wie eine Sklavinn, als wie eine Tochter behandelt, muſſte, da die Mutter, ob ſie gleich reich iſt, zu geitzig war, eine Magd zu halten, die niedrigſten und hårteſten Arbeiten verrichten, Tag und Nacht fůr andre Leute ums Geld arbeiten, durfte den ganzen Tag ůber nicht eine Minute beym Fenſter hinaus ſehen, die ganze Woche durch nicht einmal zu einer Freundinn gehn, oder mit ihr ſprechen, muſſte immer bis um Mitternacht aufbleiben, mit Tagesanbruch wieder aufſtehen, und im Winter in dem kalten Zimmer faſt erfrieren. Das ganze Jahr durch ſchöpfte ſie zu keiner andern Zeit friſche Luft, als Abends in der Dåmmerung, wenn ſie die zur Haushaltung nöthigen Dinge einkaufte, wo aber die Mutter die Minute, wann ſie wiederkommen muſſte, ausrechnete, und an Sonn- und Feyertagen in der Predigt, die ſie nie verſåumen durfte; Denn die Mutter machte auch, wie die meiſten geitzigen Weiber, die Bethſchweſter, und hoffte, den Himmel durch einige andåchtige Grimaſſen und ihr tåglich hergeplappertes Gebeth in ihr Intereſſe zu ziehen, und den Seegen ůber ihre Filzigkeit herabzubethen. Unter ſolchem Druck und tåglichen Mißhandlungen lebte die arme Marie bis in ihr ſiebzehentes Jahr, als eine neue Periode ihres Lebens anfieng. Es wohnte in der Nachbarſchaft ein Landedelmann, der den Winter gewöhnlich in dem Stådtchen in einem Hauſe, das er da beſaß, und das man das Schlößchen nannte, zubrachte. Dieſer Edelmann hatte eine ſtarke Familie von ſieben oder acht Kindern, und hielt dieſen einen Informator, Namens Schröder. Dieſer Schröder war ein junger Theologe, ein Menſch, der, wie ihn mir Marie beſchreibt, åuſſerſt liebenswůrdig, voll Feuer und Leben, und — wie ich aus allem ſchlieſſe — ein

ſan-

ſanguiniſcher, für jede Empfindung offener, und dabey ziemlich leichtſinniger Jüngling war. Der Pfarrer des Städtchens war ſchon etwas bey Jahren, und dabey äuſſerſt phlegmatiſch, faul, und nachläſſig in ſeinem Amt. Daher war ihm Schröder ſehr willkommen, da er ihn um die Erlaubniß bath, ihn zuweilen ſeine Kanzel beſteigen, und ſich im Predigen üben zu laſſen. Schröder trat auf, und erhielt gleich das erſtemal allgemeinen Beyfall. Der Prediger war auf der Kanzel die Schläfrigkeit, und Schröder die Lebhaftigkeit und das Feuer ſelber. Jedermann ſprach mit Entzücken von dem neuen Prediger. Aber auf niemand hatte ſeine Predigt, und noch mehr ſeine Perſon einen tiefern Eindruck gemacht, als auf die arme Marie. Sie ward von dem Augenblick an ein ganz andres Weſen, wie ſie ſich in ihrer lebhaften, ſchwärmeriſchen Sprache ausdrückt. Tag und Nacht dachte ſie nur an Schrödern, und die ganze Woche über füllte kein anderer Gedanke und kein anderer Wunſch ihre Seele, als der: „Möchte Schröder doch am Sonntag wieder predigen!„ Er betrat auch nach vierzehen Tagen wieder die Kanzel, erhielt noch gröſſern und allgemeinen Beyfall; Sein Anblick ſetzte das ganz entzündbare Herz Mariens noch mehr in Flammen; Ihre Liebe ſtieg bis zur höchſten Höhe. Ihr Herz wollte faſt die Bruſt durchſchlagen, als die Mutter auch ein paarmal von ihm ſprach, und ſeine Predigt lobte. Bisher hatte ſie ſich ſchon über alles glücklich geſchätzt, wenn ſie ihn nur auf der Kanzel ſehen konnte; Aber jetzt gieng ihr Verlangen ſchon weiter; Sie ſehnte ſich nach einem Blick von ihm; Mit ſchmachtender Ungeduld ſah ſie nach ihm; Ach wenn er nur auch mich bemerkte! war ihr einziger Gedanke; Und nun blickte er zu ihr hinüber, und nun noch einigemal; Und ſie konnte kaum mehr

auf

auf ihrer Stelle ſitzen bleiben. In der nächſten Predigt ſuchte nun ſein Auge Marien auf, ſobald er auf der Kanzel war; Hundertmal flog ſein Blick, während der Predigt, zu ihr hinüber; Und ſo lang man ſang, ruhte ſein Auge, und die Seele drinn, ganz auf ihrem Geſicht. Sie bemerkte es, ſaß glühend da, und hatte kaum das Herz, die Augen zu ihm aufzuſchlagen. Sie war nun völlig überzeugt, daß er nicht gleichgültig gegen ſie ſey. Sie hatte ſich das noch vor vierzehn Tagen als das einzige und höchſte Glück gewünſcht; Aber jetzt ſtrebte ihre Ungeduld und Sehnſucht ſchon wieder weiter. Sie wünſchte nun, ihn zu ſprechen, und aus ſeinem Munde von ſeiner Liebe überzeugt zu werden. Die ganze Woche über ſaß ſie neben ihrer Mutter wie auf der Folter. Ihr Zimmer war ihr der traurigſte Kerker, aus dem ſie mit tauſend ſtillen unterdrückten Seufzern ſich Erlöſung wünſchte. So oft ſie des Abends in der Dämmerung ausgehn muſſte, gieng ſie bey dem Schlößchen vorbey, und ließ nachher ihre Mutter ſchelten, daß ſie ſo lang ausgeblieben ſey. Aber ſie gieng immer umſonſt an dem Schlößchen vorbey; Denn die Fenſter des Wohnzimmers ſahen nicht auf die Straſſe, und giengen gegen die Stadtmauer hinaus. Doch war ihr einmals, als ob ſie Schrödern in der Dämmerung vor ſich her gehen ſahe. Er wars auch würklich, gieng auf den Schloßhof zu, ohne ſie zu ſehen, und wollte eben hineingehn, als er ſich noch unter der Thüre umdrehte, ſtehen blieb, den Hut abnahm, und ſie laut, mit Nennung ihres Namens, grüſſte. Sie ſank faſt zu Boden. Zitternd und mit glühenden Wangen kam ſie heim, ſo daß es auch die Mutter merkte, und ſie darüber zur Rede ſtellte. Sie ſagte in der Angſt, es habe ſie ein wildes Pferd ſo erſchröckt.

All ihr Tichten und Trachten gieng nun natürlich darauf, ihren geliebten Schröder einmal zu ſprechen. Aber dazu war auch kaum ein Anſchein von Hofnung da. Der einzige Ort, wo ſie die ganze Woche über Einmal, oder höchſtens zuweilen zweymal hinkam, war das Haus einer andern Pfarrwittwe, die auch in dem Städtchen wohnte. Dieſe Frau war eben ſo geitzig, wie Mariens Mutter, ja vielleicht noch etwas geitziger. Die ganze Woche durch war ſie des Abends nur Einmal zu Haus, nehmlich des Mittwochs, weil ihr Mann an einem Mittwoch Abend geſtorben war. An den übrigen Tagen war ſie vom Mittag bis in die Nacht bald in dieſem, bald in jenem Haus, um Holz und Licht, und auch das Abendeſſen zu erſparen; Denn ſie hatte zwar gewöhnlich drey Semmeln bey ſich, für ſich und ihre zwo Töchter, die im Nothfall für das Abendeſſen gelten mußten; Aber gewöhnlich lud man da, wo ſie war, ſie und ihre Töchter zum Miteſſen ein, ſo daß ſie ihre Semmel nirgends brauchte, als bey Mariens Mutter, wo ſie gewöhnlich am Monntag Abends auf Beſuch war.

Zu dieſer würdigen Frau gieng nun einſt Marie wieder mit ihrer Mutter an einem Mittwoch Abend mit ihrer Arbeit. Aber wie erſchrack ſie, als ſie die Stubenthür öfnete, und Schröder da ſtand, mit Hut und Stock in der Hand, und im Begrif war, ſeinen Abſchied zu nehmen! Sie ward in einem Augenblick blaß und roth, und ihr gröſſtes Glück war, daß man bey der düſtern Lampe, die Sabine — eine von den Töchtern der Pfarrerinn — in der Hand hielt, ihr Geſicht nur halb erleuchtet ſehen konnte. Schröder ſchien eben ſo betroffen, wie Marie; Er ſprach allerley durch einander, und ob er gleich, als

Marie kam, ſchon halb Abſchied genommen hatte, ſo blieb er doch noch eine halbe Stunde bey der Thůre ſtehen, und machte die beyden Pfarrerinnen ungeduldig genug, daß ſie ſo lange von ihrer Arbeit abgehalten wurden. Endlich nahm er ſeinen letzten Abſchied, nachdem er zehnmal zu einem halbzerbrochenen Klavier hingegangen, drauf geklimpert, dann wieder bedaurt, daß es verſtimmt ſey, und allemal hinzugeſetzt, wenn man ihm alſo erlaube, ſo wolle er kůnftige Mittewoche wieder kommen, und die Saiten ſtimmen. Ein Zuſatz, den Marie mit tauſend Freuden auffieng. — Sobald er fort war, erzählte die Pfarrwittwe, daß Schrőder mit ihren Sohn in Tůbingen ſtudiert habe, und noch mit ihm korreſpondire. Da hab er nun einen Brief von ihm bekommen, und da ſey Herr Schrőder ſo gůtig und hőflich geweſen, ſie davon zu benachrichtigen und anzufragen, ob ſie vielleicht bey ihm ein Briefchen an ibren Sohn einſchlieſſen wolle? Vielleicht, ſetzte ſie hinzu, und ſah dabey ihre Tochter Sabine an, hat der gůtige Herr noch eine andre Abſicht. Nun, wie der liebe Gott will. — Sie brach nun in Lobſprůchen auf Schrődern aus, in die Mariens Mutter nur mit halben Herzen einſtimmte, weil es ihr gar nicht gefiel, daß Schrőder auf Sabinen Abſichten haben ſollte.

Marie ſah dabey auf ihre Arbeit hin, und hatte nicht das Herz aufzublicken, weil ſie ihre Verwirrung zu verrathen fůrchtete. Sie war froh, als nur ihre Mutter wieder heim gieng, weil man den ganzen Abend durch nur allein von ihrem geliebten Schrőder ſprach. Die Mutter war zu Haus ſehr unmuthig, und konnte es gar nicht vergeſſen, daß Schrőder um Sabinens willen

willen ſollte gekommen ſeyn. Es wurden bey dieſer Gelegenheit ſehr liebloſe Anmerkungen über die unſchuldige Sabine vorgebracht. Marie hatte natürlich eine ſehr unruhige und ſchlafloſe Nacht. Bisher hatte ſie ſich immer geſchmeichelt, daß ſie Schrödern gar nicht gleichgültig ſey. Nun kämpften in ihrer Seele Zweifel, Verdacht und Eiferſucht, und tauſend andre quälende Empfindungen, die Du Dir, mein beſtes Julchen, beſſer denken kannſt, als ich ſie beſchreiben kann. Mit ängſtlicher Ungeduld ſah ſie der nächſten Mittwoche entgegen, da ihre Mutter wieder mit ihr zu der Predigerwittwe gieng. Das erſte, was ihr bey dem Eintritt in das Zimmer in die Augen fiel, war Schröder, der, Sabinen zur Seite, am Klavier ſtand, ſie eine Arie herklimpern hörte. Er gerieth ſowohl in Verwirrung als ſie, und dachte weiter nicht mehr ans Klavier. Er ſprach viel mit Marien, und bezauberte das arme Mädchen nur noch mehr. Nach einer Stunde nahm er Abſchied, und bedaurte ſehr, daß er bey ſeiner Herrſchaft ſo gebunden ſey, und alle Abende mit ſechs Uhr ſich zum Spiel einfinden müſſe; Doch bath er ſich die Erlaubniß aus, öfter kommen und Sabinen auf dem Klavier das, was er wiſſe, lehren zu dürfen; Ein Zuſatz, den Marie nicht gleichgültig anhören konnte. Die Pfarrwittwe war nun wieder voll von Schröders Lob, und Sabine erhub auch ſein Klavierſpielen mit der größten Lebhaftigkeit. Mariens Mutter war bey ihrer Nachhauſekunft noch ärgerlicher über Schrödern, als ſie vor acht Tagen geweſen war. Haſt dus gehört, ſagte ſie zu ihrer Tochter, daß er Sabinen das Klavierſpielen lehren will, und wie die Mutter darüber frohlockte? Ich kann gar nicht begreifen, was er an dem dürren, bleichſüchtigen Geſchöpf finden kann?

Und

Und die vierhundert Thaler, die ſie einſt bekommt, werden ihn doch auch nicht anlocken, da es ja noch zwanzig beſſre Parthien gibt. Er muß ein Menſch ohne alle Ueberlegung ſeyn; Ich hått ihm mehr Verſtand zugetraut. Marie håtte ihn gern vertheidiget, wenn ſie nicht gefürchtet håtte, ſich zu verrathen. Sie glaubte freylich, aus einigen Aeuſſerungen ſchlieſſen zu dürfen, daß er auf ſie ein Auge håtte; Aber Sabine, und ſein Verſprechen, ſie im Klavierſpielen zu unterrichten, machte ihr doch tauſend Unruhe. — Am nåchſten Sonntag predigte Schröder, und Marie merkte mehr als zwanzigmal, daß ſein Blick dem ihrigen begegnete, oder ihn aufſuchte. Sie faſſte nunmehro wieder neue Hofnung. Ihre Mutter ſagte, als ſie aus der Predigt heim kam: Das war wieder eine trefliche Predigt. Man kann den Schröder doch nicht bös ſeyn. Wenn er nur nicht ſo ein Narr mit der Sabine wåre! Ach Mama, ſagte Marie; Vielleicht ſtellen Sie ſichs auch nur ſo vor. Sie ward hiebey roth, und konnte nicht weiter reden. Mit zårtlicher und freudiger Ungeduld ſah ſie nun wieder der Mittewoche entgegen.

Fortſetzung, den 30ſten April.

Hier muſſte ich letzthin abbrechen, meine Theure, und konnte, weil wir eine Wåſche hatten, zween Tage lang gar nicht zum Schreiben kommen. Ich erſchrack, da ich meinen Brief wieder hervorlangte, daß ich ſchon ſo viel geſchrieben hatte, Du muſſt mir dieſe Weitlåuftigkeit verzeihen. Ich kann mir bey dem ſo verånderlichen und verdrieſslichen Aprilwetter keinen beſſern Zeitvertreib machen, als durch Schreiben. Ich überliefre Dir Mariens Geſchichte faſt mit eben denen Worten, womit ſie mir ſie erzåhlt hat, weil ich glaube, daß dieß ſie am beſten in Deinen Augen entſchuldigen,

und

und Dir Mitleid mit ihrem Zuſtand einflöſſen wird. Ich nehme ſo viel Antheil an dem guten Mädchen, daß ich Tag und Nacht nichts anders denken kann, als ſie; Du wirſt gewiß eben ſolchen Antheil an ihr nehmen. Doch, ich fahre in Erzählung ihrer traurigen Geſchichte fort.

Sie gieng an dem gewöhnlichen Tag wieder mit ihrer Mutter zu der Predigerwittwe; Aber Schröder war nicht da. Das arme Mädchen war darüber äuſſerſt unruhig, und ward es noch mehr, da ihre Sabine ſagte, er ſey geſtern über zwo Stunden da geweſen, und habe ganz vortreflich auf dem Klavier geſpielt. Auch Sabinens Mutter ſprach entzückt von ihm und ſeiner letzten Predigt, und ließ ſich mehrmals nur zu deutlich merken, wie viel ihre Tochter bey ihm gelte. Marie konnte kaum die Bewegungen, die in ihrer Seele vorgiengen, verbergen, und ihrer Mutter entwiſchten auch ein paarmal ſolche Anmerkungen, die ihr Mißvergnügen nur zu ſehr verriethen. Auf dem Heimweg und zu Hauſe ließ ſie gegen Marien ihren Unwillen erſt ganz heraus, und ſchimpfte auf Schrödern, und noch mehr auf die Pfarrerin, die, wie ſie ſagte, den jungen Menſchen in ihrem Haus einſetzte und verführte. Ich will, ſetzte ſie hinzu, keinen Schritt mehr in das Haus thun. Dieſer Zuſatz war für Marien vollends ein Donnerſchlag. Sie litte ſchon genug, daß Schröder dießmal nicht gekommen war, ſtellte die traurigſten Muthmaaſſungen drüber an, fühlte alle Qualen der Eiferſucht auf Sabinen; Und nun ſollte ſie ihn gar nicht mehr ſehen. Tauſend ſolche Gedanken quälten ſie den Einen Tag wie den andern, und raubten ihr bey Nacht allen Schlaf. — Am nächſten Montag Abend gieng ſie, wie gewöhnlich, bey dem Schlößchen vorbey; Und —

wie klopfte ihr Herz, als Schröder unter der Hofthüre ſtand! Wie klopfte es noch lauter, als er auf ſie zugieng, und ſie anredete! Er habe ſehr bedaurt, ſagte er zu ihr, daß er letzthin nicht habe kommen können. Es ſey Geſellſchaft im Schloß geweſen, und da hab er zu ſeinem gröſſten Aerger da bleiben, und ſpielen müſſen. Sie werde doch ja Uebermorgen wieder kommen? — Sie zweifle, ſagte Marie behend, wollte weiter reden; Da öfnete ſich die Hofthüre, und ſie lief ſchüchtern davon. Noch ganz auſſer ſich und zitternd kam ſie heim. Die Mutter ſchalt ihr entgegen, wo ſie ſich ſo lang aufgehalten habe? In der erſten Verwirrung ſagte ſie: Herr Schröder hat mich aufgehalten. — Wie? Was? Schröder? rief die Mutter aus, und glühte vor Unwillen. — Ja, Mama! ſagte Marie zitternd. Er läſſt Ihnen ſein Kompliment machen. Er hat letzthin nicht kommen können; Aber Uebermorgen kommt er. — Was geht mich und dich der Schröder an? ſagte die Mutter, noch im Unwillen. Sag er das der Pfarrerinn und der Mamſel Sabine! Was haſt du mit ihm zu reden? — Marie ſchwieg und gieng an ihre Arbeit. — Nach einiger Zeit fieng die Mutter, mit gelinderer Stimme, an, ſich wieder nach Schrödern zu erkundigen. Sie that an ihre Tochter hundert Fragen, und ward ungewöhnlich freundlich, ſagte auch ſchon wieder: Ich will ſehen, ob er Uebermorgen wieder ſo viel mit Sabinen macht?

Marie konnte nun vor Freuden nicht ſchlaffen, da ſie es vorher vor Unruhe nicht gekonnt hatte. Sie hielt Schröders Geſpräch mit ihr für einen ſichern Beweis ſeiner Zuneigung gegen ſie, und ſchloß auch aus den Aeuſſerungen ihrer

Mut-

Mutter, daß ſie damit gewiß zufrieden ſey. Die herbeygeſeufzte Beſuchsſtunde bey der Pfarrerinn kam endlich. Ihre Mutter gieng dießmal früher als gewöhnlich. Da war noch kein Schröder. Neue Wolken von Unruhe ſtiegen nun in Mariens Seele auf. Endlich ſchellte man an der Glocke, und Schröder kam. Marie konnte ihre Freude kaum verbergen. Die Pfarrerinn grief ſich dießmal ungewöhnlich an, und wartete mit Wein auf. Schröder ſetzte ſich neben Marien. Dieß gab auf der Einen Seite freudige, und auf der andern ſcheele Geſichter. Er ſprach dießmal faſt allein mit Marien, und ſetzte ſich dadurch bey ihrer Mutter völlig in Gunſt. Da es ſieben Uhr ſchlug, um welche Zeit er ſonſt gewöhnlich nach Haus gieng, zog er ſeine Uhr heraus, und ſagte: Dießmal darf ich nicht in meinen Kerker. Meine Herrſchaft iſt verreiſt. Das war neue Freude für Marien. Um acht Uhr, da ſie mit ihrer Mutter gehen wollte, nahm auch Schröder ſeinen Hut und Stock, und erboth ſich, beyde nach Haus zu begleiten. Die Mutter nahm das Anerbiethen mit Freuden an. Sabine und ihre Mutter konnten ſich vor Unwillen kaum mehr halten, und brachen faſt in Grobheiten aus. Indeſſen gieng Mariens Mutter an Schröders Arm triumphirend fort. Marie ſelbſt glaubte im Himmel zu ſeyn, und konnte vor freudigem Entzücken kein Wort hervorbringen. Ihr Arm zitterte an Schröders Arm. Er ſtammelte auf dem Heimweg etwas von Vergnügen und dem Glück her, daß er ſo glücklich ſey, ſie heim zu begleiten; Er habe ſichs ſchon lang gewünſcht u. ſ. w. Die Mutter lobte ſeine Predigten, verkleinerte Sabinen, läſterte mit frommen Ton auf ihre Mutter, und ſo langte man vor ihrem Haus an. Schröder drückte Marien ihre Hand; Sie

erwiederte den Druck, und fiel vor Entzücken faſt in Ohnmacht. Er empfahl ſich der Mutter unter hundert Verbeugungen, und dieſe machte ihn hundert Komplimente und Dankſagungen für ſeine groſſe Mühe. Sie konnte nun ihren Lobserhebungen auf Schrödern gar keinen Einhalt thun, und blieb, der Kälte auf ihrem Zimmer ohngeachtet, eine halbe Stunde länger auf, als gewöhnlich, ließ ſich auch gegen Marien nicht undeutlich vermerken: Er wäre die erwünſchteſte Parthie für ſie, wenn er nur bald Ausſichten zu einer Pfarre hätte. Vielleicht, ſagte ſie, lebt unſer Pfarrer nicht mehr lang. Eine von den Urſachen, warum die Frau für Schrödern ſo ganz eingenommen war, mochte freylich der allgemeine Beyfall ſeyn, den er ſich durch ſeine Predigten erwarb. Die vornehmſte aber mochte wohl, nach allem, was Marie mir erzählte, die ſeyn, daß er ein ziemlich gutes Vermögen beſaß. Doch Marien war das Einerley. Genug, ihre Mutter war mit dem, für den ihre ganze Seele brannte, zufrieden, und ſie war vor Freuden auſſer ſich. Es war mir, ſagte ſie, das erſtemal ſeit den Tagen meiner Kindheit wieder ganz wohl, und ich glaubte, mehr im Himmel als auf der Welt zu ſeyn. — Sie hatte jezt nur noch Einen Kummer, daß ſie nehmlich ihren Schröder die ganze Woche durch nicht mehr als Einmal ſehen und Einmal ſprechen konnte. Seiner Liebe glaubte ſie nun wohl ziemlich gewiß zu ſeyn; Aber das war ihr jezt nicht mehr genug. Sie ſehnte ſich nun auch darnach, das Geſtändniß davon aus ſeinem eignen Munde zu hören; Und dazu ſah ſie ſobald keine Hofnung vor ſich. Du weiſſt ſelbſt am beſten, beſte Julie, wie ungedultig und ungenügſam die Liebe iſt. Marie ward durch ſie — damit ichs nur gleich mit dem rechten Namen nenne —

bis

bis zur Unbeſonnenheit getrieben, die ſo manches unerfahrne Mädchen ins Unglück ſtürzt, und auch bey ihr den Grund zu ihrem nachherigen Unglück legte. Statt zurückhaltend zu ſeyn, ward ſie zuvorkommend; Statt ſich aufſuchen zu laſſen, ſuchte ſie auf, gieng jeden Abend ein; auch zweymal bey dem Schlößchen vorbey, und da ſie endlich ihren Schröder antraf und er ſie anredete, da erklärte ſie ſich und ihre Liebe gegen ihn ſo deutlich, als kaum von ihm, dems doch als einer Mannsperſon weit weniger hätte verargt werden können, zu erwarten geweſen wäre. Es gehörte die gröſſte Billigkeit und gänzliche Verſetzung in ihre Lage, da ſie ohne alle Erfahrung auferzogen worden war, dazu, um ſie nicht eines völligen Mangels an weiblicher Delikateſſe, ja wohl gar der Koketterie zu beſchuldigen. Zum Glück gehörte Schröder nicht unter die Männer, die durch lange Erfahrungen die Schwachheiten unſers Geſchlechts zur Befriedigung ihrer Lüſte zu benutzen gelernt haben. Aber er war, welches in dieſem Fall eben ſo ſchlimm war, und wie ich ſchon oben anführte, ein feuriger, ſanguiniſcher Menſch, der mehr nach dem jedesmaligen Antrieb ſeines Herzens, als nach Grundſätzen handelte; Zwar kein Verführer, aber durch jeden Umſtand ſelbſt verführbar. Denk Dir nun, meine Liebe, einen ſolchen Menſchen, und ein unerfahrnes, mit der Welt, und noch mehr mit dem andern Geſchlecht gänzlich unbekanntes, friſch aufblühendes Mädchen, das bisher alle Lebhaftigkeit der Jugend in ſich ſelbſt verſchlieſſen, und dadurch nur noch mehr nähren muſſte, ein Geſchöpf, das alle ihre Empfindugen gerad herausſagt, und nirgend nichts Böſes argwohnt, ſo kannſt Du Dir die Gefahr vorſtellen, in der unſer Paar, bey ſeiner eben erſt auflodernden

Liebe, ſchweben muſſte. Denk Dir noch hinzu, daß ſie ſich nur ſelten ſehen, noch ſeltener, und nur in verſtohlnen Augenblicken, ſprechen konnten! Hinderniſſe, die die Flamme in ihrem Buſen immer noch mehr anfachen muſſten. Ob Mariens Mutter gleich ſo ſehr mit Schrödern und ſeiner Zuneigung zu ihr zufrieden zu ſeyn ſchien, ſo wagte es doch das, in anderer Abſicht ſchüchterne Mädchen nicht, mit der Sprache gerad heraus zu gehen, zumal da ihre Mutter nie geſucht hatte, ſie in irgend einer Sache, und am allerwenigſten in Herzensangelegenheiten zu ihrer Vertrauten zu machen. — Sie traf ihn alſo, wie ich ſagte, einſt an einem Abend an, ſprach eine Viertelſtunde mit ihm, und that ihm, ohne viele Umſtände, und ohne viel vorhergegangene Veranlaſſung, ein völliges Geſtändniß ihrer Liebe, das ihn ſo entzückte, daß er ihr mit den feurigſten Küſſen dafür dankte. — Mit der ungeduldigſten Sehnſucht ſah ſie der nächſten Mittewoche entgegen; Aber wie erſchrack ſie, als die Pfarrwittwe ihrer Mutter ſagen ließ: Sie müſſte ſich ihren Beſuch heut verbitten, weil ſie anders wohin gebethen ſey. Die Mutter gerieth darüber faſt in Wuth; Denn ſie ſetzte als ganz gewiß voraus, das ſey weiter nichts als ein leeres Vorgeben, und die Pfarrerinn wolle nur nicht, daß Schröder ihre Tochter ſehen ſoll. Sie betheuerte alſo, ſie wolle keinen Fuß mehr in ihr Haus ſetzen. Marie ward darüber noch mehr betroffen, und ſaß den ganzen Abend ſchweigend da, und hatte nur Mühe, ihre Thränen zu verbergen. Doch glimmte noch immer in ihrem Herzen ein Fünkchen von Hofnung. Wenn er zu der Pfarrerinn kommt, dachte ſie, und Niemand zu Haus antrift, ſo kommt er gewiß in mein Haus. Sie betrog ſich aber;

Schröder kam nicht, und ſie dachte nicht daran, daß Niemand als ſie ſelber daran Schuld ſey; Denn ſie hatte Schrödern ihre Mutter als das ſtrengſte, wunderlichſte Weib abgeſchildert, vor der man ja alles recht geheim halten müſſte.

Zween Tage drauf traf ſie am Abend ihren Geliebten wieder an, und da ſagte er ihr, warum ſie doch letzte Mittewoche mit ihrer Mutter nicht zu der Pfarrerinn gekommen ſey? Er habe den ganzen Abend gewartet, und ſey faſt vor Ungeduld vergangen. Sie erzählte ihm die Niederträchtigkeit der Pfarrerinn, lief voller Unwillen heim, und erzählte ihrer Mutter Alles haarklein wieder. Anſtatt dadurch etwas gut zu machen, machte ſie nur übel ärger. Ihre Mutter ſchimpfte, tobte, und vermaß ſich hoch und theuer, nicht mehr zu der Pfarrerinn zu gehen. Und das ſag ich dir, ſetzte ſie im Unwillen hinzu: daß du mir mit dem Schröder nichts mehr zu ſchaffen haſt! Oder ich enterbe dich. Man hat nichts als Aerger und Verdruß davon.

Das war der armen Marie ein Donnerſchlag. So ungerecht es war, daß die Mutter den Zorn über die Pfarrerinn ſie und ihren Schröder mit entgelten ließ, ſo hatte ſie doch nicht das Herz, ein Wort dagegen zu ſagen; Denn ſie kannte ihre Mutter, daß man ſie durch den kleinſten Widerſpruch nur noch mehr aufbringe. Sie hatte nun das traurigſte, betrübteſte Leben. Ihre Mutter ſah beſtändig ſtürmiſch aus, und murrte jeden Tag vom Morgen bis in die Nacht unaufhörlich fort. Sie durfte es nicht wagen, ihren Schröder zu ſprechen. Als er den nächſten Sonntag drauf predigte, und ſich Marie in die Kirche ankleiden wollte, ſo riß ihr die

Mutter die Kleider aus der Hand und ſchrie: Was? du willſt ihm ſchon wieder nachlaufen? Komm mir nur, und laß dichs gelüſten! Ich laſſe dich wahrlich nicht mehr über meine Schwelle, du verbuhltes Thier!

Stell Dir nun, liebſtes Julchen, den Zuſtand der armen Marie vor! Mit einem Herzen zen voll der glühendſten Liebe, ohne einen Schein von Hofnung, ihren Geliebten nur auf einen Augenblick zu ſprechen, immer von dem Gedanken gefoltert: Jetzt ſitzt er vielleicht bey Sabinen, hält mich für ungetreu, und fängt an, mich zu haſſen, und endlich gar zu vergeſſen — ſaß ſie ganze Tage lang bey ihrer Mutter, die — von gekränktem Ehrgeitz gefoltert — immer in ſie hineinknurrte, und jeden Tag mürriſcher und unausſtehlicher wurde, weil ihr zwanzig dienſtbare und verläumderiſche Weiber täglich Läſterungen von der Pfarrerinn zutrugen, die auch ganz erbittert war, und ſagte: Marie habe ihrer Tochter durch Buhlerey Schröders Herz geſtohlen, und was ſolcher Verläumdungen mehr waren, die Mariens ehrgeitzige Mutter immer mehr aufbrachten. Da ſaß nun das Mädchen, zehrte ſich heimlich ab, und vergieng faſt vor Gram. Endlich wachte die gekränkte Liebe mit aller Macht in ihrem Herzen auf, und empörte ſich auf Einmal gegen alle Hinderniſſe. Sie zog ſich an einem Abend, als ihre Mutter ausgegangen war, an, ſchlich ſich aus dem Haus, und lief gerade zu dem Schlößchen hin. Schröder ſah eben aus einem Fenſter, und ſprang die Treppen herab, und kam unter das Hofthor. Marie ſank ihm beynahe ohnmächtig in den Arm, und konnte einige Augenblicke nichts reden. Endlich fragte ſie Schröder: Lieben ſie mich noch? Sie betheuerte ihm

das,

das, und erzählte ihm alles, was indeſſen vorgefallen war, und wie viel ſie bey ihrer Mutter hab ausſtehen müſſen. Indem ſie ſich ſo darüber gegen einander beklagten, gieng Sabine mit ihrer Schweſter an ihnen vorbey, und ſchlug ein lautes, unſinniges Gelächter auf. Herr Gott, nun bin ich verrathen! ſagte **Marie**, und verließ ihren Schröder eilig und zitternd. Ihre Mutter war zwar noch nicht zu Haus, als ſie heim kam; Aber ſie konnte von Sabinens Eiferſucht alles erwarten, und zitterte, daß ihre Mutter durch ſie gewiß ihre Unterredung mit Schrödern erfahren werde. Das geſchah auch. Den andern Tag ſprach ſchon das ganze Städtchen davon, und am dritten Tag kam ein Weib, das vermuthlich heimlich von der Pfarrwittwe abgeſchickt war, und erzählte **Mariens** Mutter, daß ihre Tochter Schrödern überallhin nachlaufe, und erſt vorgeſtern in einer ſehr vertrauten Stellung mit ihm ſey geſehen worden. Die Mutter ward darüber wüthend, ſpie Gift und Galle, ſtellte **Marien**, ſobald die Schwäzerinn aus dem Hauſe war, zur Rede, ſchlug ſie in das Geſicht, daß ihr das Blut aus Mund und Naſe lief, und wollte ſie mit Gewalt aus dem Hauſe ſtoſſen, ließ ſich auch nicht eher erbitten, davon abzuſtehen, als bis ihr **Marie** auf den Knien gelobte, ſie wolle kein Wort mehr mit Schrödern ſprechen. — Das arme Mädchen war nun unglücklicher als jemals. Ihre Mutter ſchalt täglich in ſie hinein, ihrem Geliebten hatte ſie entſagt, und glühte doch ſo ſehr für ihn. Sie welkte ab, fieng an zu kränkeln, und ihre Mutter ſchien ſich darum gar nicht zu bekümmern, ſprach auch nie mit ihr, als wenn ſie zankte. So ſehr kann Geitz und Ehrgeitz die Menſchen zu Unmenſchen herab erniedrigen. So vergiengen drey Wochen; Ein Tag war wie der

 andre,

andre, als der Pfarrer des Städtchens unvermuthet an einem Steckfluß ſtarb. Der Edelmann, bey dem Schröder war, hatte die Stelle, in Gemeinſchaft mit ſeinem Bruder, der am Darmſtädter Hof in Dienſten ſtand, zu vergeben, und Jedermann im Städtchen ſagte, Schröder werde die Pfarre bekommen. Auch wars der allgemeine Wunſch der Einwohner. Es ſtund keine acht Tage an, ſo ward Schröder auch ernannt, die Pfarrdienſte indeſſen zu verſehen. Nun fieng Mariens Mutter auf Einmal wieder an, freundlich zu werden, und mit ihr zu ſprechen. Sie lobte Schrödern in ihrer Gegenwart gegen andre, ſagte, er ſey ſo glücklich, wenn er die Stelle bekomme, wen er dann wohl heyrathen werde? und dergl. Am nächſten Sonntag Morgen ſagte ſie von ſelbſt zu Marien, ſie ſolle ſich doch anziehen, um in die Kirche zu gehen, und erhub nachher ſeine Predigt bis zum Himmel. Sie ließ Marien des Abends wieder ausgehen, fragte ſie ganz freundlich, ob ſie Herrn Schrödern, oder, wie ſie ihn jetzt immer nannte, den Herrn Pfarrvikarius, nicht geſprochen habe? bedaurte, daß ſie nicht mehr zur Pfarrerinn kommen könne, und gieng endlich ſo weit, daß ſie ihrer Tochter beynah mit ganz klaren Worten ſagte: Sie ſoll ihn aufſuchen, und ins Haus bringen. Marie ließ ſich das nicht zweymal ſagen; Sie lief zu dem Schlößchen hin, ſchellte, weil ſie Schrödern nicht ſah, herzhaft an der Glocke, ließ ihn herabkommen, erzählte ihm mit tauſend Freuden die bey ihrer Mutter vorgegangene Aenderung, und brachte ihn noch denſelben Abend mit ſich in ihr Haus. Die Mutter war die Freude und Freundlichkeit ſelber, war unverſchämt genug, Schrödern zu fragen, warum er doch ſie und ihre Tochter nie beſucht habe? und wartete mit allem auf, was

ſie im Haus hatte. Sie fieng ſogleich an, ihn wegen der Pfarrſtelle auszufragen, und wuſſte ſich vor Freuden kaum zu faſſen, als er ſagte, daß er von ſeiner Herrſchaft ſchon die völlige Zuſicherung zu der Stelle habe, und daß gar nicht zu zweifeln ſey, daß der Bruder ſeines Prinzipals ihm auch ſeine Stimme geben werde. Kaum konnte ſie ſich halten, daß ſie ihm nicht ihre Tochter ſelber antrug, ſpielte immer auf Sabinen an, und wollte eben herausplatzen, als zum Unglück jemand kam, und Schröder bald darauf ſich beurlaubte. Sie lud ihm dringend ein, Morgen ja wieder zu kommen, lobte ihn gegen ihre Tochter unaufhörlich, und gab ihr die allerſüſſeſten Worte. Wer war nun glücklicher als Marie, die noch eine halbe Stunde ungeſtört mit ihm in der Hausthüre redete, und ſich in ſeinen Armen ganz den Entzückungen der Freude überließ, und ihn ſelbſt aufmunterte, ſobald als möglich bey ihrer Mutter um ſie anzuhalten. Er verſprachs, und gieng voll Entzücken heim.

Den andern Tag kam er frühzeitig wieder, mit dem Vorſatz, bey Mariens Mutter ſeinen Antrag zu machen. Dieſe aber war ſo ungedultig, daß ſie ihm die Worte ſelbſt in den Mund legte — und ihn, als er anfieng, nicht ausreden ließ. Sie ſollen meine Tochter haben, ſagte ſie; Hier haben Sie meine Hand, Herr Schwiegerſohn! Ich geb ihr 1000 Thaler mit. Sie haben ja auch 1000 Thaler eigenes Vermögen? — Schröder küſſte erſt ſeine Marie, eh er ihr antwortete, und gab ihr, da ſie ihre Frage wiederholte, zur Antwort, daß er 1200 Thaler habe. Die Mutter war nun auſſer ſich vor Freuden, und unſer Paar wars auch. Sie drang darauf, aus Furcht, die Sache möchte

rück-

rückgängig werden, daß die Ehepakten gleich den folgenden Tag in Beyſeyn eines Notarius ſollten aufgezeichnet werden. Schröder ließ ſich das ſehr gern gefallen, und es geſchah den Tag darauf. — Noch konnte Marie ſich in das, was mit ihr vorgegangen war, kaum finden, kaum es glauben. Welche plötzliche Veränderung! Welch ein Uebergang von gänzlicher Troſtloſigkeit bis zum höchſten Gipfel des Entzückens! Das liebevolle Paar muſſte voll Taumel, muſſte berauſcht werden, und beſonders Marie; Vorher durfte ſie, in Gegenwart ihrer Mutter, kaum einen Blick auf eine Mannsperſon werfen, ohne kränkenden Tadel zuhören; Und nun warf ihr die Mutter öfters ſelbſt vor, ſie begegne ihrem Liebhaber ſo zurückhaltend und kalt, und befeuerte dadurch die Leidenſchaft des Mädchens nur noch mehr. — Um die 1000 Thaler zuſammen zu bringen, die die Mutter ihre Tochter zur Mitgift verſprochen hatte, beſchloß ſie, eine Reiſe von etlichen Tagen aufs Land und in die Gegenden zu machen, wo ihr Mann Pfarrer geweſen war. Sie hatte nehmlich da an die benachbarten armen Prediger und Bauren bald gröſſere, bald kleinere Summen Gelds gegen ziemlich hohe Zinſen ausgeliehen, und wollte nun dieſes Geld einkaſſiren. Als ſie von ihrer Tochter und von Schrödern Abſchied nahm, da ſagte Schröder: Wir wollen uns ſchon ſo aufführen, Frau Mama, daß wir Lob verdienen. — Ey! verſezte dieſe: Meinetwegen könnt ihr mit einander machen, was ihr wollt; Ihr ſeyd ja ein Paar. — Indem Schröder über dieſe freye Art zu reden ſchalkhaft bey ſich lächelte, traf ſein Auge auf Mariens Auge. Sie ſchlugs plötzlich nieder, und ward feuerroth. Beyde moch-

mochten dunkel etwas bey ſich denken, ohne ſich ſelbſt Rechenſchaft geben zu können, was? —

Nun war unſer Paar, nach ſo langem Zwang, nach ſo vielen überſtandnen Hinderniſſen, allein, ohne Zeugen, ganz ſich ſelbſt und ſeiner Leidenſchaft überlaſſen. Schröder kam, weil ſeine Herrſchaft gerade auf Beſuch bey einem benachbarten Grafen war, gleich früh Morgens in Mariens Haus, und blieb bis in die ſpäte Nacht da. Eine Seeligkeit, von der das liebetrunkne Paar ſich noch vor ein paar Wochen nichts hätte träumen laſſen. Aber ach, Julchen, eine Seeligkeit von kurzer, kurzer Dauer; Ach Gott, eine Seeligkeit, die für ihr Herz zu ſtark war, von der ſie ſich einſchläfern, betäuben, und hinabſtürzen lieſſen in die unabſehlichſten Tiefen von Elend. Julie, mir ſchaudert noch, ich zerflieſſe noch in Thränen, wenn ich an den Augenblick denke, da Marie nun auf dieſen Punkt kam; Da ihre Rede auf Einmal ſtockte, und ſie einem Menſchen glich, der zwiſchen Blumen wandelt, und auf Einmal auf ein Grabmal ſtöſſt, und bebend ſtille ſteht. — Sie wurde blaß, blickte nieder auf ihren Schooß, ſchlug die Hände jammernd zuſammen, und ſank endlich halb ohnmächtig an meinen Buſen, um da ihr Geſicht zu verbergen. — Marie! ſagte ich; Ich bedaure ſie. Erſparen ſie ſich das Geſtändniß! Ich errath es; Jugend, Leidenſchaft, Gelegenheit — Und feſte Ueberzeugung, fiel ſie mir in die Rede, bald getraut zu ſeyn, ach, und das Wort, das meine Mutter noch beym Abſchied ſagte ...! O Sophie, gröſſern Jammer gibt es auf der Welt nicht, als den ſolch ein Fehltritt bringt. Wie ruhig war ich nicht, ſo lang ich meiner Pflicht getreu war! Aber nun, nach dieſer traurigen Verirrung ... Ach, ſie ſehen ſelbſt,

wie

wie ich ſo elend bin. Wüſſten ſie die Leiden alle, die ich ſeit jener Stunde, da meine Unſchuld ſtarb, ſchon ausgeſtanden habe, es wäre ihnen unbegreiflich, daß ich noch lebe, ſo wie es mir ſelbſt unbegreiflich und oft ganz unglaublich iſt. O Sophie, man ſieht erſt ein, welch ein Schatz Unſchuld und Reinigkeit des Herzens iſt, wenn man dieſes Kleinod verlohren hat. Ach ich bitte, ich beſchwöre ſie, entziehen ſie mir ihre Achtung, ihre Liebe nicht, Sophie! Ich wich von der Bahn der Tugend ab; Aber ich verdiene Mitleid. Kein Menſch auf der Welt verdient mehr Mitleid, als ein Mädchen in meinem Zuſtand. — Ja wohl, meine Julie, verdient ein ſolches Geſchöpf vor hundert andern Mitleid, und beſonders ein Mädchen, wie Marie. Denn überleg einmal, meine Liebe, ihre ganze Lage, die ich Dir bisher beſchrieben habe! Ueberleg ihre Unerfahrenheit bey dem Feuer ihrer Liebe! Ueberleg Schröders Heftigkeit, die Hofnung, die vor beyden ſchwebte, die gleichſam aufreizende Mutter, und die einladende Gelegenheit; So begieng Marie freylich immer noch einen groſſen Fehler, aber doch einen Fehler, der vor hundert andern dieſer Art mitleidiges Schonen und entſchuldigende Nachſicht verdient. Hätt ihre Mutter ſie nicht ſtrenger als eine Nonne auferzogen, hätte ſie ihr Kind frühzeitig in ernſthaften, vertraulichmütterlichen Unterredungen mit einer Leidenſchaft, für die Mariens Herz ſo ganz geſchaffen war, und die ohne Leitung ſolche traurige Folgen nach ſich ziehen kann, und mit dem andern Geſchlecht bekannt gemacht, ſo wäre Marie wahrſcheinlich nicht ſo tief gefallen. Aber wie ſo ſelten ſind die Mütter, die in dieſen wichtigſten Angelegenheiten die Vertraute ihrer Töchter ſind! Man vermeidet ſorgfältig jedes Geſpräch, das

nur

nur von fern auf den Punkt von der Liebe führen könnte, und erhält die Töchter mit allem Fleis in der Unbekanntheit mit einem Lande, das doch beynah jedes Mädchen, wenigſtens Einmal in ihrem Leben, früh oder ſpät, durchwandert. Was Wunder demnach, wenn ſo viele Unglückliche in dieſer, ihnen unbekannten Gegend ſich verirren. Dank ſeys meiner rechtſchaffnen Mutter, daß ſie frühzeitig mich in ernſten feyerlichen Stunden mit der Liebe bekannt machte, und mir alle die Gefahren ſchilderte, die einem Unerfahrnen dabey aufſtoſſen!

Doch ich bin da, ich weis ſelbſt nicht, wie? ins Moraliſiren, oder wie Dus nennen willſt, hineingekommen, und muß wieder einlenken, um endlich einmal die traurige Geſchichte Mariens zu endigen, nach deren Schluß Du Dich vielleicht ſchon zu lang geſehnt haſt.

Mariens Mutter kam wieder zurück voll Vergnügen, weil ſie brav Geld mit ſich brachte. Die Anſtalten, die ſie jetzt zur Ausſteuer machte, lieſſen ſie die Veränderung, die in dem Gemüth ihrer Tochter vorgegangen war, und die ſich oft auch in dem Geſicht und in ihrem ganzen Betragen ausdrückte, nicht bemerken. Deſto mehr litt das unglückliche Mädchen in der Stille. Ihr Herz ſchlug, und ihr Geſicht färbte ſich mit Schamröthe, ſo oft Schröders Auge dem ihriben begegnete. Trübe Schwermuth bemächtigte ſich ihrer, ſo oft ſie mit ihm allein war. Er, der leichtſinniger dachte als ſie, tröſtete ſie immer damit, daß er ja nächſtens das Amt bekomme, und ſie heyrathete, und daß dadurch ihr Fehltritt, wenn er ja Folgen haben ſollte, zugedeckt werde. Aber das war leerer Troſt, der ein verwundetes

Ge-

Gemůth, das ſeine Pflichten verletzt hat, nie ganz heilen kann.

Nach und nach ward er, ſo leichtſinnig er ſonſt war, doch auch ein wenig unruhig; Denn die Entſcheidungsantwort von dem Bruder ſeines Prinzipals, die ſchon ſo lang håtte eintreffen kőnnen, blieb von einem Poſttag zum andern immer aus. Ja, es kam ihm auch vor, als ob ſeine Herrſchaft in Geſinnungen und im Betragen gegen ihn ſich vőllig zu verändern anfange. Der Baron und ſeine Frau ſahen oft verdrůßlich aus, ſchnurrten ihn an, und brachten ihn dadurch auf allerley Verdacht. Dieſer wuchs noch mehr, als ein Getrőtſch im Städtchen herum ziemlich laut zu werden anfieng, daß es noch zweifelhaft ſey, ob Schrőder die Pfarrſtelle bekomme, indem der Sohn der Pfarrwittwe, Sabinens Bruder, groſſe Hofnung darauf habe. Endlich entdeckte ihm auch der Kammerdiener, der viel auf ihn hielt, die Herrſchaft ſey entſetzlich gegen ihn aufgebracht, weil er ſich einmal in dem Haus der Pfarrwittwe einige freye Urtheile über die Herrſchaft hab entfahren laſſen, die die Frau wieder in das Schloß getragen habe. Schrőder war bey Anhőrung dieſer Nachricht auſſer ſich. Er fluchte auf die Pfarrerin, wollte im erſten Anfall von Wuth zu ihr ins Haus laufen, und ſie zur Rede ſtellen. Aber was wollt er damit ausrichten? Es war nur zu wahr, daß er die Unbeſonnenheit begangen, und ſich über ſeine Herrſchaft luſtig gemacht hatte. Um doch aber ſeinen Zorn ein wenig Luft zu machen, ſchrieb er einen äuſſerſt heftigen Brief an den Sohn der Pfarrerinn, und warf ihm darinnen vor, daß er alle Pflichten der Freundſchaft übertrette, indem er ihm das Amt wegzunehmen ſuche. Auch war er unbeſonnen genug, den nächſten

ſten Sonntag drauf über die Verläumdung zu predigen, und da die Pfarrerinn ſo deutlich zu ſchildern, daß jedermann mit Fingern auf ſie wies, und ſie natürlich noch mehr gegen ihn aufgebracht wurde.

Mariens Mutter hörte nun auch etwas von den Abſichten der Pfarrerinn, und ward äuſſerſt unruhig darüber, und ſo murriſch, daß die arme Marie, die ſchon unglücklich genug war, auſſerordentlich viel litt, und nun ganz ſchwermüthig wurde. Nach ſechs Wochen kam endlich Antwort von dem Baron in Darmſtadt, und er gab ſeine Stimme dem Sohn der Pfarrerinn. Schröders Prinzipal eröfnete ihm das, und ſagte ihm nach vielen Umſchweifen: Er dürfe ſeinen Bruder nicht vor den Kopf ſtoſſen, und müſſe alſo ſchon auch ſeine Stimme dem Sohn der Pfarrerinn geben. Er wolle für ihn ſchon auf eine andere Art ſorgen. Die Würkung, die dieſe Antwort auf Schrödern thun muſſte, kannſt Du Dir, meine Beſte, ſelbſt beſſer vorſtellen, als ich ſie Dir beſchreiben könnte. Die Nachricht verbreitete ſich ſchnell im Städtchen, und kam auch vor Mariens und ihrer Mutter Ohren. Die erſtere fiel in Ohnmacht, und die letztere wüthete und ſtürmte mit den bitterſten Vorwürfen auf ihre unglückliche Tochter ein, ſobald ſie wieder zu ſich ſelber kam. Dieſe unterlag der Laſt ihres Kummers, und ward krank. Schröder wagte ſich zween Tage nicht unter die Augen von Mariens Mutter. Endlich kam er, muſſte faſt die bitterſten Vorwürfe, und dann noch die Nachricht anhören, ſeine Geliebte ſey krank. Er ſtürzte ſich ins Zimmer hinein, und warf ſich vor Mariens Bette nieder. Kaum war er mit ihr allein, ſo entdeckte er ihr ſeinen Vorſatz, ſeines Prinzipals

Haus zu verlaſſen, und ſein Glück anderswo zu ſuchen. Aber ſie bath ihn mit Thränen und mit aufgehobenen Händen, ſie doch jetzt in ihrem traurigen Zuſtande nicht zu verlaſſen, und ließ nicht eher nach zu bitten, als bis er endlich einwilligte, und zu bleiben verſprach. Sie genas endlich wieder, aber nur zu ihrer Qual; Denn der Tod wär ihr jetzt wahre Wohlthat geweſen. Ihre Mutter ſchalt und murrte den ganzen Tag in ſie hinein. Schrödern begegnete ſie nicht nur mit dem gröſſten Kaltſinn, ſondern auch mit Grobheit, und ließ ſich nur gar zu deutlich merken, daß ſie nur wünſchte, ſeine mit ihrer Tochter eingegangene Verbindung wieder aufheben zu können. Marie litt darunter unausſprechlich viel. Schröder kam jetzt nur ſelten in ihr Haus, und ſchien von Tag zu Tag kaltſinniger gegen ſie zu werden. Welch eine fürchterliche Entdeckung für ihr Herz, das ſo voll Liebe war, wie das ihrige, das ihm ſo viel, das ihm Unſchuld, und mit dieſer alle Ruhe aufgeopfert hatte! Und doch war das nur der kleinſte und leichteſte Theil von ihrer Qual. Es war ihr noch gröſſeres Leiden zubereitet. Ihre traurige und ſchröckliche Vermuthung, ſie möchte ſchwanger ſeyn, ward immer wahrſcheinlicher, und zuletzt gar Gewißheit. Ich fühle es, daß ich nicht im Stande bin, Dir, meine Julie, die fürchterliche Lage, in der jetzt Marie ſich befand, zu ſchildern. Lange kämpfte ſie mit ſich ſelbſt, und konnte ſich nicht dazu entſchlieſſen, ihrem Schröder, der immer ſeltner kam, und immer kaltſinniger wurde, das Bekänntniß davon abzulegen. Endlich wuſſte ſie doch keinen andern Ausweg mehr. Sie ſchrieb alſo einen Brief an Schrödern, worinnen ſie ihm das ſchröcklichſte Geheimniß entdeckte, und ihn um ſeinen Rath bath. Sie gieng drauf ſelbſt

am Abend vor das Schlößchen, ließ Schrödern herabkommen, und übergab ihm bebend den Brief. Mit der ängſtlichſten Ungeduld ſah ſie nun den Augenblick entgegen, da er zu ihr kommen würde. Er kam aber zween Tage nicht, und am dritten Tag am Abend kam ein Bedienter aus dem Schloß, und brachte ihr einen Brief von Schrödern, den ſie mich hat leſen laſſen. Der ganze Brief zeugte mehr von wilder Heftigkeit, die an Verzweiflung gränzte, als von Liebe, und ſein Hauptinnhalt war dieſer: Er ſehe wohl, daß er zum Unglück gebohren ſey. Schimpf und Schande warte nun auf ihn, und er ſehe kein andres Mittel vor ſich, als ſich aus dem Staube zu machen, und ſein Glück in der weiten Welt zu ſuchen. Er bedaure ſie, und wiſſ' ihr keinen Rath zu geben, da er ſich ſelbſt nicht zu rathen wiſſe. Marie hatte dieſen Brief kaum zu Ende geleſen, ſo ſank ſie aufs Bette in ihrer Kammer, wo ſie ſich eingeſchloſſen hatte, um von ihrer Mutter nicht bemerkt zu werden. Nach dem Erwachen aus einer langen Ohnmacht fühlte ſie ſich ſo matt, daß ſie kaum vom Bett aufſtehen, und ſich in die Stube ſchleppen konnte. Die ganze Nacht brachte ſie in Thränen ſchwimmend zu, und rang beynahe mit der Verzweiflung. Den andern Morgen war ſie ſo entkräftet und krank, daß ſie im Bette bleiben muſſte. Ihre Mutter ſchalt gewaltig auf ſie, daß ſie immer krank ſey, und ſo viel verſäumte. Das kommt alles, ſagte ſie, von dem verfluchten Schröder her. Marie bebte zurück, als ſie dieſes hörte; Denn ſie fürchtete, ihre Mutter habe das alles ſchon errathen.

Den nächſten Tag zwang ſich Marie, wieder auf zu ſeyn, ob ſie gleich noch äuſſerſt matt und

krank war, um nur ihrer Mutter allen Verdacht zu benehmen. Am Nachmittag gieng die Mutter aus, und ließ ihre Tochter allein. Das arme Mädchen überlegte nun ihr ganzes fürchterliches Schickſal. Sie ſah nichts als Schrecken und Verzweiflung vor ſich, und konnte ſich voraus ſagen, daß ihre Mutter ſie aufs allergrauſamſte mißhandeln, wo nicht gar aus dem Hauſe ſtoſſen werde, wenn ſie ihr Unglück erfahre; Und lang konnte ſie es nicht mehr vor ihr verbergen. Sie dachte alſo bald an Flucht, bald an noch fürchterlichere Dinge, und war in der troſtloſeſten Faſſung, als eben die Mutter die Treppe herauf kam, und mit einer Miene, die die grimmigſte Wuth ankündigte, ins Zimmer hereinſtürmte. Sie habe gehört, Schröder habe ſich geſtern, ohne von ſeiner Herrſchaft Abſchied zu nehmen, aus dem Staub gemacht, und die Urſache davon ſey, wie man allgemein vermuthe, Mariens Schwangerſchaft. — Weiſſt du, daß dein Kerl, der Schröder, fort iſt? rief die Mutter aus, indem ſie wüthend auf Marien losgieng. Bebend und halb ohnmächtig ſagte dieſe: Nein, ſie wiſſe nichts. Bekenn! rief die Mutter, indem ſie Marien bey der Bruſt feſt packte: Iſt es wahr, daß du ſchwanger von ihm biſt? — Um Gottes willen, Mutter! rief Marie, und fiel vor ihr auf die Knie nieder. Ach, Verzeihung und Erbarmen! — Alſo iſt es wahr, du Hure? rief die Mutter mit entſetzlichem Gebrüll aus, ſtieß ſie mit den Füſſen von ſich, daß ſie der Länge nach auf der Erde lag, riß ſie wieder bey den Haaren in die Höhe, ſchlug ſie mit geballter Fauſt in das Geſicht, daß das Blut aus Mund und Naſe ſchoß, und gieng mehr wie eine Barbarinn, als wie eine Mutter mit ihr um. Endlich ſagte ſie ihr, ſie ſolle augenblicklich aus dem Hauſe, und

ihr ja in ihrem Leben nicht mehr unter die Augen kommen! Marie mochte ſchluchzen, weinen, flehen, ſie um Gottes willen um Mitleiden und Erbarmen anrufen, es half alles nichts; Sie muſſte, ſo blutrünſtig, matt und elend ſie war, aus dem Hauſe, und die unmenſchliche Mutter ſchlug, unter den gräulichſten Flüchen und Verwünſchungen die Thüre hinter ihr zu. — Die arme Marie ſchwankte zu einer armen Frau, die in der Nachbarſchaft wohnte, und bath ſie um Gottes willen, ſie in ihr Haus aufzunehmen, welches die Frau auch that, und herzliches Mitleiden mit ihr bezeugte. Sie wuſch und reinigte ſie von ihrem Blut, gab ihr einige ſtärkende Mittel, und legte ſie in ihr eigenes und einziges Bette. Den folgenden Tag, da ſich Marie wieder etwas von ihrer Ermattung erholt hatte, bath ſie die arme Frau, zu ihrer Mutter zu gehen, und ſie auf das allerflehentlichſte um Mitleiden und Verzeihung zu bitten, und um die Erlaubniß anzuhalten, wieder heim kommen zu dürfen! Aber die Frau ward mit Fluchen und Schelten empfangen, und mit dem Bedeuten fortgeſchickt: Marie ſey ihr Kind nicht mehr; Sie wolle in ihrem Leben nichts mehr von ihr hören, und ſie ſolle nur machen, daß ſie bald aus dem Städtchen komme, wenn ſie nicht mit Schimpf und Schande draus gejagt werden wolle. —

Marie ward auf dieſe Antwort noch troſtloſer, als ſie ſchon war. Sie bewegte den Tag drauf die arme Frau nochmals, zu ihrer Mutter zu gehen, und ihr Bitten zu erneuern; Aber alles, was die Frau erlangen konnte, war, daß ihr die Mutter etlich alte Kleidungsſtücke, ein paar alte Hemder und einen halben Thaler für Marien mitgab, mit dem Zuſatz, damit könne

ſie ihrem Schröder nachziehen, und ſoll ſie jetzt ungeſchoren laſſen! — Marie beſchloß nun, ſo matt und kraftlos ſie auch war, das Städtchen zu verlaſſen, um der armen guten Frau nicht länger zur Laſt zu liegen. Es fiel ihr doch, mitten in ihrer Troſtloſigkeit ein, daß auf einem Dorf, drey Stunden von dem Städtchen, ein Amtmann ſey, der ein Verwandter von ihrem ſeeligen Vater, und ein Bruder von meinem Vetter, dem Amtmann iſt. Zu dieſem beſchloß ſie, ihre Zuflucht zu nehmen, und ihn um ſeine Hülfe anzuflehen. Morgens, mit Tages Anbruch, gieng ſie, in Geſellſchaft der armen Frau, aus dem Städtchen, und kam, weil ſie ihrer Kraftloſigkeit wegen nur ſehr langſam fortkommen konnte, gegen Mittag vor dem Haus des Amtmanns an, und bath ihn, nach einer kurzen aufrichtigen Erzählung ihres ganzen unglücklichen Zuſtandes, um ſeine Hülfe. Der Amtmann iſt, aller Erzählung nach, einer von denen Menſchen, die ein weiches, leicht zu rührendes Herz haben, ohne dabey genug Kraft und Muth und Entſchloſſenheit zu beſitzen, ſich des Nothleidenden ganz thätig anzunehmen; die es gerne ſehn, wenn einem Unglücklichen geholfen wird, aber die mit Hülfsleiſtungen verbundene Beſchwerlichkeit und Aufopferung gern auf andre wälzen. Und ſchalt alſo auf Mariens Mutter und ihre Grauſamkeit. Es ſoll ihnen geholfen werden, Baaſe! ſagte er. Laſſen ſie nur mich machen! Ich will ſchon dafür beſorgt ſeyn. Es ſoll alles gehen u. ſ. w. Er ſtellte drauf Marien ſeiner Frau als ſeine Baaſe und ein unglückliches Geſchöpf vor. Die Frau empfieng ſie ziemlich kaltſinnig, und ließ gleich in ihr erſtes Kompliment die Beſorgniß mit einflieſſen, wie ſie ihren Gaſt recht bewirthen, und bey der Menge ihrer Kinder werde unterbringen kön-

können? — Man ſetzte ſich bald darauf zu Tiſche. Der Amtmann und ſeine Frau, ſieben Kinder, zwo Mägde und Marie ſaſſen um den Tiſch herum. Der Platz war eng, und die Amtmänninn klagte das ganze Eſſen durch darüber, ließ auch mit einflieſſen, wo ſie wohl ein Bette für die Baaſe hernehmen wolle? Der Amtmann fragte Marien auf eine kränkende Weiſe um alle Umſtände ihres Unglücks aus, bedauerte ſie unaufhörlich, und ſetzte allemal hinzu: Es ſoll ihnen ſchon geholfen werden, Baaſe! Nach Tiſch hatte er in dem Nebenzimmer eine lange Unterredung mit ſeiner Frau, und kam ſichtbar ängſtlicher zurück, und ſagte Marien wieder: Man müſſe auf Mittel denken, wie man ihr helfen, und ſie irgendwo auf eine gute Art unterbringen könne. — Den andern Morgen kam er zu ihr aufs Zimmer, wo ſie neben vier Kindern in einem elenden Bette geſchlafen hatte, entſchuldigte ſich, daß er ſie nicht beſſer habe beherbergen können; Sie ſehe den Haufen ſeiner Kinder und die Enge ſeines Hauſes; Es ſey ihm bange wegen ihrer Niederkunft, weil ſie in ſeinem Hauſe keinen Platz haben würde; Daher hab er dieſe Nacht auf Mittel gedacht, ihr zu helfen; Und da ſey ihm endlich eines beygefallen. Sein Bruder, der Amtmann in Freydorf, ſey ein begüterter Mann, hab ein ſchönes Einkommen, und wenige Kinder. Der werde ſie gewiß mit Freuden aufnehmen. Er wolle ſie, wenn ſies zufrieden ſey, in einem Wagen dahin bringen laſſen, und ihr einen Brief an ſeinen Bruder mitgeben. Marie, die ihr Unglück ſchon beynahe ſtumpf und unempfindlich gemacht hatte, ließ ſich alles gefallen, und nahm ſeinen Vorſchlag an. Ihre Abreiſe ward gleich auf den folgenden Tag feſtgeſetzt.

Die Amtmänninn ward nun erſt recht freundlich gegen Marien, da ſie ihrer los zu werden hofte; Sie bezeigte ihr ihr Mitleiden, ſchimpfte auf ihre Mutter, und gab ihr tauſend gute Rathſchläge auf ihre Niederkunft. Der Amtmann ſchrieb den ganzen Nachmittag an einem Brief an ſeinen Bruder, und gab ihn Marien mit den Worten: Da ſteht alles drinnen. Meinem Bruder wird das Herz im Leibe brechen, wenn ers lieſt. Der Brief hat mich Mühe genug gekoſtet; Aber man muß helfen, wo man kann. Ich leiſte gerne Jedermann meine Dienſte; Mich ſoll gewiß kein Menſch umſonſt um Hülfe anſprechen. So pralte er noch lange fort, als ob er Marien alles aufgeopfert hätte.

Den Morgen drauf ward der Wagen angeſpannt, und Marie fuhr fort. Der Amtmann begleitete ſie zu Pferde bis auf das nächſte Dorf, gab ihr darnach ein paar Thaler, und nahm von ihr Abſchied. Weil es von dort aus bis hieher über acht Meilen Wegs iſt, ſo konnte ſie die Reiſe in Einem Tag nicht vollenden, und blieb auf einem Dorf, vier Meilen von hier, über Nacht. Die Wirthinn, ein geſchwätziges und neugieriges Weib, gab ſich alle Mühe, ihr ihre Geſchäfte abzulocken. Sie erzählte ihr alſo allerley, und unter andern: Es habe ſich vor zween Tagen, gleich vor dem Dorf drauſſen, eine traurige Begebenheit zugetragen. Zwey Herren Geiſtliche, die ſonſt gute Freunde geweſen, ſeyen einander von ohngefähr auf der Landſtraſſe begegnet, und weil ſie vermuthlich mit einander Verdrüßlichkeiten gehabt, ſeyen ſie vom Pferd geſtiegen, haben die Degen gezogen, und der eine habe den andern auf den Tod verwundet. Der Verwundete lieg in dem untern Wirthshaus im Dorf, der andre aber

aber ſey davon geritten. So widerſinnig und ungereimt dieſe Erzählung auch war, ſo fiel ſie doch Marien auf. Einige Umſtände der Erzählung lieſſen ſie etwas trauriges, das ſie ſelbſt mit angienge, ahnden und vermuthen. Sie fragte alſo weiter, wo denn die Geiſtlichen her geweſen ſeyen? Der Verwundete, ſagte die Wirthinn, ſey ein Pfarrer von Schleeſtädt; Von dem andern wiſſe ſie weiter nichts. Dieß war für Marien ſchon genug. Schleeſtädt war das Städtchen, wo ſie zu Haus war. Sie flog alſo in das andere Wirthshaus, und auf das Zimmer des Verwundeten. Da lag der Sohn der Pfarrwittwe, Sabinens Bruder, mit verbundenem Arm, auf einem elenden Bette, beym Schein einer düſtern Lampe. Er erkannte Marien ſogleich, wollte ſich aufrichten, war aber zu ſchwach dazu, und reichte ihr ſeinen linken Arm dar. Sie ſetzte ſich neben ihn ans Bette hin, fragte ihn nach den Umſtänden ſeiner Verwundung, und erhielt von ihm folgenden Bericht: Auf die Nachricht von ſeiner Mutter, daß er Pfarrer in Schleeſtädt geworden ſey, wozu er, ſeiner Betheurung nach, nicht das geringſte beygetragen hatte, hab er ſich ſogleich von Tübingen weggemacht, ſey anfangs auf dem Poſtwagen gefahren, hab aber, weil es ihm zu langſam gieng, ein Pferd genommen, um deſto früher nach Schleeſtädt zu kommen. Als er nun vor zween Tage auf das Dorf, wo er jetzt lag, zugeritten ſey, hab er von ferne einen reuten ſehen, und ihn ſogleich für Schrödern erkannt, den er noch für ſeinen beſten Freund gehalten. Er ſey alſo auf ihn zugeritten; Schröder ſey ſogleich vom Pferd geſprungen, und er auch, in der Abſicht, ihn zu umarmen. Aber wie ſey er erſtaunt, als Schröder ihn einen niederträchtigen und treuloſen Freund genannt, den

Degen gezogen, und ihm zugerufen habe, ſeinen auch zu ziehen, und ſich zu vertheidigen! Anfangs hab er es für Scherz gehalten, als er aber wahrgenommen, daß es Ernſt ſey, und er ſich umſonſt bemüht habe, ihn zu beſänftigen, ſo hab er endlich auch ſeinen Degen gezogen, um ſich gegen Schröders Eindringen in Sicherheit zu ſetzen. Er habe Schrödern immer noch zugerufen, er möchte ſich doch beſinnen, und ihm erſt ſagen, was er gegen ihm habe? Dieſer aber hab auf nichts geachtet, und ihm endlich in ſeiner Wuth erſt eine Wunde in den Arm und dann noch eine in den Unterleib geſtoſſen. Drauf hab er ihn liegen laſſen, ſich aufs Pferd geſetzt, und ihm jemand aus dem Dorf zu Hülfe geſchickt, und drauf hab er ſich aus dem Staub gemacht. Marie möchte ihm jetzt doch ſagen, ob ſie die Urſache, warum Schröder auf ihn ſo erbittert ſey, nicht wiſſe? — Die arme Marie ſaß auf ihren Stuhl blaß und zitternd da, und ward endlich ohnmächtig. Erſt nach einiger Zeit kam ſie wieder zu ſich ſelbſt, und konnte die nöthige Erläuterung geben. Zugleich fragte ſie den Verwundeten, ob er nun von Schrödern weiter nichts wiſſe? Er habe ſich auf einem benachbarten Dorfe von den Preuſſen anwerben laſſen, war die Antwort. — Das unglückliche Mädchen blieb die ganze Nacht bey dem Verwundeten, um den es ziemlich gefährlich ausſah, und wollte auch den andern Tag noch zu ſeiner Verpflegung da bleiben. Aber der Knecht des Amtmanns wollte nicht länger warten, und ſagte, wenn ſie bleiben wolle, ſo fahr er wieder auf ſein Dorf zurück. Sie muſſte alſo ſchon nachgeben, und fuhr mit ihm nach Freydorf. Es war eben Sonntag Nachmittag, und wir ſaſſen zuſammen und tranken Koffee, als die Unglückliche in einer

alten halbzerbrochnen Chaiſe ankam. Keines von uns kannte ſie, bis ſie dem Amtmann den Namen ihres Vaters nannte, und ihm den Brief von ſeinem Bruder übergab. Ihr blaſſes Geſicht, der Kummer, der ſo laut aus ihrem niedergeſchlagnem Auge ſprach, das mich ein paarmal aufſuchte, und ihre ganze Miene nahm mich ſogleich für ſie ein. Die Amtmänninn maß ſie mit ihren Augen, und die Kinder giengen etlichemal betrachtend um ſie herum, und kamen dann zu mir, und fragten mich, wer das ſey? Der Amtmann hatte indeſſen den Brief ſeines Bruders geleſen; Es ſtanden ihm Thränen in den Augen, und er ſagte, indem er den Brief ſeiner Frau gab: Setzen ſie ſich, Baaſe! Es iſt freylich ein gar ſchlimmer Handel; Aber bleiben ſie nur bey mir! Ihre Mutter iſt eine gar ſchlimme Frau; Verzeih ihrs Gott! — Drauf zündete er ſeine Pfeife, die beym Leſen ausgelöſcht war, wieder an, und ſagte zu ſeiner Frau, die noch las: Du muſſt eben das obere Zimmer zurecht machen laſſen. Ich fieng indeſſen mit Marien, die in ſichtbarer Verlegenheit da ſaß, ein Geſpräch an, in das ſich auch meine Mutter und der Amtmann miſchten. Die Amtmänninn hatte indeſſen den Brief geleſen, und ich merkte ihr an, daß ſie mit dem Innhalt deſſelben gar nicht zufrieden war, und ſah, wie verächtlich ſie auf Marien blickte. Ich ſtund alſo auf, und rief ſie aus dem Zimmer. Sie kam mit dem Brief in der Hand, und gab ihn mir mit den Worten: Da ſehen ſie! was mein Schwager nicht mag, ſchickt er uns zu. Das iſt nun ſchon das drittemal. Was geht mich die Dirne an? Halte ſie ihr Wochenbette, wo ſie will! Mein Haus iſt kein Hoſpital. — Ich durchlief den Brief hurtig, und redete nun meiner Baaſe zu, ſie möchte doch

mit dem armen Geſchöpf Mitleiden haben! Es ſey ein Werk der Barmherzigkeit, was ſie an ihr thue. — Sie wollte ſich lange nicht zufrieden ſtellen, bis ich endlich mich erboth, ſie in dem Nebenhaus auf das Zimmer, das mir auch angewieſen iſt, zu nehmen. Dieſer Vorſchlag, und die Vorſtellung, daß ihr Marie im Hausweſen an die Hand gehen, und ſie ein Stubenmädchen dabey entbehren könne, beruhigte ſie endlich. Sie gieng wieder mit mir aufs Zimmer, und begegnete jetzt Marien freundlicher.

Ich wies dieſer drauf ſogleich das Zimmer, das zu ihrem Aufenthalt beſtimmt iſt, und gewann ſogleich ihr Herz, ſo wie ſie das meinige ſchon mehr als zur Hälfte hatte. Sie erzählte mir gleich den nächſten Tag drauf ihre Geſchichte, ſo ausführlich, wie ich ſie Dir, liebes Julchen, hergeſchrieben habe, und ſeitdem ſind wir vertraut. Ich entdeckte täglich mehr gute Anlagen an ihr, die ſie, bey einer andern Erziehung, gewiß vor einem Fehltritte, der ſie ſo elend macht, bewahrt haben würden. Sie iſt mir aber dennoch, ohngeachtet dieſes Fehltritts, auſſerordentlich lieb. Denn wer wird ſie, wenn er alle Umſtände weis, ihres Fehlers wegen nicht vielmehr entſchuldigen und bedauren, als verdammen? Wer muß ſie nicht ihres, gewiß guten, edeln Herzen wegen lieben? — Ich war mit Vorſatz in Erzählung ihrer Geſchichte ſo umſtändlich, und ſchrieb mehrere Tage dran, um Dich, meine Liebe, für ſie einzunehmen. Du wirſt ſie nun, wenn Du, wie ich hoffe und bitte, bald hieher kommſt, gewiß nicht falſch beurtheilen. Ich muſſte dieſes um ſo mehr zu verhindern ſuchen, weil meine Freundinn durch ihr Unglück äuſſerſt mißtrauiſch geworden iſt. Sobald ſie nur

den

den geringſten Grund von Argwohn hat, daß man ſchlecht von ihr denke, ſo ſinkt ſie wieder in ihre vorige Schwermuth zurück, aus der ich mir ſo viele Mühe gebe, ſie heraus zu reiſſen. Sie will ſich auch aus dieſem Grunde vor Niemand ſehen laſſen. Aber Dich muß ſie ſehen.

Sie hat, ſeit ſie hier iſt, ſchon an ihre Mutter geſchrieben, und es nochmals verſucht, ihr Mitleid und ihre Vergebung zu erlangen. Aber noch hat ſie keine Antwort erhalten, und ich zweifle auch, ob ſie je eine erhalten wird. Denn das Weib muß alles menſchliche Gefühl ausgezogen haben. In dritthalb Monathen ſieht Marie ihrer Niederkunft entgegen. Sie wünſcht ihren Tod, und ich ſuch ihr dieſe traurige Gedanken auszureden.

Nun, liebſte Julie, will ich doch auch einmal dieſen ungeheur langen Brief ſchlieſſen. Hoffentlich darf ich vor Deiner Hieherkunft keinen mehr ſchreiben. Kommſt Du aber in den nächſten vierzehn Tagen nicht, ſo bombardier ich Dich mit noch längern. Das wird Dich doch bewegen zu kommen? Der Frühling macht jetzt alle Anſtalten, ſeinen Einzug in Freydorf zu halten. Halt Du ihn mit ihm! Wenn Du meine Hiacynthen, Aurikeln und Tulpen in ihrem Flor ſehen willſt, ſo muſſt Du bald kommen. Mein lieber Amtmann Selbert hofft auch, Dir ſeinen herrlichen Blumenflor zeigen zu können, und ſeine liebe Frau wartet ſo ſehnlich auf Dich, wie wir bisher auf den Frühling warteten. Komm alſo ja mit Deinen lieben Mann! Wir alle grüſſen und warten; Niemand aber mehr, als ich, Deine treueſte

Sophie B**

8.

Madame Meyer an den Herausgeber des Beytrags.

Freydorf, den 14. May 1777.

Mein theurer Freund!

Sie beklagen ſich in Ihrem letzten Brief gar bitter darüber, daß ich Ihnen ſo gar ſelten ſchreibe, und ſetzen am Ende noch hinzu: Es ſcheine wohl, daß ich Sie in Zukunft ganz vergeſſen wolle. Wie ungerecht und übertrieben dieſer Ihr Argwohn war, werden Sie zween Tage nach Abſendung Ihres Briefes wohl erfahren haben, da Sie, wie ich gewiß hoffe, mein Briefchen und den beygeſchloſſenen groſſen Brief von Sophien, der die Geſchichte der unglücklichen Marie enthält, empfangen haben werden. Um Sie aber das Unrecht, das Sie mir mit Ihrem Argwohn thaten, ganz fühlen zu laſſen, ſo ſchreib ich Ihnen jetzt ſchon wieder, und zwar von Freydorf aus, wo der Vorwurf, daß ich vielleicht etwan nur aus Langeweile ſchreibe, mich gar nicht treffen kann. Widerrufen Sie alſo augenblicklich, mein Herr Mißtrauiſcher, und ſchreiben Sie gleich nach Empfang dieſes Briefchens deutlich auf ein Blatt hin: Die Meyerinn verdient als fleiſſige Korreſpondentinn alles Lob!

Doch Sie werden meine Luſtigkeit zum Gugkuk wünſchen, und auf Nachrichten von unſrer Freundinn Sophie begierig ſeyn. Gut denn! Ich gehorche.

Vor acht Tagen trat ich mit meinem Mann beym ſchönſten Mayenwetter die ſchon ſo lang im Sinn gehabte Reiſe nach Freydorf an, und fuhr mit ihm Abends um ſieben Uhr in des Amtmanns Hof herein. Der Amtmann ſah in ſeiner Schlafmütze aus dem Fenſter, und ſeine Frau kam die Treppe herab uns entgegen. Von Sophien ſah ich nichts, und hörte nachher von der Amtmänninn, ſie ſey mit den Kindern im Garten drunten. Ich ſchlich mich dahin, und nahte mich ganz leiſe, ohne bemerkt zu werden, der Lauberhütte, wo ſie, von den Kindern umringt, ſaß. Lang beobachtete ich ſo in der Stille unſre liebenswürdige Schulmeiſterinn. Sie ſaß dem Orte, wo ich ſtand, gerade gegen über. Ihr Geſicht war etwas blaß, ihr Auge hell und freundlich, doch ſo, daß die Schwermuth immer noch durchblickte. Sie hatte zwar die Stricknadeln in der Hand; Aber die Kinder der Amtmänninn, die ihr zu beyden Seiten ſaſſen, lieſſen ihr keine Zeit zur Arbeit. Der ältere Knabe hatte ein paar Schmetterlinge an Stecknadeln feſt gemacht vor ſich; Der jüngere Knabe einen Maykäfer, und das Mädchen einen Haufen Blumen. Da muſſte nun Sophie hundert Fragen in Einem weg beantworten, muſſte die ganze Geburt der Schmetterlinge und der Maykäfer erzählen, und jeden Theil an einer Blume benennen, und die Abſicht und den Nutzen davon angeben. Mir wäre bang geweſen, wenn ich nur zehen von den Fragen hätte beantworten müſſen. Sophie aber ſprach davon ſo gelehrt wie ein Profeſſor. Ich hab in meinem Leben in ſo kurzer Zeit nie mehr gelernt, und Dinge erfahren, die ich mich jetzt ſchäme, vorher nicht gewuſſt zu haben. Es ſaß in einer Ecke der Laube noch ein andres Frauenzimmer, die ich an ihrem kummervollen Geſicht und der

Schwermuth, die drinn ihren Sitz genommen hat, ſogleich für die arme, unglückliche Marie hielt, wie ſies denn auch war. — Nachdem ich unſre Freundinn bey einer halben viertel Stunde belauſcht hatte, ließ mir mein Herz länger keine Ruhe. Ich muſſte hin, und ſie in meinen Arm ſchlieſſen. Das iſt nun ein Auftritt mehr zum Fühlen als zum Schildern; Alſo hat auch meine Feder nichts dabey zu thun. Genug! Sophie war vor Freuden auſſer ſich; Und auch den Kindern war ich recht willkommen, weil ihnen Sophie ſchon gar viel von meiner Wenigkeit geſagt hatte. Die arme Marie war anfangs betroffen. Ich ſchloß ſie aber in meinen Arm, bath ſie um ihre Freundſchaft, und weil mich Sophie in meiner Bitte unterſtützte, und ihr auch ſchon vorher von mir geſagt hatte, ſo legte ſie ihre Schüchternheit bald ab, und ward offenherzig gegen mich.

Die Kinder führten mich noch an der Hand zu ihrem kleinen Blumengärtchen, das ſie gar artig angelegt haben, und nun rief uns die Höflichkeit, wieder zu der übrigen Geſellſchaft ins Amthaus zurück zu kehren. Den phlegmatiſchen Amtmann kennen Sie ſchon aus Sophiens Briefen; Aber ein paar Pinſelſtriche muß ich doch noch zu dem Bild hinzuthun. Er hatte ſich, als ich wieder auf das Zimmer kam, aus ſeinem Schlafrock in ein grünes Kleid geworfen, und ſeine Schlafmütze mit einer alten Knotenperucke vertauſcht. Ich ſah aber dem guten Mann wohl an, daß ihm in dieſem Aufzug nirgends wohl war. Alſo bath ich ihn, doch ſeine Bequemlichkeit zu pflegen. Er bezeigte ſich dazu ganz willig. Aber ſeine ceremoniöſe Frau wollt es lange nicht zugeben, weil es gegen allen Reſpekt

ſpekt ſey. Endlich ſiegten wir mit unſern Bitten doch. Nun war ihm bang um ſeine Pfeife, die in einer Ecke ſtand, und die er oft mit kläglichen Gebährden anſah. Ich ſteckte es alſo hinter meinen Mann, daß er ſich eine Pfeife ausbitten muſſte; Und nun heiterte ſich ſein dickes Geſicht auf, wie der Vollmond, wenn er ſich aus Nebelwolken herausgearbeitet hat. Der Umſtand, daß mein Mann auch raucht, neigte ihm in wenig Augenblicken das Herz des Amtmanns gänzlich zu. Ueberhaupt werden Sie ſchon oft bemerkt haben, daß das Tabackrauchen männliche Seelen ſo ſchnell mit einander verbindet, wie das Geſpräch über Putz und Kleidungsſtücke unſre Seelen an einander kettet. Der Amtmann fieng mit meinem Meyer ein wichtiges Geſpräch über den amerikaniſchen Krieg an, der für das Tabackrauchende Publikum ſo verderblich iſt, als für die engliſche Nation.

Weil die Amtmänninn noch geſchäftiger iſt als Martha, und ſich, trotz alles Proteſtirens, unaufhörlich mit Zurüſtungen auf das Abendeſſen beſchäftigte, ſo überlieſſen wir die Männer ihren wichtigen Geſprächen, und giengen auf Sophiens Zimmer, wo ich die unglückliche Marie ſogleich ganz kennen und ſchätzen lernte, und Freundſchaft mit ihr ſchloß. Sie iſt gewiß ein ſehr edles, und trotz ihres Fehltritts verehrungswürdiges Geſchöpf. Ich könnte Schrödern und ihre Mutter mit den Nägeln zerkratzen, wenn ſie da wären.

Den andern Morgen brachten wir groſſentheils im Garten zu, wo wir den Koffee tranken, und Sophiens Blumenflor betrachteten. Die Kinder lehrten mich hundert Dinge, die ich noch

nicht wuſſte. Ich ſehe jetzt wohl, daß Sie, mein Freund, Recht haben, daß Sie das Landleben bey jeder Gelegenheit mit ſo vieler Wärme anpreiſen. In der Stadt hat man in hundert Dingen äuſſerſt eingeſchränkte Begriffe, und glaubt, die Welt beſteh aus nichts, als Häuſern, Möbeln, Kunſt- und Kleidungsſtücken. Man ſtaunt jedes Kunſtwerk eines Menſchen an, und denkt wenig dabey an den groſſen Meiſter, der ganz andre Kunſtwerke in dem Tempel der Natur, von unendlich gröſſrer Vollkommenheit, Mannichfaltigkeit und Menge aufgeſtellt hat. Ich geſteh es Ihnen zu, daß ich Gott noch ſelten ſo ganz nah, und alſo auch ſo ganz glücklich war, als ſeit den acht Tagen, die ich hier auf dem Lande zubringe. Was ſind doch all unſre künſtliche Blumen, die wir in unſer Haar und vor den Buſen ſtecken, gegen einen Straus von Wieſenblumen, deren jeder Frühlingsmorgen ſo unzähliche hervorbringt! Bey jedem Spaziergang auf die Wieſen oder in ein Wäldchen deucht es mir, als ob die Schöpfung um mich her ihrem Schöpfer ein Feſt feyerte. Das tanzende Gewimmel der Mücken in der Luft, das Leben im Gras und auf jedem Sandhauſen, der Geſang im Wäldchen laden mich da gleichſam ein, an der allgemeinen Feyer mit Theil zu nehmen, und den Schöpfer, der ſo tauſendfache Freuden ausſtreut, mit zu preiſen und zu loben. In der Stadt drinnen hör ich immer ſo viel Seufzer und Klagen, ſeh immer ſo viel grämliche und mißvergnügte Geſichter. Hier auſſen ſeh ich nichts als Tanz und Jubel, höre nichts als Freudentöne. Die Stadt kommt mir vor wie ein Trauerhaus, und das Land und die Natur wie ein Freudenſaal. Wenn ich wieder drinnen bin, wird mirs gar nicht mehr gefallen. Aber deſto öfter werd ich mich vors Thor heraus, in

den

den Tempel der Freyheit und der Freude flüchten. — Fahren Sie fort, mein Theurer, in allem, was Sie künftig ſchreiben, die Menſchen auf die Natur aufmerkſam zu machen, und ihr immer mehr Bewunderer und Freunde zu gewinnen! Sie gewinnen allemal Gott und der Tugend Freunde. Denn wer kann die Natur betrachten, ohne Gott in ihr zu ſehen? Wer kann ſie bewundern und lieben, ohne zugleich ihren Urheber zu bewundern und zu lieben? Und wer Gott kennt und liebt, muß auch ſeine Offenbarung lieben und verehren, hat ſchon einen muthigen Schritt gethan, ein wahrer Chriſt zu werden. O, wenn doch die Lehrer der Religion die Menſchen durch den Vorhof der Natur in das Allerheiligſte Gottes einführten! Ich ſehe nun die Wahrheit deſſen ganz ein, was Sie mir einſt an jenem feyerlichen Abend, da wir ſo viel von Gott, Religion und Zukunft ſprachen, ſagten: Nicht nur der ſey ein Diener und Lehrer der Religion, der den Menſchen die Lehrſätze der Offenbarung einſchärfe, ſondern der noch mehr, der Natur und Offenbarung zugleich predige. — Bleiben Sie ein Prieſter der Natur und Offenbarung! Leiten Sie den Landbewohner auf Wieſen und Feldern zu dem überall ſichtbaren, überall fühlbaren Gott! Locken Sie den Städter oft heraus in den offnen, weiten Tempel der Gottheit, daß er Gott da kennen, lieben und verehren lerne! — Ich bin unvermerkt ſehr ernſthaft und feyerlich geworden. Aber gegen Sie darf ich wohl eine ſo plötzliche Erhebung meines Herzens nicht entſchuldigen, da Sie am beſten wiſſen, wie ſo ſchnell uns das Anſchauen und der Genuß der Natur über die Erde und uns ſelbſt erheben kann? O, möcht ich noch einmal in meinem Leben die Freude haben, an Ihrer Seite unter

 freyem

freyem Himmel, nur von dem Allliebenden geſe⸗hen, zu wandeln, und Ihn, Seine Liebe, in jedem Geſchöpf, jedem Lüftchen, zu ahnden, zu fühlen, mich mit Ihnen ganz der Anbethung, der Liebe des Liebenswürdigſten zu überlaſſen!

Doch, ich kehre wieder zu der Erzählung zu⸗rück, wie ich bisher meine übrige Zeit zu Frey⸗dorf zugebracht habe. Den Nachmittag an dem Tag nach meiner Ankunft kam der Amtmann Selbert mit ſeiner Frau von Felbach herüber. Ein gar liebenswürdiges, vortrefliches und glück⸗liches Paar, das Sie ſchon aus Sophiens Brie⸗fen, die ich Ihnen zuſchickte, kennen. Die Sel⸗bert iſt ſo ganz das Weib nach meinem Herzen. Sie iſt zuweilen recht munter; Und das lieb ich, wie Sie wiſſen. Ihre Munterkeit iſt ein gutes Gegengift für unſrer Sophie ſchwärmeriſche Schwermuth. Nur fürcht ich, daß die Selbert ſich ſelbſt zuweilen davon ein wenig beherrſchen läſſt. Ein paar Züge in ihrem Geſicht verrathen das. Die arme Marie ließ ſich den ganzen Nachmittag, daß Selberts da waren, gar nicht ſehen, ob wir ihr gleich lange genug deswegen zuredeten. Ihr Unglück hat ſie Menſchenſcheu und mißtrauiſch gemacht. Selbert iſt ein Mann, der ſo viel eigenthümlich deutſchen Charakter hat, wie ich noch an wenig andern Männern ſah.

Weil mein Mann am dritten Tag, ſeiner Geſchäfte wegen, wieder in die Stadt zurück muſſte, und es mir ſo auſſerordentlich wohl auf dem Land gefiel, ſo entſchloß ich mich endlich auf Zureden der amtmänniſchen Familie, So⸗phiens und ihrer rechtſchaffnen Mutter, und auf meines eignen Mannes Zureden, noch ein paar Wochen, oder ſo lang in Freydorf zu blei⸗ben, bis mein Meyer es für gut und nöthig

findet,

ſindet, mich wieder abzuholen. Da bring ich nun meine Tage zu, wie eine arkadiſche Schäferinn, mit Nichtsthun, Spatzierengehen oder Fahren und Betrachtung der Natur und ihrem wollüſtigen Genuß. Drey Tage brachte ich ſeitdem mit Sophien in Felbach zu, und war da auſſerordentlich vergnügt. Des Amtmann Selberts Blumenflor iſt gar auſſerordentlich ſchön, und ich habe mich dadurch, daß ich ſie recht fleißig lobe, ganz bey ihm in Gunſt geſetzt. Sobald ich einen Garten habe, will er mir von allem mittheilen, was er hat. Auch lernte ich in dieſem Hauſe ein paar andre brave Leute aus der Nachbarſchaft kennen, die dem Tulpenflor nachgezogen waren.

Doch, ich muß das Hauptwerk nicht verſäumen, und Ihnen noch von unſrer Freundinn Sophie Nachricht geben. Ich habe mich gefreut, ſie ſo zu ſinden, wie ſie iſt. Ihre ganze ehemalige Munterkeit hat ſie freylich noch nicht wieder erlangt, und wird ſie auch wohl nie mehr erlangen. Aber doch kann man halbe und ganze Tage mit ihr umgehen, ohne eine beſondre Schwermuth an ihr zu bemerken. Das Andenken an ihren ſeeligen Wilhelm lebt freylich immer noch in ihrem Herzen; Aber er iſt doch nicht mehr der einzige Gegenſtand, mit dem ſie ſich nur allein und unaufhörlich beſchäftigt, und ſie hält auch wieder andre Dinge ihrer Aufmerkſamkeit würdig. Sie hälts noch immer für ein wünſchenswerthes Glück, mit ihrem Wilhelm durch den Tod vereiniget zu werden; Aber doch wünſcht ſie ſich den Tod nicht mit Ungeduld, und hält Leben für kein Unglück mehr. Zeit und Nachdenken und Zerſtreuung haben ihre Trauer gemäſſigt und vernünftiger gemacht.

Freylich hat ſie immer noch zu wenig Zerſtreuung; Sie lebt noch zu viel in der Einſamkeit, wo die Phantaſie zu viel arbeiten kann, und zu ſehr ſich überlaſſen iſt. Sie ſchwärmt noch zuweilen; Aber einigen Hang dazu hatte ſie ſchon vor dem Tod ihres Geliebten, wie davon ihre Briefe an ihn zeugen. Hang zur Schwärmerey iſt überhaupt, bald mehr, bald weniger, unſerm Geſchlecht ziemlich eigen, und iſt, denk ich, theils eine Folge unſers zärtern oder ſchwächern Nervenſyſtems, theils unſrer Erziehung und Lebensart, da die Seele, auch bey dem, was Beſchäftigung heiſſt, ſelten viel zu thun hat. Ich wünſchte mir ſchon oft, von Ihrem Geſchlecht zu ſeyn. Wie viel Vorzüge haben Sie nicht vor uns in Abſicht auf Bewegung, Zerſtreuung, Reiſen und dergleichen, wo der Geiſt faſt immer beſchäftigt iſt, und mit tauſend Kenntniſſen, zu denen wir faſt nie gelangen können, bereichert wird. Doch was nützen mir ſolche leere Wünſche, die mir noch dazu von meinem Mann, wenn er ſie leſen ſollte, manche ſaure oder ſpöttiſche Miene zuziehen würden! Er nennt mich doch oft genug eine Amazoninnſeele. Alſo genug hievon! —

Ob Sophie jemals heyrathen wird, — das ſie, meiner Meynung nach, freylich thun ſollte — daran zweifle ich ſelbſt. Ich habe über dieſen Punkt noch nie viel mit ihr reden mögen, weil er mir zu delikat iſt. Geſtern Abend war es auch das erſtemal, daß ich umſtändlich mit ihr von ihrer jetzigen Lage und von ihrem Seeligen ſprach, weil ſie mir ſelbſt Anlaß dazu gab. Sie beklagte ſich nehmlich gegen mich, daß ihr Gefühl anfange ſo ſtumpf und todt zu werden, daß ſie nicht mehr ſo oft und lebhaft an ihren Seeligen

denke,

denke, wie anfangs. Ach, nach ſeinem Tode, ſagte ſie, war er mir immer gegenwärtig, ſtand immer ſo ganz und lebendig vor mir; Er begleitete mich überall hin; Wo ich gieng und ſtand ſprach ich mit ihm, als ob er lebte. Wenn ich jetzt die Aufſätze leſe, die ich damals an ihn richtete, und ſie mit meinen jetzigen Empfindungen vergleiche, welch ein himmelweiter Unterſchied! Du ſollſt dieſe Aufſätze leſen, Julie! Ich will ſie Dir Morgen geben. — So klagte das gute, allzugewiſſenhafte Mädchen gegen mich, und ich ſuchte ſie darüber zu beruhigen. Dieſen Morgen gab ſie mir ihre Aufſätze, die ich noch in Händen habe. Sie ſind ein wahrer Abdruck der zärtlichſten Leidenſchaft, und rührten mich oft zu Thränen. Ich werde ſie mir abſchreiben, und ſie Ihnen einmal mittheilen, wenn Sie mich recht ernſtlich darum bitten.

Von Ihnen, mein Theurer, ſprechen wir ſchon oft, wie Sie ſich ſelbſt das vorſtellen können. Sie iſt Ihnen ſehr gut, und Ihre Furcht, daß ſie Ihnen wegen Bekanntmachung ihrer Briefe heimlich bös ſey, iſt völlig ungegründet. Erſt heute früh ſprachen wir von dieſen Briefen, die Sie unter dem Titel: Beytrag zur Geſchichte der Zärtlichkeit herausgegeben haben. Es iſt mir nicht lieb, ſagte ſie, daß die Briefe zuweilen nicht ganz richtig, und an manchen Stellen fehlerhaft abgedruckt ſind. Ich fragte ſie, ob denn die Fehler viel und beträchtlich ſeyen? — Hier, ſagte ſie, indem ſie ein zuſammengeheftetes Buch aus einem Schränkchen heraus langte, kannſt Dus ſelber ſehen und vergleichen. Aber giebs nicht aus der Hand! Sie gab mir das Büchlein, in dem die Originalbriefe bey einander ſind. Ich werde mein gedrucktes

Exemplar darnach korrigiren, und es Ihnen auch vielleicht einmal mittheilen.

Ich hoffe, daß der Umgang mit der unglücklichen Marie für unſre Freundinn in mancher Rückſicht ſehr nützlich iſt, und noch ferner ſeyn wird. Sie ſieht nun mit Ueberzeugung ein, wie ſie dieß auch ſelbſt in ihrem letztern an mich geſchriebenen Brief gleich zu Anfang geſteht, daß ſie bey weitem nicht das unglücklichſte Geſchöpf auf der Welt iſt, und daß es noch manche Leiden giebt, die die ihrigen an Gröſſe übertreffen; Und das iſt für einen Unglücklichen ſchon immer eine Art von Troſt und von Beruhigungsmittel. Und dann vergiſſt ſie auch darüber, daß ſie Marien zu beruhigen ſucht, ihren eignen Zuſtand eher, hat wenigſtens nicht ſo viele Zeit, an ſich ſelbſt zu denken. Das beſte und zuträglichſte für ſie iſt die Beſchäftigung und Zerſtreuung, die ſie bey der Bildung der Kinder des Amtmanns hat. Denn dieſe laſſen ihr, wenn ſie allein mit ihnen iſt, mit ihren hundert tauſend Fragen wenig Zeit, an ſich ſelbſt zu denken, und über ihren Zuſtand zu grübeln. Beſchäftigung und Zerſtreuung halt ich immer für das würkſamſte Gegengift der Schwermuth, die aus der Ruhe und dem Nichtsthun, und der damit verbundnen Grübeley immer am meiſten Nahrung zieht. — Des Amtmanns Kinder ſind ſo liebe, gute Geſchöpfe, daß ich mich recht ärgre, daß ich nicht auch ſchon etwas um mich herum krabbeln und zu erziehen habe. Die Beſchäftigung mit kleinen Kindern ſcheint ſo recht ein Hauptſtück des weiblichen Geſchlechts zu ſeyn. Die Kleinen ſcheinen das auch ſelbſt zu fühlen, indem ſie an unſer Geſchlecht immer die meiſte Anhänglichkeit haben. —

Ueber den dicken, im Grunde doch recht gu-ten Amtmann, vermag ich viel. Er gieng ſchon zweymal mit uns ſpazieren; Welches, nach dem Zeugniß ſeiner Frau, ſeit Jahr und Tag nicht ge-ſchehen iſt. Beſonders ſchein ich mich dadurch in ſeine Gunſt geſetzt zu haben, daß ich das Ta-backrauchen liebe, worauf ſeine Frau, vermuth-lich aus allzugroſſer Håuslichkeit, nicht ſelten ſchimpft. Was ſind es doch oft für Kleinigkei-ten, wodurch man ſich eines Menſchen Zu- oder Abneigung zuziehen kann! Niemand ſollte dieſe Kunſt mehr ſtudieren als wir Weiber. Der Man-gel dieſes Studiums macht, meiner Einſicht nach, hundert, wo nicht böſe, doch wenigſtens weniger vergnügte Ehen. Wenn Perſonen, die beſtimmt ſind, mit und um einander zu leben, ſich entſchlöſſen, manchmal aus Gefålligkeit das Steckenpferd des andern aufzuzåumen, ſo gåbs gewiß mehr Liebe und Zutrauen auf der Welt. Ich weis, über dieſe Anmerkung würden hunderte lácheln. Aber Sie gewiß nicht. Denn Sie wiſſen, welch ein ſeltſames Ding der Menſch iſt.

Nun iſts aber hohe Zeit, dieſen Brief zu ſchlieſſen; Denn die Mitternacht iſt nicht mehr ferne, und auf Morgen früh bin ich zu einem Schauſpiel eingeladen, das ich um alles in der Welt nicht verſåumen möchte, zum — Aufgang der Sonne. Leben Sie recht wohl, mein theurer Freund! und ſchreiben Sie mir recht bald! Unſre Sophie empfiehlt ſich Ihnen beſtens. Ich bin lebenslånglich Ihre wahre Freundinn

Julie Meyer.

9.

Sophie an Madame Meyer.

Freydorf, den 17. Junius 1777.

Ich hätte Dir ſchon eher geſchrieben, beſte Seele, wenn es nicht eine Zeit her in unſerm Hauſe ſo gar unruhig hergegangen wäre. Faſt ſeit Deiner Abreiſe kränkelt meine theure, beſte Mutter, ſo daß ich beſtändig um ſie ſeyn muſſte. Ich habe auch, leider! nur zu viele Urſache zu fürchten, daß ich nicht mehr lange im Beſitz der Verehrungswürdigen ſeyn werde. Sie ſtirbt ſo allmählig dahin; Eine Lebenskraft ſchwindet nach der andern. Ich ſitze da, ſehe, wie der Tod ſich ihr immer mehr nähert, und die Sehnſucht nach meiner eigenen Auflöſung wacht wieder lebhafter als jemals in meinem Herzen auf. Schilt mich nicht wegen dieſer Sehnſucht, beſte Julie! Du weiſſt, ſie iſt nicht ungeſtüm, iſt keine Empörung gegen die göttliche Vorſehung; Ich verſäume dabey keine von denen Pflichten, die ich in meiner Lage ausüben kann. Aber ich fühle, daß die Welt mein auf alle Art wohl entbehren kann, und ich meinen Nebenmenſchen mehr zur Laſt, als nützlich bin. — Doch ich überlaſſe alles Gott.

Eine andere Unruhe in unſerm Hauſe kommt von Marien her, die vor fünf Tagen unvermuthet niederkam. Der Gram und die tauſend Leiden, die das arme Mädchen bisher ausgeſtanden hat, ſind vermuthlich die Urſache dieſer zu frühen Niederkunft. Das Kind war auch ſehr ſchwach, und lebte nur vier und zwanzig Stunden. Es

war

war ein Knäbchen, und ſah, wie Marie mich verſichert, Schrödern auſſerordentlich ähnlich. Es iſt ein wahres Glück für Marien und das Kind ſelbſt, daß es eine Welt ſo bald wieder verlaſſen hat, wo ihm vielleicht tauſend Leiden bevorgeſtanden wären, wo es ſeiner armen Mutter mit jedem Blick, den ſie drauf geheftet, gleichſam ihr Verbrechen vorgeworfen, und ſo noch tauſend Leiden verurſacht haben würde. Inzwiſchen läſſt die mütterliche Liebe Marien das jetzt noch nicht einſehen. Sie iſt äuſſerſt niedergeſchlagen über den Tod ihres Kindes. Ihr Leben war auch während der Geburt ſelbſt in Gefahr, und noch jetzt iſt ſie ziemlich ſchwach. Doch hoff ich, daß ſie wieder davon kommt. Auch um der Amtmänninn willen iſt mirs lieb, daß das Kind ſchon wieder todt iſt. Du verſtehſt mich.

So viel Freude mir Dein Aufenthalt bey uns gemacht hat, liebſtes Julchen! ſo viel Kummer machte mir Deine Trennung von uns. Dank, tauſend Dank ſey Dir für alle Freundſchaft und Liebe, die Du mir erwieſen, für alle Geduld, die Du mit mir gehabt haſt! Es gehört gewiß viel Aufopferung dazu, wenn ein ſo glückliches Geſchöpf, wie Du biſt, ſich mit einem Mädchen abgiebt, das immer mehr zur Schwermuth, als zur Freude geneigt iſt. Gott erhalte Dir dafür Deinen lieben und rechtſchaffnen Mann, und alles, was Du liebes und theures auf der Welt haſt!

Unſre liebe Selbertinn habe ich ſeit Deinem Hierſeyn erſt Einmal geſprochen. Sie iſt noch ganz voll von Dir, und bereut nur, daß ſie Dich nicht noch länger hat genieſſen können. Ich hätte das liebe Weib, ſagt ſie, gar nicht mehr nach

Freydorf zurücklaſſen ſollen. So ſehr Du aber ſie für Dich eingenommen haſt, ſo haſt Du doch ihren Mann noch mehr bezaubert, und eine würkliche Eroberung an ihm gemacht. Er ſtellt Dich ſeiner Frau alle Augenblicke als ein Muſter vor, und Du willſt, wie die Selbert ſich ausdrückte, noch eine böſe Ehe zwiſchen ihm und ihr ſtiften. Dein immer munteres und frohes Weſen hat ihm vorzüglich behagt, und nun will er, ſeine Frau ſoll auch immer muntern und frohen Muths ſeyn. Ihre Kinder und die Kinder meiner Baaſe ſprechen noch immer von Dir. Mein **Wilhelm** hat ſich Dein ihm gegebenes Verſprechen, recht bald wieder zu kommen, nur gar zu gut gemerkt. Es vergeht kein Tag, da er nicht fragt: Aber heute kommt ſie doch gewiß wieder? Er wird, wenn Du nicht bald wieder kommſt, eine ſehr üble Meynung von Deiner Glaubhaftigkeit faſſen. Vergiß doch nicht das verſprochne Buch! Die Kinder plagen mich unaufhörlich drum! Ich ſoll Dir eine Kußhand ſchicken, ſagt der kleine Küſſer **Wilhelm**, und die andern ſagens auch. — Man ruft mich zu meiner Mutter ab. Nimm mit dem elenden Geſchmier vorlieb! Morgen noch ein paar Worte!

Den 18. Junius Nachmittags.

Eben, meine Beſte, wollt ich heute Morgen dieſen Brief ſchlieſſen, als der Korb mit Deinen Geſchenken für die Kleinen im Haus ankam. Das war nun eine Freude, die über alles gieng. Ich hätte viel gegeben, wenn Du ſie hätteſt mit anſehen können. **Wilhelm** marſchirt ſchon den halben Tag mit ſeiner Trommel im ganzen Dorf herum, und alle Jungen und Mädchen hinter ihm drein. Am Ende wird der Schulmeiſter ſich beſchweren müſſen, wenn faſt keine Kinder zu

ihm

ihm kommen. Die ganze Dorfjugend iſt kriegeriſch. Jeder Knabe, ja gar jedes Mädchen trägt einen Prügel auf der Schulter. Gottfried reutet ſo gravitätiſch wie der alte Major in der Stadt neben ſeinem Bruder Tambour auf dem neuen Steckenpferd daher; Die Baurenjungen können ſich an ſeiner, mit Flittergold umwundenen Peitſche nicht ſatt ſehen, und reiſſen und ſtreiten ſich darum, wer das Pferd und die Peitſche halten darf, wenn Gottfried von ſeinem Ritt zuweilen ausruht. Meine Lectionen muſſte ich auch, wenigſtens auf heute, einſtellen; Denn ich hätte die Kinder zu keiner viertelſtundenlangen Aufmerkſamkeit bringen können. Wilhelm hat ſich ſchon erklärt, daß er auf den Abend ſeine Trommel mit zu Bette nehmen will. Vermuthlich wird er Morgen mit Tagesanbruch alles im Hauſe wach trommeln. Karoline kocht den ganzen Morgen ſchon in ihrer kleinen Kinderküche alle Arten von Gerichten, und legt bey ihrer Puppe Beſuch ab. Du haſt in unſerm ganzen Haus mehr Freude verbreitet, als ein König an ſeinem Hof, wenn er Stern und Ordenskreutze austheilt. Meine Baaſe, die Amtmänninn, arbeitete ſchon den ganzen Vormittag an einem Dankſagungsſchreiben an Dich, und iſt noch damit nicht fertig. Der Amtmann lag eine Stunde lang im Fenſter, und hörte und ſah der Freude ſeiner Kinder zu. Wenn meine beſte Mutter, die ſich heut ſo ziemlich gut befindet, in ihrer Beſſerung glücklich fortfährt, ſo trag ich die Geſchenke für die Kinder unſrer Selbert ſelber nach Felbach hinüber, um auch ihre Freude mit anzuſehen.

Jetzt läſſt mich die Sorge für meine beſte Mutter und Marien, die ſich beyde Dir auf

das freundſchaftlichſte empfehlen, nicht weiter ſchreiben. Leb wohl, meine Theureſte, und empfiehl mich Deinem braven Manne tauſendmal! Ewig Deine zärtlichſte

Sophie B**

* * *

10.

Sophie an Madame Meyer.

Freydorf, den 12. Julius 1777.

Mein langes Schweigen und das ſchwarze Siegel dieſes Briefs werden Dich, meine beſte Julie, ſchon alles haben errathen laſſen. Sie iſt todt! Die beſte, treueſte, liebvollſte Mutter iſt nun da, wo alle Leiden dieſes Lebens nicht mehr ſind; Da, wo auch mein theurer Vater, wo auch mein Auserwählter, mein geliebter Wilhelm iſt. Seit acht Tagen ruht ſie in der mütterlichen Erde. O meine Julie, wie viel, wie unendlich viel verdank ich dieſer ewig theuren, ewig geliebten Mutter! Seit drey und zwanzig Jahren vergieng kein Tag, ja kaum eine Stunde, da ſie nicht für mich ſorgte, mich mit Liebe pflegte, alle Freuden, allen Kummer mit mir trug, nnd ſich meinem Wohl ſo ganz wiedmete. Alles, alles, was ich Gutes an mir habe, das verdank ich ihr. O, welche himmliſche Geduld trug ſie mit mir in meinen Kinderjahren, da ich zweymal dem Tode nahe war, und nachher, da ich ein halbes Jahr lang kränkelte! Wie ſuchte ſie mein oft halsſtarriges, oft leichtſinniges Herz herum zu lenken,

und

und zur Sanftmuth, zur Gelaſſenheit, zur Anhänglichkeit an Gott und die Religion zu bilden! Wie leuchtete ſie mir immer mit ihren mütterlichen, immer aus dem Herzen flieſſenden treuen, weiſen Lehren, wie mit ihrem Beyſpiel vor, das allen ihren Lehren noch gröſſern Nachdruck gab; Welchen warmen Antheil nahm ſie an meinem Glück, als ich meinen Wilhelm gefunden hatte! Wie theilte ſie nun ihre Mutterliebe zwiſchen ihm und mir! Wie theuer war er ihrem Herzen, weil er mir ſo theuer war! Sie ward wieder jung mit mir, um mir nur den Antheil, den ſie an meinem Glück nahm, recht ſichtbar zu machen. Ach Gott, und welchen Antheil nahm ſie nicht an meinen Leiden, als mein Wilhelm mir entriſſen wurde, und ich in die tiefſte Nacht des Schmerzens herabſank, und die ganze Welt mir öde war, und ich nichts mehr von ihr wiſſen wollte! Da riß ſie mich zuerſt wieder aus der Troſtloſigkeit heraus, die mich am Ende gegen meinen Gott empört, und an den Abgrund der Verzweiflung hingezogen hätte. Da war ſie mir alles, alles! — Julie, und nun iſt auch ſie dahin, und ihre theure Hülle modert. Wegtragen ſah ich ſie, in einem engen Sarge, um ſie auf dieſer Welt nie! nie wieder zu ſehen; Um auf ihr einſam, verlaſſen, meine viele oder wenige Tage hinzutrauren. — Ach Gott, vergieb, wenn ich muthlos werde, wenn ich mich nicht faſſen kann! Ach, der Schlag iſt zu ſtark, die Wunde zu tief, und die alte, kaum erſt zugetheilte Wunde iſt zu weit wieder aufgeriſſen! — Julie, ich übertreibe nichts, wenn ich ſage: Meine Mutter war mir alles. Ich müſſte Wochenlang erzählen, wenn ich nur einen kleinen Theil aller derer Wohlthaten, die ſie mir erwieſen hat, anführen wollte. Und die Theure iſt nun todt! —

Doch,

Doch, ich muß meinen Klagen mit Gewalt Einhalt thun. Sie könnten zu heftig werden, und dem Allerweiſeſten mißfallen, von dem doch auch dieſer Schlag herkommt. — Sophie! ſagte meine Mutter noch in ihren letzten Stunden; faſſe dich, und ſey eine Chriſtinn! — Ja, das will ich, Theure, ewig Unvergeßliche! Aber ich bin ein Menſch; Und das Herz des Menſchen iſt ſchwach, ſchwächer als wirs ſelbſt oft glauben. Ach Julie! ich konnte den Tod meiner Mutter lange ſchon mit Wahrſcheinlichkeit vorausſehen! Sie ward zuſehends immer ſchwächer. Ihr Grab lag gleichſam offen vor mir. Aber wenn die Perſon, die wir liebten, drein gelegt, und die Erde über ſie hingeworfen wird, und wir ſie nun auf immer nicht mehr ſehen ſollen, ach da iſts ganz anders. Da erliegt das Herz, das ſich vorher noch ſo ſehr geſtärkt hat. Haben, und nun auf Einmal nicht mehr haben, das ſind zwey von einander ſo ganz verſchiedne Dinge, wie Himmel und Hölle, Leben und Tod. So lange noch das Lebensfünklein glimmt, da glimmt die Hofnung immer auch noch. Aber, nun iſts ausgelöſcht, und wer auf der Welt wills wieder anzünden? Wer den hingebeugten Herzen wieder Kraft und Leben geben? —

O meine Theureſte, wie wäre mir jetzt Deine Gegenwart ſo viel wehrt! Zwar Marie iſt mir auch viel, ſucht mich aufzurichten und zu tröſten. Aber ſie hat für ſich ſelbſt genug zu tragen. Sie war Tag und Nacht um meine Mutter, bis zu ihrem letzten Hauch, und hat unbeſchreiblich viel an ihr gethan. Gott vergelt es ihr! — Dießmal kann ich Dir nicht mehr ſchreiben. Schreib mir bald, Deiner zärtlichſten

Sophie.

II.

Sophie an Madame Meyer.

Felbach, den 5. Sept. 1777.

Deinen letzten theuren Brief, meine Liebe, habe ich erſt geſtern von Freydorf herüber bekommen, wo er bey acht Tagen lang gelegen hat. Ich bin nun ſchon faſt vierzehn Tage hier in Felbach. Unſre liebe Selbert hat mich ſelbſt hieher abgeholt, weil ſie ſah, daß ich durch den Tod meiner beſten Mutter wieder ganz in meine ehemalige Schwermuth herabgeſunken war, und ſie ſich die Hofnung machte, daß ich in Felbach ehe wieder davon geheilt werden könne, als in Freydorf, wo mich freylich zu viele Gegenſtände an meinen traurigen Verluſt erinnern. — Du fragſt mich, liebe Julie, ob ich mich nach und nach wieder faſſen lerne? Wenn ich aufrichtig mit Dir reden ſoll — und das iſt ja Pflicht — ſo muß ich Dir geſtehen, daß ich noch nicht gar weit gekommen bin. Wie konnte ich das auch in Freydorf drüben, in dem Zimmer, wo meine ſeelige Mutter ſo lange Zeit mit mir gelebt, wo ſie ihren Geiſt aufgegeben hat, wo vor den Fenſtern mir der Kirchhof vor Augen liegt, und das Grab, das die theuren Gebeine deckt? Von der Amtmänninn, weiſſt Du, kann man ſich nicht vielen Troſt verſprechen, und Marie giebt ſich zwar alle Mühe, mir ſolchen einzuſprechen; Aber ſie iſt ſelbſt noch zu gerührt über den Verluſt, den ſie mit mir erlitten hat, als daß ſie im Stande wäre, mich viel aufzuheitern. Es

iſt alſo wahre Wohlthat für mich, daß ſich die liebe Selbert meiner angenommen, und mich hieher geholt hat. Nur mache ich mir Vorwürfe, daß ich ihr zuweilen zur Laſt fallen möge. Ach, das Weib iſt ſo voll Güte gegen mich, daß ich gar nicht weiß, womit ich ihr das alles gnug verdanken ſoll? Auch ihr Mann handelt äuſſerſt freundſchaftlich an mir, und giebt ſich alle Mühe, um mich aufzuheitern. Wir gehen und fahren ſpatzieren, und machen Beſuche in der Nachbarſchaft herum. Schon ein paarmal waren wir bey einem rechtſchaffnen Prediger, einem ſo würdigen Manne, wie alle von ſeinem Stande ſeyn ſollten. Ich würde noch lieber und noch häufiger zu dieſem wahren Nachfolger ſeines Meiſters kommen, wenn nicht ſein Sohn, der als Vikarius bey ihm iſt, Abſichten auf mich zu haben, und ſein Vater ſelbſt dieſe von mir begünſtigt zu ſehn zu wünſchen ſchiene. Ich habe zwar gegen den jungen Menſchen nichts einzuwenden. Er iſt ein edler, tugendhafter und gefühlvoller Jüngling. Aber, Julie, Du weiſſt, wie ich in dieſem Stücke denke, und ich habe mich ſchon gnug darüber gegen Dich erklärt.

Wenn noch jemand in dieſer Sache etwas über mich vermocht hätte, ſo wärs meine ſeelige Mutter geweſen. Dieſe iſt nun bey Gott. Durch ihren Abſchied ſind alle ehemalige Empfindungen meines Herzens wieder neu aufgewacht. Ich kann mich durch nichts mehr an dieſe Welt feſſeln laſſen. Die Sehnſucht nach einer andern und beſſern Welt lebt wieder ganz allein in mir, und verdrängt alles andre.

Meiner Baaſe in Freydorf drüben ſcheine ich nach und nach ganz zur Laſt zu werden, ob ich ihr gleich mein Koſtgeld ſo bezahle, daß ſie damit zufrieden ſeyn kann. Sie begegnet mir ziemlich kalt, und oft beynahe grob und beleidigend. Bisher ſahe ſie, wie nützlich ich ihr in Abſicht auf die Erziehung ihrer Kinder war. Nun aber, da ihr hierinnen Marie gute Dienſte thut, ſcheint ſie meiner überdrüſſig zu werden. Die Selbert, die das ſchon ſeit einiger Zeit gemerkt hat, both mir ſchon ein paarmal den Aufenthalt in ihrem Hauſe an, und wer weiß, ob ich das Anerbieten nicht am Ende noch annehme. Es iſt mir unerträglich, bey Leuten zu ſeyn, denen ich zur Laſt bin. Die Amtmänninn verrieth ſich ein paarmal ſchon, daß ſie gehofft hatte, von meiner Mutter in ihrem Teſtament bedacht zu werden. Deßwegen war ſie auch vermuthlich gegen die Seelige in ihrem äuſſerlichen Betragen ſo gefällig. Hätt ich das gewuſſt, ſo hätt ich meine ſeelige Mutter, ob ſie ihr gleich nicht das geringſte ſchuldig war, gebethen, ihr etwas zu vermachen. Ich denke gewiß an ein paar hundert Thaler nicht, und habe mehr, als ich brauche. Ach Julie, es iſt traurig, wenn man die Menſchen, je mehr man Gelegenheit hat, in ihr Herz zu ſehen, faſt immer mehr von einer ſchlimmen, als von einer guten Seite kennen lernt. Ich hatte ehedem ſo gute, vortheilhafte Gedanken von den Menſchen, und muß immer mehr davon fahren laſſen. Solche Erfahrungen feſſeln freylich ein ſchon ohnedieß lebensſattes Geſchöpf nicht ſehr an die Welt an.

Du fragſt mich auch wegen unſrer Marie, was ſie mache? und ich will Dir von ihr ſo viel

Nachricht geben, als ich kann. Sie wird mir, je länger ich ſie kenne, immer theurer, zumal da ſich bey ihr hundert gute Anlagen, die bisher in ihr gleichſam vergraben lagen, zu entwickeln angefangen. So hat ſie z. E. ſehr viel natürlichen Witz, und eine äuſſerſt einnehmende Munterkeit, die ihre Erziehung und ihr nachheriges Unglück bisher ganz unterdrückt hatte, und die jetzt zuweilen aus ihren Handlungen und Reden hervorleuchtet. Dieſer Munterkeit hat ſie es auch zu verdanken, daß ſie ihrem bisherigen Unglück nicht unterlag, und ſich jetzt wieder, wie ein ſchlanker Zweig nach überſtandnem Sturm, in die Höhe hebt. Es iſt in ihrem Charakter eine kleine Miſchung von Leichtſinn, der ihrem Schickſal gerade angemeſſen iſt, und dem wieder ſo viel Empfindung und Gefühl für Rechtſchaffenheit die Waage hält, daß ſie gerade in der Mittelſtraſſe bleibt. Ob ſie gleich bisher wenig mit Kindern umgegangen iſt, ſo hat ſie doch eine ganz beſondre Gabe, dieſe lieben Geſchöpfe zu behandeln. Wenn ich zur Mißgunſt und Eiferſucht geneigt wäre, ſo könnt ich halb böſe auf ſie ſeyn; Denn die Kinder meiner Baaſe hangen ſo feſt an ihr, daß ſie mich beynahe dabey vergeſſen. Ich zeigte ihr, wie weit ich bisher mit den Kindern in meinem Unterricht gekommen war, und nun baut ſie weit glücklicher darauf fort, als ich ſelber hätte thun können.

Ihr Unglück hatte ſie ziemlich ſchüchtern und zurückhaltend gemacht; Aber jetzt hat ſich dieſes beynah ganz verlohren. Sie iſt zutraulich, offenherzig, und liebt die Geſellſchaft. Du weiſſt ſelbſt, ſie wollte während ihrer Schwangerſchaft keinen fremden Menſchen ſprechen, und verbarg ſich, ſobald

bald jemand in unſer Haus zum Beſuch kam. Ich konnte es ſchlechterdings nicht dahin bringen, daß ſie ſich vor unſrer Selbert ſehen ließ, ſo ſehr dieſe auch wünſchte, ſie kennen zu lernen. Als ich aber einige Wochen nach ihrer Niederkunft nach Felbach herüber gieng, da both ſich Marie von freyen Stücken an, mich zu begleiten. Sie war den Augenblick bekannt im Haus, und erwarb ſich der Selbert ganze Zuneigung. Seitdem iſt ſie ſchon mehrmals, und erſt geſtern wieder hier geweſen. Die Kinder der Selbert waren ihr ſogleich von ganzem Herzen zugethan, und das Herz hüpft ihnen jetzt im Leibe, wenn ſie nur Mariens Namen nennen hören. Niemand aber iſt von ihr und ihrem muntern Weſen mehr eingenommen, als der brave Amtmann Selbert. Er iſt immer ſo voll von ihrem Lob, daß die Selbert geſtern zu ihm ſagte: Nun weis ich doch ſchon meine Nachfolgerinn, wenn ich ſterben ſollte. Selbert lächelte darüber. Unſre Freundinn hat würklich zuweilen trübe Stunden, und ſpricht von ihrem Tod, als ob er nicht mehr ferne wäre. Sie ſagt, es ſey ihr noch keine Schwangerſchaft ſo ſchwer geweſen, wie die gegenwärtige; Sie habe ſo viel trübe Ahndungen. Ich ſuche ihr dieſe Vorſtellungen ſo viel als möglich auszureden. Gegen das Ende des Oktobers ſieht ſie ihrer Niederkunft entgegen, und ich werde dann vermuthlich ganz zu ihr herüber ziehen. Denn dieß iſt die ſchicklichſte Gelegenheit, aus dem Haus meiner Baaſe wegzukommen. Leb recht wohl, liebe Julie! Ich bin Deine

Sophie B**

12.

Sophie an Madame Meyer.

Felbach, den 10. Oktober 1777.

Ich habe Dir, meine beſte Julie, ſchon wieder eine ſehr traurige Begebenheit zu melden, die mich ſo niedergeſchlagen hat, daß ich mich bis jetzt noch nicht davon habe erholen können. Ich ſchrieb Dir neulich, unſre Selbert ſehe gegen das Ende dieſes Monaths ihrer Niederkunft entgegen. Dieſe iſt vor fünf Tagen erfolgt, und hat, leider! der liebſten, beſten Frau das Leben gekoſtet. Alle ihre traurige Ahndungen trafen ein, und die Theure, Unvergeßliche iſt nicht mehr. Sie gab einem Kind das Leben, und verlohr dadurch das ihrige. Zween Tage lang rang ſie mit den ſchröcklichſten Geburtsſchmerzen, und am dritten unterlag die entkräftete Natur. Sie ſeegnete ihren Mann, ihre Kinder, warf noch einen Blick voll Liebe auf mich, drückte mir noch einmal die Hand, und die reinſte, beſte, liebevollſte Seele verließ den anmuthsvollſten, zartſtgebildeten Körper, und wir ſtanden da, rangen die Hände, weinten dem geliebten, theuren Geiſt nach, und noch jetzt iſt unſer aller Herz voll Jammer. O Julie, warum muſſte dieſe theure Frau ſterben, und ich bleiben? Ich, der kein Menſch, keine Kinder nachgeweint hätten? Ich wäre weggegangen aus der menſchlichen Geſellſchaft, ohne eine Lücke drinn zurückzulaſſen. Mein Tod hätte etlich guten Seelen Thränen ausgepreſſt, aber ihnen keine ſolche unheilbare Wunde geſchlagen.

gen. Doch, das iſt ein Werk des Allerhöchſten. Seine Weisheit that das, ſo verborgen ſie jetzt unſern blöden Augen iſt.

Der Jammer, der in Selberts Hauſe herrſcht, ſeinen tiefen, ſtummen Schmerz, die lautern Klagen ſeiner Kinder, alles das kann ich Dir nicht beſchreiben. Ich bin noch ſo ganz betäubt; In meinem Kopf ſchwindelt alles durch einander, und in meinen Gliedern liegt Entkräftung. Ich glaube, daß meine vorher ſchon ſo ſchwächliche Natur endlich auch den vielen Kämpfen und Erſchütterungen unterliegen wird. Vielleicht bin ich bald bey unſrer Selbert, meiner Mutter und meinem Wilhelm. O Julie, wie wohl wäre mir bey dieſen Theuren!

Uebermorgen ziehe ich wieder nach Freydorf zu meiner Baaſe hinüber; Denn ob ich gleich im Sinne hatte, künftig meine Wohnung in Felbach aufzuſchlagen, ſo muß ich jezt doch dieſen Vorſchlag wieder aufgeben, weil man gleich Anmerkungen darüber machen würde, wenn ein Mädchen in meinem Alter und in meiner Lage ſich bey einem Wittwer aufhielte. Selbert bekommt eine Haushälterinn, die ein gutes Lob hat.

Ich kann Dir dießmal unmöglich mehr ſchreiben. Leb wohl! Vielleicht ſchreib ich nächſte Woche wieder. Deine

Sophie.

13.

Sophie an Madame Meyer.

Freydorf, den 18. Nov. 1777.

Dank Dir, meine Theureſte, für Deinen letzten, lieben, freundſchaftlichen Brief. Ich konnte es vermuthen, daß auch Dich die Nachricht von dem Tode unſrer beſten, theuren Selbert ganz niederſchlagen werde. Für mich wird dieſer Tod noch von einer andern Seite her eine Quelle von Kummer und Unruhe. Lies nur den beygeſchloſſenen Brief, um Dir alles Traurige meiner Lage vorſtellen zu können! Selbert ſchickte mir geſtern den Brief verſiegelt herüber. Ich weis nun nicht, ob er, oder ob noch die Seelige ſelbſt den Brief geſiegelt hat? Auch nicht, ob er überhaupt etwas von dem Innhalt des Briefes weis, oder nicht? Ich ſchwebe nun deßwegen in täglicher Unruhe und Beängſtigung, und weis mir nicht zu rathen, wenn das, was ich fürchte, erfolgen, und ſich Selbert an mich wenden ſollte. Daher bitte ich Dich, die Du, nebſt Marien, der ich aus beſondern Gründen nichts davon entdecken kann, meine einzige bewährte Freundinn auf der Welt biſt, mir mit der nächſten Gelegenheit aufrichtig zu ſchreiben, was und wozu Du mirratheſt. Du ſiehſt, daß hier keine Zeit zum Zögern iſt. Schick mir auch den Brief wieder mit zurück. Ich bin noch zu betroffen, um mehr hinzu ſetzen zu können, als daß ich bin Deine aufrichtigſte Freundinn

Sophie B**

14.

(Als Einſchluß des vorhergehenden.)

Madame Selbert an Sophien.

Felbach, den 24. Sept. 1777.

Meine herzlich geliebteſte Freundinn!

Wenn Sie dieſen Brief durch meinen lieben Selbert erhalten, dann bin ich ſchon in einer andern Welt. Ich habe lange, lange Zeit bey mir ſelber angeſtanden, ob ich dieſen Brief ſchreiben ſolle? Endlich ſiegte mein Herz über alle Einwürfe und Bedenklichkeiten. Ich kann nicht länger; Ich muß ſchreiben. Sie wiſſen, meine Herzensfreundinn, daß ich während dieſer meiner Schwangerſchaft immer ſchon mit bangen Ahndungen, als ob mich meine Niederkunft das Leben koſten würde, zu kämpfen hatte. Sie ſuchten mich zu beruhigen, und mir Gründe vorzulegen, daß ich mich vielleicht nur mit leeren Einbildungen ängſtigte. Ich gab Ihnen alles zu. Sie wiſſen, daß ich ohnedieß ſonſt nicht abergläubig bin. Aber die Ahndungen kommen immer und häufiger und ſtärker wieder. Ich kann die Vorſtellung von meinem nahen Tode nicht aus meinem Herzen verbannen. Es müſſen ja auch nicht blos eingebildete Ahndungen ſeyn. Es kann ja ſeyn, daß ein Keim des Todes in mir liegt, der der Seele dunkle Empfindungen von ihrer nahen Auflöſung zuführt. Doch, wir wollen jetzt darüber nicht ſtreiten, meine Sophie! Bekommen Sie dieſen Brief, dann bin ich todt, und

 mein

mein Gefühl hat mich nicht getäuſcht. Ich eile zu der Hauptſache, die mich ſo unwiderſtehlich dringt, dieſen Brief an Sie zu ſchreiben.

Daß ich an ſich ſelbſt den Tod nicht fürchte, wiſſen Sie, da wir ſchon ſo oft, und erſt vor fünf Tagen wieder über dieſe wichtige, uns allen bevorſtehende Veränderung geſprochen haben. Mit Freuden würde ich dieſe Welt verlaſſen, um in ein beſſeres Leben einzugehen. Aber Sie wiſſen auch, Sophie! ich habe einen Mann, den ich zärtlich und aufrichtig liebe. Ich habe drey Kinder, die noch unerzogen ſind, wovon das jüngſte erſt in ſein zweytes Jahr geht, und zu denen vielleicht noch das vierte kommt, das, wann Sie dieſes leſen werden, hülflos in der Wiege liegen, und umſonſt die Brüſte ſeiner Mutter ſuchen wird, um die erſte Nahrung draus zu ſaugen. Die Trennung von dieſen Theuren und Geliebten iſt es, die mir den Abſchied unendlich ſchwer macht. Der Gedanke dran füllt mich mit Schrecken, daß ich zurückbebe, und oft mit der Troſtloſigkeit ringe. Wenn ich oft an der Seite meines Selbert, in dem Kreiſe meiner ſo geliebten Kinder ſitze, und der Gedanke überfällt mich: Dieſe Theuren mußt Du vielleicht bald verlaſſen, ſie allein und hülflos, in einer Welt voll Gefahren, zurücklaſſen, ehe ſie noch gebildet, erzogen, und in Stand geſetzt ſind, ſich drauf fortzubringen; Dann kann ich mich nicht mehr halten; Dann eile ich auf mein Zimmer in die Einſamkeit, werfe mich nieder vor Gott, dem Vater der Waiſen, und rufe aus: Ach erbarm dich, erbarm dich ihrer! Sey ihr Vater, und gib ihnen eine Mutter, die das für ſie ſey, was ich

bisher

bisher für ſie war! Wann ich dann aber wieder etwas ruhiger werde, und in Gedanken um mich her blicke, um die aufzuſuchen, die bey meinen armen Kindern Mutterſtelle vertreten, und ihnen alles das wieder werden könnte, was ich ihnen bin und bisher war, dann finde ich Niemanden, der das mehr und ſo ganz ſeyn könnte, wie Sie, meine Herzensfreundinn! Ihre Hand möchte ich am liebſten in die Hand meines theuren Selbert legen; Ihnen am liebſten das zarte Herz und die Bildung meiner armen Kleinen anvertrauen. O, wenn ich wüſſte, daß Sie ſich zur Ausübung dieſer mir ſo theuren Pflichten verſtehen wollten, wie gern, wie ruhig würde ich dann dieſe Welt verlaſſen! Sie, meine Beſte, kennen das Herz und die ganze Denkungsart meines theuren Selbert; Sie ſagten mir oft, Sie ſchätzten ihn hoch, und hielten ihn für einen würdigen Mann; Wie ganz und uneingeſchränkt er Sie hochſchätzt, wiſſen Sie ſelbſt am beſten. Sie, meine Sophie, kennen die Grundſätze, nach denen ich meine Kinder bisher erzogen habe; Sie ſtimmten in dieſen Grundſätzen mit mir überein, und billigten ſie, und würden alſo auf ihnen das angefangene Gebäude fortführen; Sie kennen das Gemüth und die Denkungsart meiner Kinder, tragen zu ihnen, als den Kindern Ihrer Freundinn, die zärtlichſte Liebe, und werden von dieſen Kindern wieder mit einer Liebe geliebt, die jetzt ſchon an kindliche Liebe gränzt. O, meine Sophie, meine Herzensfreundinn, wenn Sie meines Selbert, meiner Kinder ſich annähmen, meine Nachfolgerinn würden, wie gern ſtürbe ich dann! Wie würde ich Ihnen einſt noch im Himmel an dem Tage jenes ewigen Wiederſehens dafür danken! Können, wollen Sie die Bitte einer

Freundinn, die Sie ſo ſehr liebt, erfüllen? Zwar ich weiß, daß ich ein groſſes Opfer von Ihnen fordere, daß der Entſchluß, in einer ſolche Bitte zu willigen, nicht leicht iſt; Aber ich kenne Sie auch, daß Sie nicht wie der gemeine Haufe von Menſchen, die ſich Freunde und Freundinnen nennen, denken; Daß Sie über Vorurtheile ſich hinweg zu ſetzen wiſſen, wo ein ſolcher Dank, ja noch mehr, ein ſolcher Lohn, von Gott zu verdienen iſt. Ich hätte mich mit dieſer Bitte ſonſt an keinen Menſchen auf der ganzen Welt wagen mögen. — Zwar weiß ich auch, meine Sophie, daß Sie mir oft ſagten, Sie wollten um Ihres ſeeligen Geliebten willen lieber ſo bleiben, wie Sie ſeyen, und gar nicht heyrathen. Sie wiſſen aber auch, was ich Ihnen oft, ohne damals noch eine Nebenabſicht zu haben, darüber ſagte, und daß ich Ihren Vorſatz keineswegeſ billigte, noch billigen konnte. Glauben Sie denn, Ihr ehemaliger Geliebter denke jetzt noch, wie er ehemals als Menſch auf der Welt gedacht hat? Ich denke jetzt ſchon, da ich nur in Gedanken am Rand des Grabes ſtehe, übes das, was wir Menſchen Liebe nennen, ganz anders, als ich ehemals in meiner Jugend dachte. Ein ſeeliger, vollendeter Geiſt kann ſich nur freuen, wenn er hört, daß ſeine auf der Welt zurückgelaſſenen Geliebten ſich ſelbſt und ihre Neigungen überwinden, um die Pflichten, um derer willen ſie auf der Welt ſind, zu erfüllen. Glauben Sie nicht, daß die Freude Ihres ſeeligen Geliebten über alles groß ſeyn wird, wenn ich, oder ein andrer ſeeliger Geiſt ihm erzähle: Seine geliebte Sophie habe ihn beweint, aber auch den edeln Schluß gefaſſt, die Mutter der Kinder einer Freundinn zu werden, ſie zu erziehen, und zur

Glückſeeligkeit zu leiten, da ſonſt dieſe Kinder vielleicht unglücklich geworden wären? Gewiß muß eine ſolche Nachricht die Seeligkeit Ihres Seeligen vermehren; Gewiß würde er das nicht bey der Nachricht fühlen, daß Sie um ſeinetwillen Ihr Leben hintrauerten. Sie können ja doch ſein bleiben, wenn Sie ſchon einem andern Manne ihre Hand geben. In der Ewigkeit iſt es ja anders, als auf der Welt. Sie wiſſen ja, was unſer Herr ſagt, daß man dort nicht freyen, noch ſich freyen laſſen wird.

Und auch Ihre künftige Sache und Glückſeeligkeit auf der Welt werden Sie durch die Gewährung meiner Bitte gewiß weit eher vermehren, als vermindern. Sie verbinden ſich dadurch einen Mann, der ſein gröſſtes Glück darinnen ſuchen wird, Ihnen ſeinen Dank zu zeigen, und das Leben recht angenehm zu machen. O, mein Selbert iſt ein würdiger und edler Mann, der ſeine gröſſte Seeligkeit in Beglückung andrer Menſchen ſucht. Und wie glücklich, meine Sophie, muß Sie der Dank meiner Kinder und das Bewuſſtſeyn machen, die Schöpferinn ihres Glücks zu ſeyn! — Wenn Sie aber bleiben, wie Sie bisher waren, wie vielen unangenehmen Schickſalen werden Sie nicht ausgeſetzt ſeyn! Ich weis aus eigener Erfahrung, wie hart und ſchmerzlich es einem fällt, unter Leuten zu leben, von denen man abhängt, und die uns dabey noch dieſe unſre Abhängigkeit fühlen laſſen. Sie, meine Sophie, hangen doch immer in gewiſſer Maaſſe auch von Ihren Verwandten in Freydorf ab. Sie erzählten mir erſt vor etlichen Tagen mit Thränen, wie viele bittere Anmerkungen

und Stickeleyen Sie von Ihrer Baaſe anhören müſſten. Geſetzt auch, Sie wählen künftig einen andern Aufenthalt, ſo müſſen Sie doch immer unter Leuten leben, deren Hülfe ſie nöthig haben, und die Ihnen dieſe nicht ſchuldig zu ſeyn glauben, und ſich deßwegen allerley gegen Sie herausnehmen werden. Und je mehr das Alter zunimmt, deſto mehr nehmen unſre Bedürfniſſe zu; Von unſern Freunden ſtirbt einer nach dem andern dahin, und wir ſtehen einzeln und verlaſſen da. Liebe Sophie, ich habe ſo viele alte Jungfern im Stande der Armuth oder Verachtung mit innigem Mitleidsgefühl geſehen. Das iſt ein trauriger, erbarmungswürdiger Zuſtand. Ich bitte Sie, bey aller unſrer Freundſchaft, ſuchen Sie dieſem Zuſtand zu entgehen, jetzt, da es noch in Ihrer Macht und freyen Wahl ſteht!

Sehen Sie, meine Herzensfreundinn, das ſind einige von den Gründen, die ich Ihnen, gewiß nicht blos um meinetwillen, ſondern zugleich aus herzlicher Liebe gegen Sie, vorlegen wollte. Ich hätte ſie noch ſtärker vortragen können; Aber ich vermied ſorgfältig alles, was die Geſtalt einer Ueberredungskunſt hat. Prüfen Sie nun, ob Ihre Freundinn, die, wann Sie dieſes leſen, ſchon bey Gott iſt, Recht oder Unrecht hatte? und dann folgen Sie Ihrer Ueberzeugung, und dem, was Ihr Herz Ihnen ſagt, und nicht blos der Stimme der Freundſchaft, der Sie bisher immer ſo willig gefolgt ſind. Ich wünſche das Wohl meines theuren Selbert und das Glück meiner ſo geliebten Kinder herzlicher, als alles andre auf der Welt; Aber mit der Ruhe und dem Glück einer andern ſo theuren Freundinn

möcht

möcht ich es um aller Güter willen nicht erkaufen. Ich weis, Sie gewähren mir meine Bitte, wenn es Ihnen Ihre Ueberzeugung zuläſſt. Können Sie meine Wünſche nicht erfüllen, ſo haben Sie demohngeachtet eine Freundinn im Himmel, die an jenem Tage, wenn auch Ihre Seele ſich von ihrem Körper losreiſſt, und zum Sitz der Himmliſchen empor ſchwingt, Sie mit einer Freundſchaft, die alsdann ſich noch mehr äuſſern kann als jetzt, und alles übertrifft, was Erdenfreundſchaft heißt, empfangen, und Sie für die Liebe, die Sie mir bisher erwieſen haben, mit den wärmſten Danks- und Freudenthränen ſeegnen wird. Können Sie nicht meines Selbert Gattinn werden, o ſo bleiben Sie doch ſeine Freundinn! Können Sie nicht meiner Kinder Mutter werden, o ſo ſchenken und erhalten Sie doch fernerhin ihnen Ihr Herz und Ihre Liebe! Bethen Sie für ſie zu Gott! Unterſtützen Sie meinen theuren Mann mit Ihrem Rath, wenn er zu der Wahl einer neuen Gattinn ſchreitet! Sie wiſſen, was wir oft im Scherz von Marien ſagten. Glauben Sie, daß ſie meinem theuren Mann und meinen theuren Kindern nur zur Hälfte das ſeyn kann, was Sie, meine Sophie, dieſen Theuren hätten werden können, o ſo thun Sie alles, was in Ihren Kräften ſteht, um dieſe Verbindung zu befördern!

Und nun ſey der Gott mit Ihnen, meine Herzensfreundinn, der mich vielleicht bald zu ſich in Seinen Himmel ruft! Er ſeegne Sie für alle Liebe, die Sie mir und den Meinigen erwieſen haben! Mein Herz iſt voll Rührung. Meine Gedanken werden Gebeth. Leben Sie im

Land

Land der Thränen und des Todes glücklich, bis wir uns im Reich der Freuden, bey dem Heyland, den wir lieben, und von dem wir alles hoffen, wieder ſehen! Ich bin ewig, ewig Ihre Freundinn

C. Selbert.

* * *

15.

Sophie an Madame Meyer.

Freydorf, den 12. Dec. 1777.

Verzeyh, liebſte Julie, daß ich Dir auf Deinen lieben, groſſen Brief erſt jetzt antworte! Es gieng in unſerm Haus, und noch mehr in meinem Kopf und Herzen, bisher alles ſo bunt durch einander, daß ich keine zwo ruhige Stunden zum Schreiben zuſammenbringen konnte. Die Kinder hatten die Blattern; Ich ſelbſt war auch über zween Tage lang bettliegerig, und bin auch jetzt noch zum Schreiben wenig aufgelegt.

Der Innhalt Deines Briefes war ſo, wie ich ihn mir vermuthete. Ich konnte es vorausſehen, daß Du mir rathen würdeſt, die Bitte unſrer ſeeligen Freundinn zu erfüllen, und dem Amtmann Selbert meine Hand zu geben. Ich habe alle Deine Gründe wohl erwogen, habe lange,

lange, lange mit mir ſelbſt gekämpft, und nun endlich einen Entſchluß gefaſſt, mit dem Du zufrieden ſeyn wirſt. Ich will, da alles auf mich hereinſtürmt, nachgeben; Will — ja, ich muß es endlich niederſchreiben, ſo ſehr mir auch die Hand dabey zittert — will Selberten, wenn ers verlangt, und verlangen kann, meine Hand geben. O Julie, Du kannſt nicht glauben, welche Ueberwindung mir dieſer Entſchluß koſtete; Und doch drang mich faſt alles, ihn zu faſſen. Der Brief unſrer Selbert, die Gründe, die ſie drinn anbrachte, und denen ich nichts von eben dem Gewichte entgegen ſetzen konnte, dieß gab mir den erſten Stoß, der mich in meinen bisherigen Geſinnungen etwas wankend machte. Dazu kam denn Dein Brief, in dem Du mirs ſo dringend ans Herz legſt, den Bitten einer ſterbenden Freundinn nachzugeben. Du machſt es mir zur Gewiſſensſache, und haſt mich ſo gerührt, daß Dein Brief ganz naß von Thränen wurde. Auch verſtärkſt Du die Gründe unſrer Seeligen noch mehr, und fügſt neue hinzu, die nicht weniger wichtig und überredend ſind. Ich fieng nun in meinen Entſchlüſſen zu wanken an, faſſte bald dieſen, bald jenen, und war eben im heftigſten Kampfe mit mir ſelbſt begriffen, als noch folgendes hinzukam, und meine Wahl beſtimmte. Du kennſt meine Baaſe, kennſt ihr liſtiges, neidiſches Weſen, und ihren Eigennutz, der von dieſem allen die Quelle iſt. Ich rechnete nicht viel auf ihre Freundſchaft und ihr gutes Herz. Aber anfangs, eh ich ſie genauer kannte, dachte ich doch noch ganz gut von ihr, und hielt ſie, eben nicht für ein vorzügliches, aber doch für ein unſchädliches Geſchöpf, das jedem das ſeine gönne. Daß ſie das nicht iſt, davon ward ich

bey näherer Bekanntſchaft mit jedem Tage mehr überzeugt, und kann ſie nun, ſo gern ich auch Gutes von den Menſchen denke und rede, für nicht mehr und nicht weniger halten, als für eine heimtückiſche, niedrige, ganz von Eigennutz und Eigendünkel beſeſſene Seele. Seit dem Tode meiner ſeeligen Mutter arbeitet ſie beſtändig dran, mir den Aufenthalt in ihrem Hauſe täglich mehr zur Hölle zu machen. Seit dem Tode unſrer Selbert aber macht ſies ärger als jemals. Ich konnte mir immer den Grund davon nicht angeben. Endlich hat ſie ſich vor zween Tagen ſelbſt verrathen. Seit den zehen Tagen, daß ihre Kinder die Pocken haben, bin ich nie länger als ein paar Stunden von ihren Betten weggekommen, und habe ihnen zehenmal mehr gewartet, als ihre Mutter, ſo daß ich zuletzt ſelbſt, wie ich ſchon oben meldete, bettliegerig wurde. Vorgeſtern Nachmittags, da ich ſelbſt noch matt war, gieng ich, nachdem ich drey Stunden bey den Kindern zugebracht hatte, auf mein Zimmer, ließ mir einfeuren, und kam erſt beym Abendeſſen wieder auf das Wohnzimmer. Marie, die auch genug leidet, fragte mich nach meinem Befinden, und ich gab ihr zur Antwort, daß ich es wohl beſſer wünſchte. — Freylich, ſagte die Amtmäninn; Den Verliebten fehlt beſtändig etwas. Nun, in Felbach drüben beym Herrn Amtmann wirds ſchon beſſer werden. Eh ich noch auf dieſen Spott, den ich noch gar nicht verſtand, etwas antworten konnte, fieng ſie an, erſt noch weiter zu ſpötteln, und dann grob und beleidigend zu werden, und mir Undank und andere ſchändliche Dinge vorzuwerfen. Sie wiſſ' es gewiß, ſagte ſie, ſie habs geleſen, daß ich den Amtmann

mann heyrathen, und alſo das Geld, das ihr und ihren Kindern von Rechtswegen gehöre, aus dem Haus und aus der Verwandtſchaft wegſchleppen wolle. Ich ſey ein ſchändliches und undankbares, ein verbuhltes, mannsſüchtiges Ding, und was dergleichen Schimpfwörter mehr waren, die ich nicht einmal anführen mag. Meinetwegen! ſagte ſie endlich. Sie können gehen; Die Thüre ſteht ihnen heut wie morgen offen. — Ich ſagte nur wenig Worte zu meiner Vertheidigung. Man ließ mich aber nicht zu Worte kommen. Selbſt ihr phlegmatiſcher Mann, der ſonſt immer gut von mir dachte, ſich nun aber auch von ihr hat umſtimmen laſſen, ſagte mir Grobheiten und Unanſtändigkeiten ins Geſicht. Ich hielts für das beſte, zu ſchweigen, gieng auf mein Zimmer, ließ mir das Eſſen dahin bringen, und habe ſeitdem weder die Amtmänninn, noch ihn wieder geſehen. Alſo lebe ich in einem Hauſe, wo man mein Zimmer erbricht, und meine Briefe lieſt? Denn während, daß ich bey ihren Kindern am Bette ſaß, muß die Amtmänninn ſich auf mein Zimmer geſchlichen, und da entweder aus dem Brief unſrer ſeeligen Selbert, oder aus dem Deinigen, die alberne und falſche Nachricht herausgeſogen haben, daß ich mir um Selbert Mühe gebe, oder, wie ſie ſich ausdrückt, um ihn buhle. Alſo um der Hofnung willen, einſt mein Geld zu kriegen, hat man mich bisher im Haus geduldet, und nicht weil ich eine Anverwandte bin, und auſſerdem noch meine Koſt richtig und reichlich bezahle, und mir bisher mit Bildung der Kinder alle Mühe gab? Wenn ich alſo mein Geld anwenden wollte, wie es mir beliebte, ſo müſſe ich mit dem Titel einer Undankbaren vor-

lieb nehmen? O Gott, was für Menſchen ſind das! — Mit ſolchen und åhnlichen Gedanken brachte ich den übrigen Theil des Abends auf meinem Zimmer zu. Thrånen des Unwillens und des Gefühls erlittnen Unrechts preſſten ſich aus meinen Augen. Ich fühlte, daß ich dieſes Haus verlaſſen müſſte, beſchloß es zu verlaſſen, kåmpfte aber noch mit mir ſelber über das Wie? ob ich mich zu der Verbindung mit Selbert entſchlieſſen, oder mich um eine andre Koſt umſehen ſoll? Von dieſen Kåmpfen und Thrånen abgemattet, ſchlief ich endlich ein, ohne noch einen feſten Entſchluß gefaſſt zu haben, und da hatte ich einen ſo rührenden, ſo åuſſerſt lebhaften Traum, der ſich meinem Herzen ſo tief eindrückte, daß ich von dem Augenblick an meine Wahl durch ihn beſtimmen ließ. Ich gieng — ſo kam es mir vor — auf einer mir bekannten Wieſe, und kam endlich unvermerkt auf eine ziemliche Anhöhe, von der ich auf einen Gottesacker hinabſah, vollkommen dem in Felbach gleich. Gott, welch ein Anblick! Eins von den Gråbern öfnete ſich, und bleich, entſtellt, mit eingefallenem Geſicht, ſtieg aus ihm unſre ſeelige Freundinn herauf, ſah zu mir nach dem Hügel, hub ihre Hånde bittend zu mir auf, und rief mit hohler Stimme: Werden ſie die Mutter meiner Kinder! Ach, Sophie, — indem wies ſie auf die Kinder, die zu ihren beyden Seiten ſtanden, und das Neugebohrne nahm ſie auf den Arm, und hubs zu mir herauf — werden ſie die Mutter dieſer Kleinen! — Bebend und mit kaltem Schweis bedeckt, wachte ich auf, und rief: Ja, ich will ihre Mutter werden. — Und nun, Julie! iſts beſchloſſen! Wenn Selbert meine Hand begehrt, ſo gebe ich ſie

ihm.

ihm. Ja! ich wünſche, daß er nur bald käme, und bey mir drum anhielte! Das Schattenbild unſrer Freundinn verfolgt mich überall hin, ſo wie es mir im Traum erſchien; Ich habe nirgends keine Ruhe, und in dieſem Haus, wo man mir ſo begegnet hat, am allerwenigſten. Ich bin in einer Art von Taumel, und wünſchte, daß in dieſem alles ſchnell vorgienge, was vorgehen ſoll! — Noch weis ich nichts von Selbert. Vor drey Wochen ließ er bey mir anfragen, ob ich ihn vergeſſen habe, und ob meine Freundſchaft mit ſeiner Frau geſtorben ſey? — Ich wollte, daß er wieder ſchickte, und mich zu ſich einlüde! So gieng alles in Einem Taumel hin. — Nicht wahr, Julie, ich bin ein ſeltſames Geſchöpf? O, ich bin mir ſelber unbegreiflich. — Nun, adjeu! Ich mag über ſolche Dinge, mit ſo vollem Herzen, nicht länger plaudern. Bald kanns Neuigkeiten geben. Indeſſen Deine treue

Sophie.

16.

Sophie an Madame Meyer.

Freydorf, den 2. Jenner. 1778.

Ich bin noch in Freydorf, meine Beſte, und Du wirſt Dich drüber wundern. Es hat alles eine andre, unerwartete Wendung genommen, und ich bin damit zufriedener, als ich Dir ſagen kann. Du wirſt Dich über den Schluß meines letztern Briefes gewundert haben, und das mit Recht. Ich war in einer Stimmung, oder vielmehr Ueberſtimmung, die ein ganz andres Weſen aus mir machen zu wollen ſchien. Die Mißhandlungen, die ich von meinen Anverwandten auszuſtehen hatte, der Traum, in dem mir unſre ſeelige Freundinn erſchienen war, und eine auſſerordentliche Wallung in meinem Geblüt, die von einer übergangnen Aderläſſe herrühren mochte, alles das hatte meine Lebensgeiſter ſo erhöht und erhitzt, daß ich mich nur halb noch meiner ſelbſt bewuſſt, und zu jeder, noch ſo abentheurlichen Entſchlieſſung aufgelegt war. Auch mochte die eben gar nicht edle Begierde, mich an meiner Baaſe für ihre Ungerechtigkeit zu rächen, das ihrige mit dabey thun. Es war alſo natürlich, daß ich bereit war, meine Hand an Selbert zu geben, und die Zeit, da er mich darum bitten würde, mit Ungeduld herbeywünſchte. Ob er auch wohl wünſche, mich zur Frau zu nehmen, daran dachte ich nicht einen Augenblick, ja ich glaube, wenn er damals hieher gekommen wäre, daß

ich mich ihm von freyen Stücken würde angebothen haben. Aber zu meinem Glücke kam er nicht. Der Taumel verflog nach ein paar Tagen wieder; Ich erſtaunte über mich ſelbſt und über das, was ich geweſen war. Ja, ich fieng an, mich vor mich ſelbſt zu ſchämen, und kam mir als ein tolles, übertrieben heftiges, verächtliches Geſchöpf vor. Meine Seele gab wieder ſanftern und trübern Vorſtellungen Platz. Ich dachte, was muß der Geiſt deines **Wilhelms** gedacht und gefühlt haben, wenn er während dieſes Taumels dich umſchwebt hat? Ich fieng an bitterlich zu weinen, und bath den Geiſt des Beleidigten um Verzeyhung. Der Wunſch, meine Hand an Selbert zu geben, kam mir jetzt als ein Meyneyd vor; Ich bebte vor ihm zurück, und zitterte vor dem Augenblick, da Selbert kommen möchte, mich beym Wort zu nehmen. — In dieſem Zuſtand war ich, als ein Bothe mir ein kleines Briefchen von Selbert brachte, deſſen Innhalt war: Er hätte über etwas äuſſerſt wichtiges mit mir zu ſprechen, das er gar nicht aufgeſchoben wünſchte. Ich möchte nur beſtimmen, ob er ſelbſt hieher kommen ſoll, oder ob ich wolle zu ihm nach Felbach hinüberkommen? Im letztern Fall woll er mich in einem Schlitten abholen laſſen. Ich erwählte aus mehr als Einem Grund das letztere, vorzüglich um den kahlen Spöttereyen meiner Baaſe, und auch den Grobheiten, die ſie an Selbert zu begehen wohl im Stande geweſen wäre, auszuweichen. Zitternd ſchrieb ich ihm, ich wollte den nächſten Tag ſeinen Schlitten erwarten, und zu ihm hinüberkommen. O Julie, was ich nun bis auf die Stunde der Abfahrt erlitten, mit welch quälenden und ängſtigenden Vorſtellungen ich gerungen habe, kann ich Dir unmöglich be-

ſchreiben. Und da ich nun den Schlitten ſchellen hörte, und mich drein ſetzte, ach da war mir ſo bang, wie kaum einem ſeyn kann, der zum Tod geführt wird. Ich dachte gar nichts anders, als daß er die Bitte ſeiner Gattinn wiederholen, und mir ſeine Hand anbiethen werde. Tauſend Entwürfe, Antworten und Ausflüchte, die ich gegen ihn vorbringen wollte, durchkreuzten ſich in meiner Seele; Und doch wuſſte ich noch nicht, was ich antworten, was ich ihm entgegenſetzen, und ob ich überall ſein Anerbiethen ausſchlagen werde oder könne? So kam ich, da ich noch weit vom Dorfe zu ſeyn glaubte, und mich noch weiter davon wegwünſchte, vor dem Amthaus in Felbach an. Kaum war ich ſtark genug, vom Schlitten aufzuſtehn und abzuſteigen. Selbert kam unter die Thüre, both mir die Hand, und führte mich die Treppe hinauf. Als ich in das Zimmer trat, da flogen die Kinder auf mich zu, hängten ſich an meine beyden Arme an, und küſſten ſie. Eine neue Erſchütterung für mich; Denn der Traum fiel mir ein, da mir unſre Seelige ihre Kleinen anbefahl. Ich war ſo entkräftet und ſo ſehr bewegt, daß ich mich niederſetzen muſſte. Die Kinder ſchmeichelten noch um mich herum, und Selbert ſetzte ſich mir gegenüber. Ich gab den Kindern einiges Spiel- und Zuckerwerk, das mir Marie, nach der ſie ſogleich beym erſten Willkomm gefragt hatten, für ſie mitgegeben. Die gute Marie! ſagte Selbert. Aber, ſetzte er hinzu, ſie lieſſen uns ja gar nichts von ſich hören, und ſehn auch ſo blaß und mager aus; Sie ſind doch nicht krank geweſen? — Ja, gab ich zur Antwort; Ich war ziemlich übel auf, und bin auch noch nicht ganz hergeſtellt. Ueberhaupt glaub ich, daß mich meine viele Leiden bald auch ins

Grab

Grab legen werden. — Gott behůte! ſagte er; Weg mit ſolchen melancholiſchen Gedanken! — Indem brachte die Haushälterinn Koffee, und das Geſpräch ward wieder abgebrochen. Durch allerley andere Geſpräche, die zum Theil unſre ſeelige Freundinn betrafen, ward ich wieder etwas zerſtreut, und konnte mich ein wenig ſammeln und erholen. Als der Koffee getrunken war, ſtund Selbert auf, und ſagte, wenn mirs gefällig ſey, ſo wollten wir auf ſein Zimmer gehen, weil er etwas beſonderes mit mir zu reden habe. Nun ſchlug mir das Herz von Neuem; Nun erwartete ich den ſchon lang gefürchteten Streich; Zitternd ſtund ich auf, und gieng mit Selbert auf ſein Zimmer, wie ein Miſſethäter, der vor den Richterſtuhl gerufen wird, um da ſein endliches Todesurtheil anzuhören.

Ich muſſte mich neben ihn auf einen Sopha ſetzen, und nun fieng er ziemlich bewegt und etwas ſtotternd an; Sie wiſſen den traurigen Schlag, der vor ein paar Monathen mich betroffen hat. Sie kennen meine ganze Lage, wiſſen, daß ich vier unerzogene, zum Theil noch unmündige Kinder habe, auf deren Erziehung ich bey meinen Amtsgeſchäften wenig oder keine Zeit wenden kann. Meine Haushälterinn muß ſich der häuslichen Geſchäfte annehmen, und hat auch das Geſchick nicht, Kinder gut zu erziehen. Ich ſehe mich alſo in die Nothwendigkeit verſetzt, mich um eine andre Freundinn und Gehülfinn, und um eine Mutter für meine hülfloſen Kinder umzuſehen. Meine Seelige rieth mir das auch noch in ihrer letzten Stunde. — Hier war der rechtſchaffne Mann ſo bewegt, daß er inne halten

muſſte. Er zog ſein Schnupftuch heraus, und wiſchte ſich die Thränen ab. — Zu Ihnen, meine theure Freundinn, fieng er nach einiger Zeit wieder an, und legte meine zitternde Hand in die ſeinige; Zu Ihnen hab ich alles Zutrauen; Sie waren die wahrſte, vertrauteſte Freundinn meiner Seeligen. — Hier hielt er wieder etwas inne, und weinte. Ich glaubte, ich müſſte vergehen. — Ihnen, fuhr er fort, kann ich mein Herz anvertrauen. Geben ſie mir ihren Rath! Ich weiß von ihnen ſelbſt und von meiner Seligen, daß ſie keine Verbindung mehr eingehen wollen. Freylich wünſcht' ich niemand anders. . . . Er hielt wieder inne, und Zentnerlaſten fielen mir vom Herzen. Reden ſie, ſagte ich, theurer Mann! Ich will ihnen rathen, wie mir ſelber. — Nun, ſo ſagen ſie mir, fuhr er, wie es ſchien, auch mit leichterm Herzen fort; Was halten ſie von Marien? Glauben ſie, ſie, rathen ſie mir zu ihr? Glauben ſie, ſie werde meine Hand annehmen? — O ſie wird ſich glücklich ſchätzen, ſagte ich. — Keine Komplimente! rief er aus; Nichts von glücklich ſchätzen! Es iſt etwas ſchweres, vier ſo kleine Kinder anzutreten. Alſo glauben ſie, Marie könne ſich entſchlieſſen? Wollen ſie wohl mit ihr reden? — Ich will alles, ſagte ich; Es hat gewiß keinen Anſtand; Aber wiſſen ſie Mariens Geſchichte? Wiſſen ſie, daß ſie nichts, gar nichts im Vermögen hat, wenn nicht noch ihre Mutter . . . Er ließ mich nicht ausreden. Ich weiß alles, ſagte er, hab alles überlegt. Ich weiß Mariens Geſchichte. Es war eine Uebereilung. Sie ſcheint mir doch ein gutes, chriſtliches Geſchöpf zu ſeyn. Auch darf ſie arm ſeyn! Eine Reiche geht doch nicht in mein Haus, oder ſie taugt nicht für meine Kinder. Ich habe, Gott-

lob!

lob! genug. Marie taugt ſo ganz für meine Kinder. Sie wiſſen, wie oft wegen ihrer meine Seelige mit mir ſcherzte. Das fiel mir ſeitdem oft ein. Wenn ſie nur mit Marien darüber reden wollen.

Ich war nun wieder wie neu gebohren, ſprach noch viel mit Selbert von Marien, billigte ſeine Wahl, und verſprach ihm, wo möglich, noch denſelben Abend mit Marien, die gewiß voll Freude ſeyn werde, drüber zu ſprechen, und ihm gleich den folgenden Tag die Nachricht von meinem Geſchäfte zu überſchreiben. Er ward ganz heiter und vergnügt. Ich fuhr nach ein paar Stunden wieder fort, und er begleitete mich auf dem Schlitten bis vor unſer Haus hin. Ich hätte ihn gern auf mein Zimmer genöthigt; Aber es ward ſchon dunkel und er wollte durchaus nicht abſteigen, und begnügte ſich damit, Marien, die aus dem Fenſter ſah, ein Kompliment zu machen.

Ich war über die ſo ganz unverhoffte Wendung, die die Sache genommen hatte, auſſer mir vor Freuden. Nun waren alle meine Beſorgniſſe auf Einmal gehoben. Ich war nun aus meiner Schwürigkeit, die ich ſelbſt kaum hätte löſen können, auf Einmal ſo ganz herausgewickelt, daß ich, ohne mein geringſtes Zuthun, nicht nur meine Freyheit behielt, ſondern auch noch das Vergnügen hatte, das Glück einer Freundinn mit befördern zu helfen. Mein Entzücken war ſo groß, daß ich auf alle Spöttereyen meiner Baaſe nichts achtete, die aus dem

Um-

Umſtand, daß mich Selbert heimbegleitet hatte, den gewiſſen Schluß zog, es ſey nunmehr alles richtig, und vor Wuth und Aerger ſchäumte. Sobald das Abendeſſen vorbey war, winkte ich Marien, daß ſie mit mir auf mein Zimmer gehen möchte. Etwas neues! rief ich, ſo bald wir da allein waren; Ich bin eine Braut; Selbert iſt mein Bräutigam. — Ey das wäre! ſagte Marie, mit einigem Erröthen, erholte ſich aber bald wieder, und wünſchte mir aufrichtig Glück dazu. — Marie! ſagt ich lächelnd; Können ſie das glauben, und wiſſen doch, wie ich in dieſem Stücke denke? Sagt ich ihnen nicht ſo oft von meinem Wilhelm? — Nein, Liebe! ich bin keine Braut; Aber Selbert iſt ein Bräutigam; Und nun rathen ſie, wer ſeine Braut iſt! — Das gute Mädchen erröthete noch mehr, als anfangs, und gerieth in ſichtbare Verlegenheit. Wie kann ich das wiſſen? fieng ſie an zu ſtottern; Ich kenne Niemand in der Gegend . . Nein, ich kanns nicht errathen . . ! Alſo hat er eine Braut? Iſts aber auch ein gutes Mädchen? Kann er glücklich werden? . . Sagen ſie! . . Ich weis nicht. . . Es iſt ein Mädchen, Marie, ſagt ich, ſo gut, ſo ſchön, ſo alt, wie ſie; Es heiſſt auch Marie; Aber die Frage iſt noch, ob ſie Selberten auch will? Ich ſoll Fürſprache für ihn bey ihr einlegen. — Wie? ſie will den edeln Mann nicht? rief Marie haſtig. — Liebe! ſagte ich; Sie könnten mir bey dem Mädchen auch behülflich ſeyn; Sie vermögen alles über ſie; Das Mädchen heiſſt „Marie Cramer.„ — O ſie ſpotten, rief Marie aus, ſchlug mich auf die Finger, ward feuerroth, und wendete ihr Geſicht weg. — Marie! ſagt ich;

ich; Seyn ſie gut! Ich ſpotte wahrlich nicht; Ich bin ernſthafter als jemals. Selbert trug mir auf, ſie um ihre Hand zu bitten. Morgen ſchreib ich ihm; Was darf ich ihm melden? — Groſſer Gott! das iſt zu viel, rief das Mädchen aus, fiel mir um den Hals, und Thränen rollten mir in den Buſen. O Gott, o Gott! das verdien ich nicht! Nein, das verdien ich nicht! O, ich bitte ſie, ſpotten ſie nicht mit einem armen Mädchen! So rief ſie in der heftigſten Bewegung aus, bis ich ſie endlich nach vieler Mühe überzeugte, daß alles völliger Ernſt ſey. Sie konnte lange Zeit nichts reden, gieng händeringend in dem Zimmer auf und ab, hub ihre Augen und Hände in die Höhe, und rief endlich: Gott, das iſt des Glücks zu viel! —

Nun erhuben ſich bey ihr nach und nach allerley Bedenklichkeiten: Ihr voriger Fall, ihre Armuth, ihre Verſtoſſung aus dem Haus ihrer Mutter, und dergleichen mehr. Ich verſicherte ſie, daß Selbert das alles wiſſe, und darauf nicht achte; Er glaube, daß ſie eine gute Gattin, eine treue Mutter ſeiner Kinder ſeyn werde. Sie weinte von neuem wieder, und erhub die Großmuth Selberts, und dankte mir, als ob ich allein die Schöpferinn ihres Glückes wäre. — O Julie, ich fühlte Himmelsſeeligkeit bey dieſem Auftritt. Mein Herz ward über Welt und alles, was irdiſch iſt, erhaben; Mein Dank war ſo groß, als Mariens Dank war; Meine Freude ſo groß, wie die ihrige. Mit heiſſen Umarmungen und unter unzähligen Thränen ſchied das Mädchen erſt nach Mitternacht von mir. Ich konnte noch zwo Stunden

den lang nicht einſchlafen, ſo ſehr war mein Blut in Wallung, ſo voll Freude mein Herz. Mein Schlummer war ein aneinander hängendes Gewebe von Träumen. Tauſenderley Bilder ſtunden vor mir. Auch unſre ſeelige Selbert erſchien mir, und dankte mir für das, was ich gethan hatte. — Ich habe nichts gethan, Julie! Aber ich glaube, daß unſre Seelige das billigte, was geſchehen iſt. Marie iſt gewiß würdig, in ihre Stelle einzutreten. Sie wird gewiß ihren Mann glücklich machen, und ihre Kinder ſo erziehen, wie ſie ſie ſelbſt erzogen hätte. Sie zielte ja ſelbſt am Schluſſe ihres Briefes auf Marien.

Kaum wars eine halbe Stunde Tag, ſo kam dieſe wieder auf mein Zimmer. Ich habe nicht ſchlafen können, Sophie! ſagte ſie; Mein Glück iſt zu groß. Ich konnte die ganze Nacht nichts als weinen und Gott danken. O, ſie kennen die Gröſſe meines Glücks. Sie könnens fühlen. Sie fiel mir um den Hals und weinte, und ich weinte mit ihr. — Nun will ich dem edeln Manne ſchreiben, ſagte ich! Er wird voll Unruh und Begierde warten. Ich ſchrieb ihm nur einige Zeilen. Schreiben ſie auch ein paar Worte hin, Marie! ſagte ich zu ihr. Sie nahm die Feder, konnte ſie kaum vor Zittern halten, und ſchrieb folgendes: „Edler, Großmüthiger, was ſoll ich ſagen? Dank, unausſprechlicher Dank! Das ſey mein ganzes künftiges Leben! O Gott, ich weiß keine Worte. Möcht ich all des Glückes wehrt ſeyn, das ſie über mich ausgieſſen, über ihre ewig dankbare

Maria Cramer.„

Ich

Ich ſchickte mit dem Briefchen ſogleich heimlich einen Bothen ab. Marie ſah bey Tiſche ſo entſtellt aus von vielem Weinen, daß die Amtmänninn nichts vorbringen konnte, als kahle Spöttereyen, auf die wir nicht achteten. Am Nachmittag kam, ſtatt einer Antwort, Selbert ſelber. Er hatte, gab er vor, Geſchäfte bey dem Amtmann. Dieſe waren aber in einer Viertelſtunde abgethan. Der Amtmann und ſeine Frau wuſſten nicht, wie ſie ſich dabey nehmen ſollten? Marie ließ ſich nur ein paarmal auf einige Augenblicke ſehen. Sie war allzu verwirrt. Sobald das Geſchäft abgethan war, lud ſich Selbert ſelbſt auf mein Zimmer ein. Marie war gleich auch da. Selbert gieng auf ſie zu, und ſchloß ſie ſchweigend in den Arm. Sie konnte nichts als ſchluchzen, und ward faſt ohnmächtig. — Alſo darf ich hoffen? ſagte endlich Selbert; Wollen ſie die Mutter meiner Kinder werden? Darf ich dieſe Hand die meinige nennen? — Edler Mann! ſagte ſie; Verzeihen ſie! Ich kann nicht reden. Aber dieſes Herz, dieſe Thränen . . . O ſie ſind mir mehr werth, als Worte, ſagte Selbert. — So ſprachen ſie noch eine Zeitlang, und ich ſtund zur Seite, und ſah den Ausbrüchen ihrer Empfindung mit Thränen zu. Endlich, da ſie ſich ein wenig erholt hatten, ſagte ich: Nun hab ich aber auch eine Bitte, daß ſie mich als Koſtgängerinn auf einige Zeit zu ſich nehmen. Selbert glaubte anfangs, ich ſcherzte nur; Als ich ihn aber verſicherte, daß es mein Ernſt ſey, bezeugte er die gröſſte Freude drüber, ſo wie auch Marie. Sie verabredeten ſich drauf, ihre Abſichten noch geheim zu halten, weil Marie drauf beſtand, erſt an

ihre

ihre Mutter zu ſchreiben, und ſie um die Einwilligung zu ihrer Verbindung zu erſuchen, ob ich gleich zweifle, ob ſie dieſe erhalten wird. Sie verſprach ihm drauf, ihn bald in Felbach zu beſuchen, und er ſchied mit der gröſſten Zärtlichkeit von ihr. Meine Baaſe iſt noch immer der Meynung, daß alles mir gelte, und ich höre deßwegen täglich nichts als Vorwürfe und Sticheleyen von ihr an, um die ich mich aber nicht viel bekümmere, weil ich weis, daß ich bald von ihr loskomme. Wenn ſie könnte, ſo würde ſie mich mit ihren Blicken tödten. Auch ihr Mann, der ſchwächer iſt als ein Kind, hat ſich von ihr ſo weit bringen laſſen, daß er mir oft die derbſten Grobheiten und Sottiſen ins Geſicht ſagt. Mich dauren nur die armen Kinder der Amtmänninn, die ich ſo herzlich lieb habe, daß ſie unter den Händen ihrer Mutter, die ſich um ſie gar nichts bekümmert, wieder ganz verwildern werden. Aber wer kann mir zumuthen, mich von ihrer Mutter ſo arg mißhandeln zu laſſen?

Und nun noch ein paar Worte von mir ſelbſt! Ich werde nun zwar vor der Hand bey Selbert in die Koſt gehen. Weil ich aber fürchte, ich möchte ihm in die Länge beſchwerlich fallen, und weil ich nun feſt entſchloſſen bin, nicht mehr zu heyrathen, ſo halt ichs vor das beſte, mich in das Jungfernſtift in der Stadt einzukaufen, wenn wieder eine Stelle ledig iſt. So häng ich dann doch weiter von keinem Menſchen ab, und habe das Vergnügen, Dir, meine Julie, nahe zu ſeyn, und öfters Deinen Umgang genieſſen zu

können.

können. Den Reſt meines Vermögens vermache ich dann den Kindern der Amtmänninn. Schreib mir bald, ob Du mit dieſem Entwurf zufrieden biſt? Du haſt mir ohnedieß ſchon lange nicht geſchrieben. Ich bin ewig Deine zärtliche

Sophia B**.

17.

Sophie an Madame Meyer.

Felbach, den 25. Febr. 1778.

Vor acht Tagen, meine beſte Julie, war die Vermählung des rechtſchaffnen Selbert und unſrer lieben Marie. Es war ſeit dem Tod meines Wilhelms einer meiner vergnügteſten Tage. Selbert und ſeine Marie ſind ein ſo vergnügtes, glückliches Paar, als es wenige auf der Welt giebt. Sie weiß ſich ſo ganz in ihren neuen Stand zu ſchicken, und beſitzt die Liebe ihrer Kinder in dem höchſten Grade. Ich lebe bey den beyden Perſonen wie eine Schweſter, und bin ſo glücklich, als es meine Umſtände nur erlauben. Wenn der Geiſt unſrer ſeeligen Selbert noch zuweilen ihr Haus und die Ihrigen beſuchen darf, ſo muß ſie ſelbſt voll Seeligkeit über das Glück derſelben ſeyn, und den Tag ſeegnen, da Marie am Altar ihrem Selbert ihre Hand gab.

Mariens Mutter ſchrieb eine ſolche Antwort, wie es wohl keines von uns erwartet hätte. Sie freue ſich, ſchrieb ſie, über das

Glück ihrer Tochter, und gebe ihre gänzliche Einwilligung in ihre Verbindung. Wenn nicht eine Krankheit ſie verhinderte, ſo würde ſie ſelbſt auf die Hochzeit kommen. Ich kann mir dieſe unerwartete Antwort aus nichts beſſer erklären, als aus der vortheilhaften Schilderung, die ihr Marie von ihrer Verbindung gemacht hatte, und mit Recht machen konnte, und weil Marie, auf Selberts ausdrückliches Verlangen, ſich keinen Heller zum Heyrathsgut ausgebethen hatte. Auch mag die Krankheit, von der ſie ſchreibt, das ihrige mit zu der ſo freudigen Einwilligung beygetragen haben; Denn die Pfarrerinn fürchtet den Tod mehr als alles, und ſoll, wie dergleichen Leute gemeiniglich ſind, äuſſerſt abergläubig ſeyn.

Sobald die Amtmänninn hörte, daß Selberts Abſichten nicht auf mich, ſondern auf Marien gehen, wendete ſie plötzlich wieder um, und ließ ſich zu den niedrigſten und kriechendſten Schmeicheleyen herab. Ich hieß nun auf Einmal wieder ihre liebe Sophie, ihre liebe Baaſe; Sie hab es doch immer gedacht, ſagte ſie, daß ichs nicht werde über mein Herz bringen, und ſie und ihre Kinder ſo verlaſſen können; Sie hab oft zu ihrem Mann geſagt: Gieb acht, die liebe Baaſe hat uns zu lieb, als daß ſie ihr Vermögen an landfremde Leute hängen ſollte. Sie denkt dazu viel zu gut und zu chriſtlich. — Durch ſolches und ähnliches elendes Gewäſche ſuchte ſie das verdorbne wieder gut zu machen, und hielt mich für einfältig genug, daß ich mich dadurch würde fangen laſſen. Sobald ich ihr aber ſagte, daß ich künftig mich in Selberts Haus aufhalten

würde,

würde, da wies ſie die Klauen wieder, ſpie Gift und Galle, und überhäufte mich mit Vorwürſen und Schimpfwörtern, mit denen ich das Papier nicht beſudeln mag. Kurz, ſie machte mir die letzten acht Tage, die ich noch in ihrem Hauſe zubrachte, zu wahren Martertagen. Als ich mit Marien wegfuhr, ließ ſie ſich nicht einmal ſehen, um Abſchied zu nehmen. Die Kinder lieſen dem Wagen bis vor das Dorf hinaus nach, und machten durch ihre Wehklagen alle Bauren rege. Ich ſchenkte jedem noch einen Louisd'or zum Abſchied. Ach, was hilft mich das? ſagte Wilhelm. Nimm du lieber dein Geld wieder, Baaſe, und bleib bey uns! — Die Trennung von dieſen lieben unſchuldigen Geſchöpfen ſchmerzte mich unendlich. Sonſt aber iſts mirs jetzt, als ob ich im Himmel wohnte, da ich das ewige Spötteln und Sticheln meiner Baaſe nicht mehr hören darf, und in einem Hauſe wohne, wo Friede und Liebe ſich küſſen, und die Freundſchaft ihren Sitz aufgeſchlagen zu haben ſcheint.

Es freut mich, liebe Julie, daß Du auch mit der Wendung, die Mariens und mein eignes Schickſal genommen hat, zufrieden biſt. Was Du mir aber wegen des Jungfernſtifts ſchreibſt, iſt mir völlig räthſelhaft. Es ſcheint, Du wünſcheſt immer noch, daß ich heyrathen ſoll. Ach Julie, das kann und werd ich nimmer thun. Auch meine Geſundheitsumſtände werdens verbiethen. Doch genug davon für dießmal. Deine

Sophie.

18.

Sophie an Madame Meyer.

Felbach, den 4. April 1778.

Nur wenig Worte, meine Allertheureſte! Vor einigen Tagen glaubte ich nicht einmal, daß ich Dir nur noch eine Zeile würde ſchreiben können. Das Schickſal meines Wilhelms hat auch mich betroffen. Ich habe auch Blut ausgeworfen, wie er. Und nun werde ich bald, ach in kurzer, kurzer Zeit bey ihm ſeyn. Der Doktor ſagt es, und ich fühl es. O Gott, ich glaubte nicht, daß ich den Geliebteſten und meine andern Theuren ſo bald ſchon wieder ſehen, ſo bald ſchon wieder ganz glücklich werden ſollte. Dank dir dafür, Alliebender!

Man hat mir die letzten Tage meines Lebens noch ſehr ſauer gemacht. Meine Baaſe hat noch meine Ehre angetaſtet, und überall ausgeſtreut, ich ſey Selberts Maitreſſe, und deßwegen aus ihrem Haus in das ſeinige gezogen. Gott vergeb ihr dieſe Läſterung, ſo wie ich ſie ihr ſchon vergeben habe! Es hat mich tief, tief geſchmerzt, und wahrſcheinlich meinen Tod beſchleunigt.

Ich hätte Dir, meine Allerzärtlichſte, einen Wagen geſchickt, um Dich noch einmal zu ſehen. Aber Du ſiehſt in einem Monath Deiner Niederkunft entgegen, und es hätte Dich zu ſehr angreifen können. Nimm hier noch den letzten Seegen

einer Sterbenden! Leb wohl! Bleib fromm! Leb glücklich und zufrieden! Gott ſey mit Dir und Deinem braven Mann, und Deinem ungebohrnen Kind! — Tauſend Dank für alle Deine Zärtlichkeit und Liebe! Der allesbelohnende belohne ſie Dir! O Julie, Du liebſt und fürchteſt Gott; Du wirſt auch ferner glücklich ſeyn. Gut leben iſt die beſte Vorbereitung, um gut zu ſterben. Das fühl ich und erfahre ich jetzt am beſten.

Ich werde Dir alle meine ſchriftliche Sachen und auch meinen letzten Willen verſiegelt zuſtellen laſſen. Dein Mann wird die Liebe für mich haben, für die Vollziehung des letztern zu ſorgen, da mein Geld gröſſtentheils in der Stadt angelegt iſt.

Leb wohl, liebſte, beſte Julie! Denk noch zuweilen an ein Mädchen, das Dich mit wahrer Zärtlichkeit liebte, das ſein gröſſtes Glück in der Liebe Gottes und der Liebe edler Menſchen ſuchte! Vergieb mir meine Fehler, wie ich hoffe, daß auch Gott ſie mir vergeben wird! Wenn ich nur den Ruhm hinter mir zurück laſſe, daß ich mich beſtrebte, gut zu ſeyn. Vielleicht liebte ich meinen Wilhelm zu viel. Auch dieſen Fehler wird mir Gott verzeihen. Ach er war ſo liebenswürdig! Bald, bald, o meine Julie, werd ich ihn wieder ſehen, und meine Eltern, und unſre Selbert; Und auch Dich, auch Dich einſt wieder ſehen! O Julie, ich kann Dir nicht ſagen, wie mir bey dem Gedanken iſt. —

Wenn Gott nur auch noch mein Ende leicht macht! Ich hab oft ſolche Bangigkeiten und Beklemmungen. Alles wie er will! Er wird mich auch im Tode nicht verlaſſen. — Noch den letzten Kuß der Liebe! Gott ſey mit Dir! Ewig Deine

Sophie.

Letzter Brief.

Madame Meyer an den Herausgeber des Beytrags.

F**, den 20. April 1778.

Mein theurer Freund!

Machen Sie ſich auf eine traurige Nachricht gefaßt! Vor ſechs Tagen kam ich mit meinem Meyer von Felbach zurück, von der Leiche unſerer Freundinn Sophie. Kaum hatt ich ihren letzten Brief vom 4ten dieſes, den ich hier abſchriftlich beylege, erhalten, ſo beſchloß ich, mit meinem Mann hinauszufahren, und ſetzte mich den folgenden Morgen in aller Frühe in einen Wagen. Ich hätt es mir nimmermehr vergeben können, eine mir ſo über alles theure Freundinn ſterben zu laſſen, ohne ſie noch einmal zu ſehen, und ihren Mund den letzten Abſchiedskuß aufzudrücken. Mit bangem, ſchwerem Herzen, wie Sie ſich das ſelbſt am beſten vorſtellen können, trat ich mit meinem Mann den Weg an.

Als wir durch Freydorf fuhren, ſah zu allem Unglück die Amtmännin unſern Wagen, kannte mich, und ließ, alles Proteſtierens ohngeachtet, nicht nach, bis wir ausſtiegen, und

auf ihr Zimmer giengen. Ich hätte das häß- liche, niederträchtige Geſchöpf lieber anſpucken mögen. Sie habe mit Betrübniß gehört, ſagte die Schlange, daß ihre liebe Baaſe krank ſey. Sie wäre gewiß ſchon hinüber gefahren, wenn ſie nur nicht immer mit Mutterbeſchwerungen geplagt wäre. Sie hoff aber künftige Woche ge- wiß hinüber zu kommen. Es wird unnöthig ſeyn, ſagt ich; Denn bis dahin lebt wohl meine Freundinn nicht mehr. — Ueber dieſe Nachricht war das Weib nun ſehr betroffen, nicht aus Liebe zu Sophien — denn wie könnt ein ſol- ches Geſchöpf nur eines Schattens von Liebe fähig ſeyn? — ſondern, wie das ein Blinder ſehen konnte, aus ſchändlichem Geitz und ängſt- licher Beſorgniß, Sophie möchte ſie und die Ihrigen im Teſtament vergeſſen. Sie ſagte es am Ende auch ganz deutlich, und war kriechend genug, mich zu bitten, ich möchte doch bey unſ- rer Freundinn ein Vorwort für ſie einlegen; Und weil ſie darauf noch nicht genug baute, ſo bath ſie mich, ich möchte doch auch ihre bey- den Knaben, **Wilhelm** und **Gottfried**, mit hin- übernehmen! Ich und mein Mann willigten in dieſe Bitte gern; Denn die Knaben bathen uns darum in den rührendſten, beredteſten Ausdrü- cken, und ich wünſchte nichts mehr, als mich nur je eher je lieber von der Schlange loszu- reiſſen. Wir fuhren fort, und ſie gab uns tauſend Grüſſe mit, weinte auch Crocodils- zähren in Menge.

Wir kamen ziemlich ſpät in Felbach an. Marie erſtaunte mich zu ſehen, ſagte aber gleich, ich möchte nur über Sophien nicht erſchrecken.

Sie

Sie führte mich nach einiger Zeit aufs Krankenzimmer. Die beyden Knaben, die ſchon voraus dahin geeilt waren, hatten ſich über das Bett hingeworfen, und weinten laut. Ich gieng leiſe ans Bette. Die Kranke, wachsgelb und eingefallen, ſah mich eine Zeitlang ſtarr an; Drauf lächelte ſie; Ich glaubte, daß ſie mich erkenne, und wollte ihr die Hand geben. Aber ſie wendete ſchnell das Geſicht auf die Seite, als ob ſie vor mir erſchräcke. Drauf phantaſierte ſie, und ſagte allerley wunderliche, unzuſammenhängende Dinge. Sie pflückte in ihrer Phantaſie Blumen, Immerſchönchen und Vergißmeinnicht, band Kränze, und fuhr dann wieder vor einem Drachen zurück. Dann ſprach ſie wieder mit ihrem Wilhelm, und ſchlug in demſelben Augenblick ein lautes Gelächter auf, das mir durch Mark und Bein gieng. Es war ein Anblick, der das Herz zerriß. Ein paarmal ſah ſie mich an, nannte meinen Namen, vergaß aber alles gleich wieder.

Weil ich von der Reiſe ziemlich ermüdet war, und unſre Freundinn immer fort phantaſierte, ſo legte ich mich frühzeitig zu Bette. Den Morgen drauf erkannte ſie mich ſogleich, ſtreckte ihre Hand nach mir aus, und weinte. O Liebe, Liebe! rief

ſie; So überwindeſt du denn alles? Julie, das hätt ich Dir nicht zugemuthet. — Sogleich fieng ſie wieder an zu phantaſieren. Und ſo gieng das immer fort. Zuweilen hatte ſie einige Augenblicke des Bewuſſtſeyns. Dann war ſie immer ganz Zärtlichkeit und Liebe gegen mich, und beſonders auch gegen Wilhelm und Gottfried und Marien. Das dauerte aber ſelten länger als vier oder fünf Minuten. Gegen Abend kam unvermuthet ein Blutſturz, der ſie ſo entkräftete, daß ſie gleich darauf in Ohnmacht ſank. So blieb ſie über eine Stunde, und wir glaubten durchgängig, ſie werde nicht wieder erwachen. Endlich ſchlug ſie doch die Augen auf, ſah ſich umher, und ihr Blick begegnete zuerſt dem meinigen. Biſt du noch da, Julie? ſagte ſie mit ſchwacher Stimme und mit ſanftem Lächeln. Du biſt doch getreu bis in den Tod. Hier ſtürzten mir die Thränen in die Augen. Sie faſſte meine Hand, und drückte ſie ſtark. Nicht weinen! ſagte ſie; Bald iſt vollends überwunden. Der Prediger des Dorfs bethete ihr ſodann auf ihr Verlangen ein Lied vor, dem ſie aufmerkſam zuhörte. Gottlob! ſagte ſie hierauf; Nun bin ich bald da, wo ich ſchon ſo lang zu ſeyn wünſchte. Leb wohl, Julie, und ſie, Marie! und ſo nannte ſie jedes von uns bey Namen, und drückte jedem

die

die Hand. — Und wo iſt mein Wilhelm und mein Gottfried? fragte ſie hierauf. Wir machten Platz, und ſtellten beyde Kinder, die laut ſchluchzten, an das Bette hin. Ich hob den kleinen Gottfried in die Höhe. Lebt wohl, liebe Kinder! ſagte ſie, mit ſtärkerer Bewegung! Gott ſegne euch und eure Eltern! Werdet fromm und gottesfürchtig! Wilhelm fieng ein lautes Geſchrey an. Sie ſtreckte die Hand nach ihm aus, und wollte ſich aufrichten. Da ſank ſie zurück, und — in einer Minute war der edle Geiſt entflohen.

Unſere Empfindungen, die verſchiednen Aeuſſerungen unſers Schmerzes darf ich Ihnen, mein theurer Freund, nicht erſt ſchildern. Sie wiſſen, wie viel, wie unendlich viel jedes von uns an Sophien verlohren hat. Sie kannten ſie, kannten ihr edles Liebe- und Empfindungsvolles Herz, ihre unverbrüchliche Treue gegen jeden, dem ſie einmal ihre Liebe geſchenkt hat, ihren Eifer für das Wohl eines jeden ihrer Mitgeſchöpfe, ihre Frömmigkeit und unverfälſchte Gottesfurcht, ihren Muth, ihre Standhaftigkeit und Gelaſſenheit im Leiden — kurz, Sie kannten jede Tugend, womit ihr Herz geſchmückt war. Und wie viel, wie unausſprechlich viel ſie mir geweſen iſt, wiſſen Sie auch. Ach, ich hab

an ihr eine Freundinn verlohren, wie ich auf der Welt keine mehr finden kann. Ihr verdank ich ſo viel Freuden der Jugend, ſo manche kräftige Aufmunterung zum Guten, und — was mir das theurſte auf der Welt iſt — die Hand meines Mannes. O, wie durft ich mich in jeder Angelegenheit ſo zuverſichtlich an ſie wenden! Welchen Antheil nahm ſie an allem, was mich angieng! Wie durft ich mein Herz immer ſo ganz vor ihr aufſchlieſſen! Wie offen war das ihre immer gegen mich! Wie theilte ſie mir jegliche Empfindung ihres Herzens mit! — Und ſie iſt todt, mein Freund! Iſt mir und Ihnen und uns allen entriſſen! Laſſen ſie uns an ihr Grab hintreten, und die Thränen reinſter, wärmſter Zärtlichkeit drauf weinen, und ihr Andenken ſegnen! — Du haſt ausgelitten, liebſte, beſte Seele! Biſt den Leiden des Lebens entronnen, und bey Gott und deinem Heyland, den du ſo treu liebteſt; Biſt bey deiner Mutter, unſrer Selbert, und bey deinem Wilhelm. Wohl dir, du Geliebte! Friede ſey mit dir bis auf den groſſen Tag des Wiederſehns! —

Hier ſend ich Ihnen die Aufſätze unſrer Seeligen. Sie werden dadurch gewiß nicht weniger gerührt werden, als ich. — Die Hälfte ihres

Ver-

Vermögens hat ſie den Kindern der Amtmänninn vermacht. Tauſend Thaler Selberts Kindern, und eben ſo viel an das hieſige Armenhaus. Auch mein noch ungebohrnes Kind hat die Zärtliche nicht vergeſſen.

Ewig, ewig ſey ihr Andenken mir heilig! Ihnen, mein Theurer, iſts gewiß auch. Ich bin Ihre wahre Freundinn

Julie Meyer.

Nachbericht des Herausgebers dieſer Briefe.

Ich war anfangs geſonnen, meinen Leſern die im Vorhergehenden einigemal berührten Aufſätze Sophiens an ihren Wilhelm auch mitzutheilen. Aber einige wichtige Urſachen bewogen mich, dieſen Vorſatz wieder aufzugeben. Eine davon iſt dieſe: Es iſt bekannt, daß in der Schriftſteller- und Leſerwelt von jeher ſo gut Moden geherrſcht haben, und noch herrſchen, wie in der ſchönen Welt. Gegenwärtig herrſchen, wo ich mich nicht irre, in der ſogenannten ſchönen Litteratur hauptſächlich zwo einander ganz entgegengeſetzte Moden; Nehmlich auf der Einen Seite „übertriebene Empfindſamkeit, oder, wie man ſie jetzt nennt, Empfindeley,„ und auf der andern Seite „Spott und Eyfer gegen alles, was Empfindſamkeit, und auch wohl Empfindung heiſſt.„ Unter der Fahne der erſten Mode dienen hauptſächlich junge

Leute,

Leute, Frauenzimmer, und vorzüglich Verliebte. Sie erheben jedes Schriftchen, das in der Uniform der Empfindung auftrit, bis zum Himmel, verlaſſen die gewöhnliche Menſchenſprache, ſprechen und ſchreiben nichts als Sprache der Natur, der Kraft und des Gefühls, und kopieren den Helden oder die Heldinn dieſes oder jenes Buchs mehrentheils ſo ärmlich und ungeſchickt, daß man eher glauben ſollte, ſie hätten ihr Original im Tollhaus aufgeſucht; Ja, ſie ſchreiben endlich alle Thorheiten, die ihnen einkommen, auf Koſten der Verfaſſer, deren Geſchöpfe, die oft gar nicht zur Nachahmung aufgeſtellt ſind, ſie ſo ungeſchickt kopieren.

Dieß ſehen dann die Herren von der Gegenparthie, die hauptſächlich aus alten, grämlichen Eltern, Vormündern, Hageſtolzen, alten Jungfern, oder aus Kunſtrichtern, oder witzigen Köpfen und dergl. beſteht; Sie gerathen, und das mit Recht, in Eifer über das unglückliche Nachahmervölkchen; Aber, anſtatt dieſes nur zu züchtigen, oder mit Liebe wieder zurecht zu weiſen, laſſen ſie ſich von ihrem Eyfer ſo weit übermannen, daß ſie nun auch die mißbrauchten Bücher, die ſo ungeſchickt und falſch kopierten Helden oder Heldinnen, und endlich auch noch die Autoren, die ſo

oft

oft an ſolchem Unfug ganz unſchuldig ſind, anfallen, und ſie bald mit Verdrehungen und Konſequenzmachereyen, bald mit kahlen Spöttereyen, bald mit beiſſendem und boshaftem Witz, bald mit Grobheiten oder andern eben nicht rühmlichen Waffen bekriegen, und — mißhandeln u. ſ. w.

Dieſe Betrachtung bewog mich, Sophiens Aufſätze zurück zu behalten. Sie ſind Kinder der Empfindung; Und es würde mir beydes gleich wehe thun, wenn das Völkchen der Empfindſamen mit ihnen als mit Puppen ſpielte, oder wenn der andre Haufe ſie mit Spöttereyen, falſchem Witz oder Grobheiten mißhandelte, und alles das, was aus dem Herzen floß, verdrehte und entheiligte.

Miller, Johann Martin,

Johann Martin Millers Beytrag zur Geschichte der Zärtlichkeit aus d.
Briefen zweyer Liebenden

Frankfurt ; Leipzig 1780

Coburg, Landesbibliothek -- D III 11/15
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11941426-5